An Asch'n!

Ferdinand Raimund

Roman

von

OTTO HORN

Dritter Band.



Wien Verlag von Eduard Hügel.

Ferdinand Raimund.

Roman
aus Wien's jüngster Vergangenheit.

Von

Otto Horn.

Dritter Band.

Wien, 1855.

Verlag von Eduard Hügel,
Herrngasse Nr. 251.

Druck von L. C. Zamarski, Universitäts-Buchdruckerei
(vormals J. P. Sollinger).

1. Baldige Scheidung.

Die Frauen halten in gewissen Dingen zusammen, wie die Männer in gewissen Dingen zusammen halten.

So auch hier. Der Hausmeister erzälte seinem Weibe, daß der Preuße, welcher früher bei Raimund gewohnt, sich bevor noch Raimund mit seiner Frau heimgekommen, das Hausthor habe aufsperren lassen, und ihm vertraut, daß er auf den jungen Ehemann warten und ihm die Augen über seine Frau öffnen wolle.

„Ich will der Frau Louise zeigen, sagte Bebe, daß ich mich nicht ungeahnt von ihres Mannes Seite vertreiben lasse; ich will ihr einen Spuk bereiten, an den sie Zeit ihres Lebens denken soll!"

Ei! das ist ja ein infamer Mensch! erwiederte die Hausmeisterin, davon will ich doch Frau Raimund sogleich unterrichten!

Unterstehe Dich nicht! versetzte der Hausmeister.

Ich unterstehe mich aber doch! entgegnete sein Weib, und im Fluge trat sie bei Frau Raimund ein und theilte ihr die schlechten Vorsätze mit, die Bebe gegen sie ausgesprochen hatte.

Sie können selbst jedes Wort vernehmen, das der Preuße spricht, sagte die Hausmeisterin. Begeben Sie sich nur in meine Küche. Die Fenster sind offen. Ihr

Herr Gemal und der Preuße führen ihr Gespräch ziemlich vernehmlich.

Ich danke Ihnen, waren die Worte der Frau Raimund; ich bitte Sie, Ihr gutes Werk nicht zur Hälfte auszuüben. — Ganz in der Nähe, im „Hirschen" wohnt Kaufmann Ellborn. Zu diesem eilen Sie; bitten Sie Vater und Sohn augenblicklich sich hieher zu bemühen. Theilen Sie diesen Beiden mit, was Sie mir mitgetheilt und setzen Sie bei, die Herren Ellborn möchten einer armen Frau beistehen, welche ein böser Mensch um ihren ehelichen Frieden zu bringen beabsichtigt.

Ja, ja, das thue ich mit Freuden! rief die Hausmeisterin. Nun warte, Bebe! sagte sie, wenn du glaubst, nach Wien gekommen zu sein, um häusliches Glück zu zerstören, so rufe ich dir nur das Wiener Sprichwort zu: „Da hat es Zeit bei den Preußen!"

Frau Raimund begab sich an das verrätherische Fenster.

Sie hörte jedes Wort, das Bebe mit ihrem Gatten sprach.

Sie vermochte sich kaum zu halten über die Nichtswürdigkeiten, schändlichen Entstellungen und abscheulichen Lügen, welche Bebe sich gestattete.

Schon wollte sie dem elenden Verleumder zurufen: „Daß dir die Lästerzunge in den Hals fahre, und du ersticken möchtest an deinem Geifer!" da wurde das Hausthor geöffnet, und in den Hof traten Ellborn und Sohn, von der Hausmeisterin hereingeführt.

Frau Raimund eilte ihnen entgegen.

Wo ist der Verleumder? fragte der alte Ellborn, und schwang dabei sein spanisches Rohr.

Um Gottes willen! kein Aufsehen, bat Frau Raimund. Bemühen Sie sich in meine Wohnung. Ich

werde meinen Gatten und Herrn Bebe ersuchen, meine Ehre nicht hier im Hofe besudeln zu lassen. Ich werde Raimund und Bebe in unsere Wohnung führen. Wir befinden uns in einem Hause mit hundert Fenstern, und hinter diesen Fenstern lauern eben so viele Neugierige!

Vater Ellborn und Sohn befolgten den Wink der gekränkten Frau.

Indeß setzte „Jago-Bebe" seine Szene mit „Othello-Raimund" fort.

Sie sind ein „ungläubiger Thomas," ein „unentschlossener Elias," Herr Raimund, eiferte Bebe, wenn Sie noch nicht wissen, was Sie zu thun haben. — Mit beispielloser Pflichtvergessenheit behandelt Sie Ihre Frau, schon nach acht Wochen Ihrer Ehe — in acht Monaten haben Sie solche Hörner, daß Sie nicht mehr auf der Straße sich zeigen können!

Deshalb wollen wir in unsere Wohnung kommen! versetzte Frau Raimund, und ergriff Bebe am Arme. — Nicht wahr, lieber Raimund, in unserer Wohnung soll der Stab über mich gebrochen werden?

Bebe erstarrte zu Eis, als er bemerkte, daß Frau Raimund ihn belauscht hatte.

Raimund war eben so betreten.

Entschuldigen Sie, sagte Bebe und wollte sich losmachen.

Nicht von der Stelle! versetzte Frau Raimund mit einer Stimme, welche ihre ganze Wuth verrieth. Ich bitte die Herren, und zwar dringend in unsere Wohnung zu kommen. — Machen Sie keinen Versuch, Herr Bebe, mir entwischen zu wollen. Das Hausthor wird Ihnen nicht aufgesperrt. Auch wohnt der Polizei-Kommissär Löw im Hause, den ich augenblicklich rufen werde, mir gegen Sie beizu-

stehen, wenn Sie den geringsten Versuch machen, mir entkommen zu wollen.

Gehen wir in meine Wohnung! sprach Raimund.

Frau Raimund zog Bebe in ihre Wohnung.

Raimund folgte.

Aber wie erschracken Raimund und Bebe als sie die Herren Ellborn hier fanden.

Sie haben meinem Manne Mittheilungen über mich gemacht, hub Frau Raimund gegen Bebe sich wendend, an, die ihn mir entfremden, vielleicht gar eine Ehescheidung bezwecken sollen. Sie haben ein Gespräch zwischen mir und dem jungen Herrn von Ellborn auf eine so unwahre Art erzält, daß ich Sie ersuchen muß, dieses Gespräch hier vor diesem Herrn und mir zu wiederholen. Dieses ist der junge Herr von Ellborn, reden Sie! —

Und ich bin der alte Ellborn, versetzte sein Vater, und schlage meinen Sohn todt, wenn Sie ihm ein Wort ins Gesicht zu sagen vermögen, das so lautet, als hätte er sich gegen Frau Raimund unanständige Ausdrücke erlaubt.

Herr Ellborn schwang dabei seinen Stock mit merklicher Entrüstung.

Sie haben unter anderm meinem Manne mitgetheilt, fuhr Louise fort, daß Herr von Ellborn und ich uns nur mit unseren Taufnamen angeredet hätten! Ist dies wahr?

Es schien mir so! stotterte Bebe.

Nein, meinem Gatten gegenüber schien es Ihnen nicht so. Sie sagten es mit Bestimmtheit, da er Sie noch ausdrücklich fragte, ob ich Herrn von Ellborn und Herr von Ellborn mich wirklich bei den Taufnamen angesprochen hätten?

Es mußte wohl so sein! warf Raimund ein; wie

hätte Herr Bebe denn sonst wissen können, daß Herr von Ellborn Gustav heiße?

Bebe gab keine Antwort.

Sprechen Sie, Herr Bebe, tobte der alte Ellborn, hatten Sie den Muth, Herrn Raimund dies zu sagen, so wiederholen Sie es auch hier.

Ich nannte Herrn von Ellborn nicht bei seinem Taufnamen, entgegnete Frau Raimund, weil ich ihn nicht wußte, weil ich Herrn von Ellborn früher nie gesehen, nie gesprochen, weder von seiner Familie noch von ihm auch nur sprechen gehört hatte.

Herr Bebe, sagte Raimund, Sie wollten mir durch Ihre Mittheilungen offenbar einen Dienst erweisen. Wenn Sie Ihre Angaben zurücknehmen, so nenne ich Sie einen Verleumder, und so wahr Gott ist, ich züchtige Sie als solchen. —

Entschuldigen Sie, Herr Raimund, versetzte Bebe, sich immer mehr entfärbend, ich verdiene wahrlich nicht von Ihnen so inquisitorisch behandelt zu werden! Das ist ja ein Verhör zum Teufelholen! — Sie torquiren mir völlig! — Es fehlen nur spanische Stiefel und Daumschrauben. Sie wollen mir züchtigen und der alte Herr schwingt auch in einemfort seinen Stock! — Mir blühen also Prügel, ich mag sagen was ich will.

Die Wahrheit sagen Sie! rief Frau Raimund, die Wahrheit! — doch wir wollen der Sache bald ein Ende machen.

Sie ergriff den Glockenzug und läutete dem Bedienten.

Karl! befahl sie dem Bedienten, bemühe Dich hinauf zu dem Herrn Polizeikommissär Löw; — ich lasse ihn bitten, sogleich —

Um des Himmels willen nicht! bat Bebe. Dieser Kommissär Löw droht mir ohnehin immer wie ein

wüthender Löw'. So oft er mir kommen läßt, brüllt er mir das gräßliche Wort „Schub" in die Ohren! Ich will bekennen. Ich will sagen, daß es nicht wahr ist, was ich Herrn Raimund angegeben; daß nichts wahr ist, als daß ich Frau Raimund mit diesem jungen Herrn allein in Heiligenstadt bei dem Tanzzelte getroffen, ich will auch erklären, daß nicht einmal die Angabe richtig ist, daß Herr von Ellborn Frau Raimund zum Tanze aufgefordert. Alles dies will ich sogar schriftlich geben, nur keinen Löw, nur keinen Schub, nur keine Prügel!

Aber daß sich Beide bei ihren Taufnamen genannt, diesem widersprechen Sie nicht? schrie Raimund.

Da will ich meine ganze Bosheit bekennen, erwiederte Bebe. Der Haß, der sich meiner gegen Frau Raimund bemeisterte, weil sie mich haßte und es mir unmöglich machte, ihren Gatten zu besuchen, dieser Haß trieb mir an, ihr einen Schabernak zu spielen. — Alles, was ich erfinden könnte, sagte ich zu mir selbst, dürfte mir widerlegt und bestritten werden. — Ich ersann mir also Etwas, das nicht wie eine Verleumdung klang. — Wenn ich nur den Taufnamen von dem jungen Herrn wüßte! dachte ich, da könnte ich Etwas Verdächtiges vorbringen, was die größte Wahrscheinlichkeit hätte! — Ich schlich daher Beiden in einiger Entfernung nach und bemerkte, daß sie mit ihrer Gesellschaft im Nußdorfer Hohlwege zusammen gekommen, in das Fischerhaus an der Donau sich begaben. — Dort nahm ich den Fischer ins Gebet. — Ich fragte, wer der dicke Herr sei? — Er antwortete, ein Kaufmann, der in Wien lebt, und mich mit seiner Familie sehr oft besucht. Und der junge Herr? — Ist sein Sohn, antwortete der Fischer. — Sein Name? — Sein Name ist Gustav, erwiederte er.

Sie sind ein Elender! Herr Bebe, ein raffinirter Lump! schrie der alte Ellborn.

Ja, Sie sind ein raffinirter Schurke! bekräftigte Herr Raimund. Und wenn Sie je über Wien Etwas Ungünstiges drucken lassen sollten, werde ich diese Ihre nichtswürdige Handlung in den preußischen Blättern bekannt machen.

Abbitten! Abbitten! tobte der alte Ellborn; — Frau Raimund abbitten, und jedes Wort, das Ihr Schandmaul ausgestoßen, zurücknehmen! Herrn Raimund abbitten! jedes Schandwort zurücknehmen, meinem Sohne abbitten, und wieder jedes Schandwort zurücknehmen!

Ei, ich nehme das nicht so hin! versetzte Gustav, dieser Verleumder muß bestraft werden. Morgen ist mein erster Gang zur Polizei!

Wollen Sie mir auf den Schubwagen bringen? winselte Bebe. Mein Geld ist alle! Bis meine Mutter mir wieder Spähne sendet, bewahrt man mir im Polizeihause, und dann heißt es: „Schube dir!"

Laß ihn! versetzte der alte Herr; aber abbitten muß er, auf der Stelle abbitten! —

Und so bitte ich denn feierlich ab, stöhnte Bebe. — Ich abbitte Sie, Frau Raimund, ich anerkenne Ihre Rechtschaffenheit, ich darstellte Lügen, Frau Raimund. Ich wiederhole dasselbe gegen Sie, Herr Raimund; ich war würdignichts in meiner Rache; — ich abbitte Sie, Herr Justav, ich sprechewider, was ich gesagt. Verzeihen Sie, verzeihen Sie alle drei! Durch meine infame Rache habe ich Ihnen, Frau Raimund, Böses zufügen wollen. Mehr als mein gekränktes Herz hat mir hiezu meine Jeldverlegenheit getrieben, diese intriguante, mechante Handlungsweise zu üben. Ich wollte bei Herrn Raimund einige Thaler pumpen, um nach Dresden zu gelangen, wo mir die

Wiener Polizei nicht täglich fragen kann: Von was leben Sie, und von was wollen Sie die Schulden bezahlen, die Sie gemacht haben? Um derentwillen werde ich fast täglich von der Polizei gemahnt.

Sie besitzen ja eine reiche Familie, bemerkte Raimund.

Das wol! versetzte Bebe, aber ich praßte doch gar zu viele in Wien. — Früher war ich meiner Familie zu schmutzig, dann wieder zu rein. — Das heißt, ich verfiel von einem Extrem ins andere! Und wenn Einer in dem schönen Wien einmal dahin gelangt, Geld auszugeben, so findet er kein Ende. Jetzt bin ich zu rein, das will sagen, meine Taschen wurden so blank, daß nicht einmal eine Spur von einem schwarzen Groschen darin zu finden ist!

So hätten Sie mir geschrieben! grollte Raimund. Im Anbetracht, daß Sie einmal ein ganz honnetter Mensch, und dabei immer ein komischer Kauz waren, hätte ich in Erinnerung früherer Kameradschaft — hätte ich — — doch was hilft es, wenn ich Ihnen hier sage, was ich hätte — — da haben Sie 20 fl., diese schenke ich Ihnen aus Freude, daß meine Frau — eine brave Frau ist!

Raimund umarmte Louise.

Nu, hören Sie, sagte der alte Ellborn, in Anbetracht, daß aus der Zurücknahme Ihrer Verleumdung, hervorgeht, daß mein Sohn ein braver Sohn ist, schenke ich Ihnen 40 fl.; aber nur trachten Sie, daß Sie von Wien fortkommen. Erfahre ich, daß Sie nach drei Tagen in Wien sind — so gehe ich zur Polizei, dann Jüngling: „Schube dir!"

Bebe nahm das Geld.

Dank! Tausend Dank! rief er. 60 fl. für eine schlechte Handlung! Was hätte ich erst gekriegt, wenn ich eine gute vollbracht! Ach wie edel ist man

in Wien! Frau Raimund, bat er, sehen Sie mir nicht immer so grimmig an! Bei Jott, ich bereue meine Erbärmlichkeit! Frau Raimund — verzeihen Sie mir, ich bitte noch einmal — und — und —

Nichts weiter! unterbrach ihn Louise.

Karl! rief sie, dem Herrn Bebe hinausleuchten! „Herr Bebe geht und nimmer kehrt er wieder!"

Herr Bebe ging unter Bücklingen fort.

Herr und Frau Raimund dankten den beiden Ellborn und baten um Entschuldigung, daß sie die Herren noch in der Nacht molestirt.

Komm' Gustav, rief Ellborn zu seinem Sohne. Die Mutter ängstigt sich sonst um uns; daß wir beide nach ein Uhr Nachts nach Hause kommen davon hatte sie noch kein Beispiel!

Die Ellborns nahmen von Raimund und Frau herzlichen Abschied.

* * *

Bei diesem vorübergehenden Ungewitter blieb es nicht.

Wie schon in dem Eingange des vorigen Kapitels bemerkt wurde: „die beiden harten Steine paßten nicht zusammen."

Frau Raimund war nicht zum Nachgeben bei den Launen ihres Mannes geboren. Herr Raimund konnte sich nicht darein finden, den Eigensinn seiner Frau zu ertragen. Endlich quälte die Eifersucht den Gatten unaufhörlich. Wenn sie zufällig auf dem Theater in eine Loge oder ins Parterre blickte, und er ertappte sie dabei, so gerieth er außer sich.

Dieser ewige häusliche Zwist, bemerkte Raimund eines Tages seiner Frau, stört mich in meinem Berufe. Wenn mich Deine schöne Gestalt zu Dir hinzieht, stößt mich Dein abscheulicher Humor wieder zurück. Wenn ich

Dich an mein Herz drücken will, stellt sich in meiner Fantasie immer einer der verfluchten Kerle zwischen Mir und Dir, welche die Perspektive nach Dir richten, und mit den Stechern Dich begaffen. Der tägliche Hader, die verfluchte Eifersucht, hält mich ab, meine Rollen wie früher zu studiren. Ich bin nicht für den Ehestand, nicht für den häuslichen Krieg; die Kunst gedeiht nur im Frieden! Ich bitte Dich, Louise, laß uns lieber auseinander gehen. — Für Dich und Mich wird es besser sein.

Mir recht, erwiederte Louise. Ich vermöchte es wirklich nicht, mit Dir länger auszuhalten.

Da fällt mir eben wieder ein, sagte Raimund, was mir eine sehr braves Ehepaar, dessen Tochtet ich heiraten wollte, auf meine Bewerbung, antwortete: „Es ist kein Glück in den Ehen beim Theater! sagten die Eltern. Ich behaupte: eine schöne Schauspielerin dürfe man schon gar nicht heiraten! das gesammte Männer-Publikum hat keinen andern Wunsch als: Wenn ich nur diesem Ehemann die Stirne garniren könnte! — Mich juckt meine Stirne ohnehin schon! Louise, scheiden wir mit Seelengröße! Weißt Du, so wie Meinau und Eulalia in „Menschenhaß und Reue:" „Ohne Groll." Kinder haben wir nicht, so wird uns eine Trennung um so leichter werden, und wir brauchen nicht wieder zusammen zu kommen, wenn die kleinen Fratzen „Papa und Mama" rufen! Ich gebe Dir so lange ich lebe 600 fl., damit Du siehst, daß ich Dich nicht ohne Unterstützung lasse! Du bist jung, besitzest ein schönes Talent! Du wirst Dein Glück machen! — Was mich betrifft, so werde ich mich schon fortbringen!

Frau Raimund war es zufrieden.

Eine gerichtliche Scheidung erfolgte in wenigen Wochen.

Nach der Scheidung von seiner Frau wurde Rai-

mund häufig von Freunden und Bekannten um die Ursache gefragt, warum er sich nach so kurzer Zeit wieder von einer Gattin getrennt, der er doch gewiß herzlich zugethan war.

Wir haben nicht für einander gepaßt, antwortete er.

„Die Juxmacher des Leopoldstädter-Parterres haben uns zusammen gehetzt," sagte Raimund, „vielleicht macht es ihnen wieder Jux, daß wir uns trennten!"

In einem Kaffeehause fragte man Raimund, ob er seiner Frau die jährlichen 600 fl. in „Scheinen" oder in Münze bezahle? —

Ich bezahle sie in derselben Währung, in welcher sie mich geliebt hat. Ich gebe ihr „Schein' für Schein."

* * *

Wenn die Beliebtheit Raimunds noch eine Steigerung hätte erhalten können, so wäre sie gewiß erfolgt. Raimund rauschender als bisher zu applaudiren war unmöglich; ihn häufiger zu rufen, seine Lieder enthusiastischer zur Wiederholung zu verlangen, nicht denkbar. Seine ungeschickten Freunde — ungeschickte Freunde hat jedes hervorragende Talent — ersannen nun ein anderes Mittel, ihm ihre Huldigung darzubringen. Hatten sie schon früher Ignaz Schuster, so oft er auftrat, lieblos behandelt, diesen ausgezeichneten Komiker, der ihnen durch zehn Jahre für das Höchste galt, und welcher durch die Wahrheit seines Spiels, durch seinen unversiegbaren Humor, durch die Delikatesse seiner Darstellungen, stets das höhere Publikum, die feinere Gesellschaft, die eigentlichen Kenner und die Kritik befriedigte, hatten sie diesen unvergeßlichen Ignaz Schuster, früher schon durch Hohn und Schimpf verunglimpft, so thaten sie es jetzt noch mehr.

Es gab damals im Leopoldstädter Theater eine

Klique unverschämter junger Bursche, welche heute ganz gewiß von der Aufsichtsbehörde zurecht gewiesen würde, wagte sie es in unsern Tagen den Ton anzugeben und honnette Leute in ihrem Theatergenuße zu stören. Diese albernen Jungen mißhandelten Ignaz Schuster an jedem Abende, an welchem er auftrat.

In der „Theaterzeitung" (Jahrgang 1822 Seite 191) erschien hierüber eine Notiz, welche wohl am besten beweist, welch einen gemeinen Unfug sich damals diese Ruhestörer im Leopoldstädter Theater herausnahmen.

Es wurde ein neues Quodlibet gegeben, in welchem Raimund beschäftigt war und wie immer, verschiedene Charaktere mit bewährter Meisterschaft darstellte.

Plötzlich wurde Raimund krank. Um nicht die Vorstellungen des beliebten Quodlibets zu stören, mußte Ignaz Schuster darin auftreten. Er legte sich ganz andere Szenen ein; Szenen, in welchen er seit Jahren gefiel und die, so oft er sie spielte, dazu beitrugen, seine große Beliebtheit zu steigern.

Kaum erfuhren die „Troßbuben," wie sie Raimund nannte, dieselben „Troßbuben," welche ihn ein Jahr vorher durch ihren Skandal zu der unglücklichen Heirat gezwungen, daß Schuster in diesem Quodlibet spiele, so versammelten sie sich in Massen, und zischten Ignaz Schuster unbarmherzig aus.

Die „Theaterzeitung" sagte hierüber Folgendes:

„Es ist überaus sonderbar und es erscheint als höchst „unbillig, aber es ist leider wahr, daß so oft Ignaz „Schuster mit Raimund in die geringste Kollision „kommt, sich augenblicklich gegen den ersteren eine (pöbelhafte) Kotterie erhebt, eifrig sich bemühend, dem geachteten Künstler die Lorbeern, die er sich seit Jahren erworben hat, von der Stirne zu reißen! — Warum dies?

„— Will Ignaz Schuster, Raimund in den Weg „treten? — Gewiß nicht; zu welchem Zwecke hätte er dies „auch nothwendig? — Ist er nicht längst schon akkreditirt? „Hat er nicht als einer der ersten Volkskomiker Ruhm und „Anerkennung?

„Ignaz Schuster hat gestern aus Gefälligkeit für die „Direktion, (um wegen Erkrankung des Herrn Raimund „die Vorstellungen des neuen Quodlibets nicht zu stören,) „sechs **von Raimund nie gegebene Rollen** gespielt. „Er hat sie, wie immer meisterhaft gespielt, warum „also, wenn das Publikum ihn ruft, sein Erscheinen mit „Hohn begrüßen? — Soll Ignaz Schuster, der nicht „einmal Raimundsche, sondern seine eigenen Rollen dar„stellte, durchaus nicht mehr auftreten, und zwar weil eine „Partei, welche noch ganz feuchte Ohren besitzen mag, ihn „anfeindet? — Soll Herr Raimund allein spielen? „Auch spielen, wenn er krank ist? — Dafür würden sich das „Publikum und Herr Raimund bedanken. In Wien lacht „man zu gerne, in Wien kann man nicht genug Komi„ker besitzen! — Was wollen also die jungen Herren Wi„dersacher erzwecken?“

Zum Glücke drangen diese Knaben mit der Beschimpfung des ausgezeichneten Künstlers Schuster nicht durch.

Schuster wurde von dem honnetten Theile des Publikums gerufen, und sprach folgende Worte:

„Da sieht man's, wie gut es ist, daß in einem so gro„ßen Hause, in welchem Jahr aus Jahr ein so viele In„wohner sind, zwei Hausmeister existiren. Wenn ei„ner krank ist, augenblicklich ist der andere bei der Hand, „damit nur immer die Damen und Herren, welche das „Haus besuchen, mit aller Aufmerksamkeit beachtet werden. „Gestern hat noch der junge Hausmeister das Thor auf„gesperrt, und Sie waren, wie ich sehr gut weiß, mit ihm „vollkommen zufrieden; heute sperrt der alte auf und Sie „entziehen ihm ebenfalls Ihre Güte nicht. — Ich danke „Ihnen herzlich! — Entziehen Sie uns beiden Ihre „Huld und Gnade nicht, und Sie sollen in diesem Hause „noch oft mit aller Sorgfalt für Ihr Vergnügen bedient „werden.“

Der Applaus war rauschend. Die Klique der frechen Zischer wurde verachtet, aber sie ließ nicht nach, ihre pöbelhaften Gemeinheiten fortzusetzen.

Zu diesem Parteikampfe ehrlicher Leute mit einem Gesindel, trug Leopold Huber, der bornirte Direktor, nicht wenig bei. — Er ließ wirklich, wie er sich vornahm, Raimunds Namen, so oft dieser spielte, unter den darstellenden Personen auf dem Theaterzettel mit **auffallend großen Lettern** abdrucken.

Es entspann sich hierüber in den Journalen eine Polemik, welche nicht zum Vortheile des Herrn Huber ausfiel, und die dadurch ihr Ende fand, daß Raimund in der „Theaterzeitung" erklärte: Er billige dieses auffallende Annonziren seines Namens nicht, und habe schon längst dagegen protestirt, aber keine Berücksichtigung gefunden.

Es war das Annonziren des Namens Raimund mit fingerdicken Buchstaben einer der letzten Bocksstreiche des Herrn Leopold Huber. Bald darauf brach seine Krida aus.

Das Theater kam unter eine Administration.

Doktor Manquet wurde Administrator, ein Herr Nußböck Vermögensverwalter der Leopold Huberschen Konkursmassa; der älteste Schauspieler Johann Sartori provisorischer Direktor, Bäuerle Theater-Sekretär, Ignaz Schuster Regisseur der Oper und Liederspiele, Raimund und Fermier Regisseure der Volksstücke und der Schauspiele.

Von dieser Epoche an datirt sich der Glanz, Ruf und Ruhm der Leopoldstädter-Bühne. Es wurden Johanna Huber, Therese Krones und der unvergleichliche Korntheuer engagirt. Obgleich getrennt von ihrem Gatten, blieb Madame Raimund doch ein Mitglied dieses Theaters bis zum Jahre 1824, und spielte in allen Volksstücken mit ihm. Vortrefflich in

„Aline,“ im „Gespenste auf der Bastei,“ in den „Wienern in Bagdad,“ gehörte sie zu den Lieblingen.

Bald hierauf trat Raimund als Dichter auf.

Da dieser Roman die Geschichte des Wiener Volkstheaters nur nebenbei berührt, weil er sonst zu umfangreich würde, so werden unsere Mittheilungen nur in kurzen Andeutungen, was unmittelbar auf den Helden unserer Schilderung Einfluß übte, seinen Ruhm erhöhte, seine Dichter-Karriere beförderte, seine Stellung angenehm oder unangenehm machte, berühren.

2. Nach der Scheidung.

Raimund, dessen Herz sich immer nach einem andern Herzen, einem Herzen, das die Schläge des seinigen wie ein Echo zurück gab, sehnte, fühlte sich jetzt plötzlich wie verödet. Alle seine Liebeleien und Liebschaften, selbst seine Ehe fielen unglücklich aus. Von Afanasia angefangen, bis zu Louisen, alle die zärtlichen Wesen, die er geliebt, ließ er in seiner Fantasie vorüber passiren, und bei jedem mußte er sich gestehen, daß er noch immer nicht das rechte Weib gefunden.

Afanasia, nachherige Madame Schandel, war eine entartete Person; Therese Grünthal nicht viel besser; — Emmi! — ja Emmi! meine Emmi wäre wol ein Mädchen gewesen, das Geist, Gemüth und Liebreiz besessen, aber auch sie liebte mich nicht, dazu hatte sie zu viel Selbstgefühl; dann kam Toni, diese, diese wäre wol die einzige gewesen, die mich glücklich hätte machen können, und glücklich gemacht haben würde, aber da traten Eigensinn und Vorurtheil der Eltern dazwischen, und wieder verlor ich ein theures Herz!

Endlich meine Frau! — Mein Himmel! An diese, an Louise Gleich darf ich gar nicht denken! Louise war doch eigentlich die schönste von Allen, und wenn sie gut gelaunt war, liebenswürdig und voll Herzlichkeit; — Wenn sie mich mit ihren „verzuckerten Kastanien-Augen" oft so recht feurig angesehen hat, so war mir zu Muthe wie einem Pulverfaß in der Nähe einer brennenden Lunte; — ich vermeinte jeden Augenblick, in die Luft springen zu müssen; — plötzlich entfernte sie schnell wieder den brennenden Zunder, und ich mußte auskühlen wie glühendes Eisen, das durch kaltes Wasser zum Stahle gehärtet wird! —

Mit meiner Scheidung habe ich mich übereilt! — Ich dachte nicht, daß mein Weib so leicht darauf eingehen würde! — Aber ihr war es recht! Und ich! Ich konnte nicht mehr zurück, da der verteufelte Antrag auf Scheidung, doch von mir ausging!

Morgen muß ich wieder mit ihr Komödie spielen! Wie wird's mir da ergehen! — Das verteufelte Duett:

Lehre mich die Liebe kennen,
Ach! Du kennst sie gar so gut!

Ja wol! Ja wol! Und sie hat mir dies vorzusingen, mir, der ich bei ihrer Prüfung meiner Liebe dritte Klasse, und einen Platz auf der Schandbank erhalten habe. Es ist zum Rasendwerden!

Ei was! Ich sage es ihr, daß ich mich übereilt; ich bin im Stande, und lege mir einen neuen Text unter, etwa:

Weil nur Du verstehst zu lieben,
Holdes Wesen, liebe mich,
In der Liebe mich zu üben,
Dies vermag ich nur durch Dich!

Ja, das wag' ich! Ich singe die Strofe, und applaudirt das Publikum, so fall' ich ihr auf dem Theater augenblicklich um den Hals. — Was will sie

thun? Sie muß als eine gewandte Schauspielerin auf meine Intension eingehen! — Wenn aber die Kourtine fällt, so sagt sie wieder vielleicht mit aller Kälte „gute Nacht, Herr Raimund!" und ich habe keine gute Nacht mehr, seitdem ich von ihr geschieden bin.

In jener Zeit, in welcher Raimund sich alle Mühe gab, sich mit seiner Frau wieder zu vereinigen, fiel das Engagement des Schauspielers Landner. —

Landner war die letzte Stütze des Josefstädter Theaters; allein so brillant seine Stellung diesseits der innern Stadt war, so kläglich war sie anfänglich jenseits derselben. — Landner mußte sich demüthig an Raimund halten, um nur einigermaßen Rollen zu bekommen. Landner schloß sich aber auch außer der Bühne an ihn und hätte bei ihm Lakaiendienste verrichtet, nur um von Raimund ein gnädiges Wörtchen zu erlangen.

Landner bekam es bald weg, daß Raimunds Herz leide.

Wenn Raimund schlecht gestimmt war, so durfte Landner nur von Louisen sprechen, und Raimund kam in Ekstase.

Heute habe ich sie wieder begegnet! rapportirte Landner eines Tages.

Wo? Wo? fragte Raimund hastig.

Auf dem Glacis, auf dem Wege nach der Josefstadt.

Allein?

Ganz allein?

Wie sah sie aus?

Wie ein Engel!

Nein, nicht wie sie Ihm durch ihr Aeußeres vorkam (Raimund sprach Landner nie anders als mit Er an) sondern wie sie gestimmt schien. Lustig, traurig, freundlich, mürrisch?

Mehr niedergeschlagen als aufgerichtet.

Warum niedergeschlagen?

Kann ihr gut zu Muthe sein, wenn sie den Namen des ersten Lieblings des Wiener Publikums besitzt und ihn selbst nicht!

Er ist ein Esel! versetzte Raimund. Sie könnte mich ja besitzen, ich nähme sie mit tausend Freuden wieder in mein Haus, aber sie scheint nicht zu wollen.

Ei sie will schon; aber sie kann nicht davon anfangen. Sie haben auf die Scheidung gedrungen, Sie müssen auch wieder auf die Vereinigung dringen. Sie wird am Ende nicht „Nein" sagen. Sie müssen ihr gerade wieder auf diese Art den Hof machen, wie zur Zeit, als Sie beide noch unverheiratet waren. — So Etwas gefällt einem geschiedenen Weibe außerordentlich! — Ich spreche aus Erfahrung! — Ich war von meinem Weibe über ein Jahr geschieden!

Wär' Er's geblieben! Sein Weib ist „auschiech," sieht aus wie eine Wetterhexe!

Das macht nichts! Sie entfaltete doch Reize, als ihr Onkel starb.

Richtig! Damals hatte sie 500 fl. geerbt —

Nun sehen Sie, das machte sie für mich außerordentlich anziehend.

Und seine Frau mit 500 baren Gulden fand Ihn auch wieder acceptable? Er ist ja noch wilder als sein Weib und gewachsen wie ein Moppel.

Durch Schmachten, Seufzen, Courmachen zog ich sie an.

„Gundel," sagte ich zu ihr, „kannst Du mir denn gar nicht verzeihen, daß ich einst nicht so war, wie ich hätte sein sollen?" —

Sie warf mir einen zerschmetternden Blick zu und ließ mich stehen.

Ich ermannte mich.

Sie ging nach der Holzgestätte, um, wie ich später erfuhr, eine halbe Klafter Scheiter so lang wie sie, drei Mal zum Schneiden zu kaufen.

Daß ist ein alter Spaß!

Ich weiß es, aber hieher paßt er.

Auf der Holzgestätte ist es einsam, fuhr Landner fort. Liebende können kein abgelegeneres Gehölz betreten, als in der Roßau an der Donau. — Dort hinter einem Spalier von weißbuchenen Scheitern stürzte ich ihr zu Füßen. Gundel, rief ich, wenn Du Deine Härte gegen mich fortsetzest, so kostet es mich nur einen Sprung in die Pudel-Schwemm' und ich bin nicht mehr! —

Ich rufe den Holzwächter zu meinem Schuze! entgegnete sie.

In Gottes Namen! versetzte ich.

Sie entsprang mir.

Ich ruhte aber nicht bis ich sie wieder erhaschte.

Vier Wochen dauerte mein Sturm. Endlich ergab sie sich. — Nur nicht aufhören zu stürmen und Louise sinkt wieder in Ihre Arme.

Wenn ich nur wüßte, wo ich sie einsam begegnen könnte!

Auf dem Glacis. Ihre Frau geht täglich, wenn sie keine Probe hat, nach der Josefstadt. Um eilf Uhr ist die gewöhnliche Stunde. —

Zu wem geht sie?

Zu ihrer langjährigen Freundin, der jungen Witwe Friedmann.

Morgen um eilf Uhr bin ich auf dem Josefstädter Glacis.

Das Gespräch wurde unterbrochen.

Der Dichter Meisl trat bei Raimund ein.

Ich habe Sie zu mir einladen lassen, sprach Raimund den Dichter an; ich habe Sie um Verzeihung

Endlich meine Frau! — Mein Himmel! An diese, an Louise Gleich darfich gar nichtdenken! Louise war doch eigentlich die schönste von Allen, und wenn sie gut gelauntwar, liebenswürdig und voll Herzlichkeit; — Wenn sie mich mit ihren „verzuckerten Kastanien-Augen" oft so recht feurig angesehen hat, so war mir zu Muthe wie einem Pulverfaß in der Nähe einer brennenden Lunte; — ich vermeinte jeden Augenblick, in die Luft springen zu müssen; — plötzlich entfernte sie schnell wieder den brennenden Zunder, und ich mußte auskühlen wie glühendes Eisen, das durch kaltes Wasser zum Stahle gehärtet wird! —

Mit meiner Scheidung habe ich mich übereilt! — Ich dachte nicht, daß mein Weib so leicht darauf eingehen würde! — Aber ihr war es recht! Und ich! Ich konnte nicht mehr zurück, da der verteufelte Antrag auf Scheidung, doch von mir ausging!

Morgen muß ich wieder mit ihr Komödie spielen! Wie wird's mir da ergehen! — Das verteufelte Duett:

Lehre mich die Liebe kennen,
Ach! Du kennst sie gar so gut!

Ja wol! Ja wol! Und sie hat mir dies vorzusingen, mir, der ich bei ihrer Prüfung meiner Liebe dritte Klasse, und einen Platz auf der Schandbank erhalten habe. Es ist zum Rasendwerden!

Ei was! Ich sage es ihr, daß ich mich übereilt; ich bin im Stande, und lege mir einen neuen Text unter, etwa:

Weil nur Du verstehst zu lieben,
Holdes Wesen, liebe mich,
In der Liebe mich zu üben,
Dies vermag ich nur durch Dich!

Ja, das wag' ich! Ich singe die Strofe, und applaudirt das Publikum, so fall' ich ihr auf dem Theater augenblicklich um den Hals. — Was will sie

thun? Sie muß als eine gewandte Schauspielerin auf meine Intension eingehen! — Wenn aber die Kourtine fällt, so sagt sie wieder vielleicht mit aller Kälte „gute Nacht, Herr Raimund!" und ich habe keine gute Nacht mehr, seitdem ich von ihr geschieden bin.

In jener Zeit, in welcher Raimund sich alle Mühe gab, sich mit seiner Frau wieder zu vereinigen, fiel das Engagement des Schauspielers Landner. —

Landner war die letzte Stütze des Josefstädter Theaters; allein so brillant seine Stellung diesseits der innern Stadt war, so kläglich war sie anfänglich jenseits derselben. — Landner mußte sich demüthig an Raimund halten, um nur einigermassen Rollen zu bekommen. Landner schloß sich aber auch außer der Bühne an ihn und hätte bei ihm Lakaiendienste verrichtet, nur um von Raimund ein gnädiges Wörtchen zu erlangen.

Landner bekam es bald weg, daß Raimunds Herz leide.

Wenn Raimund schlecht gestimmt war, so durfte Landner nur von Louisen sprechen, und Raimund kam in Ekstase.

Heute habe ich sie wieder begegnet! rapportirte Landner eines Tages.

Wo? Wo? fragte Raimund hastig.

Auf dem Glacis, auf dem Wege nach der Josefstadt.

Allein?

Ganz allein?

Wie sah sie aus?

Wie ein Engel!

Nein, nicht wie sie Ihm durch ihr Aeußeres vorkam (Raimund sprach Landner nie anders als mit Er an) sondern wie sie gestimmt schien. Lustig, traurig, freundlich, mürrisch?

Mehr niedergeschlagen als aufgerichtet.

Warum niedergeschlagen?

Kann ihr gut zu Muthe sein, wenn sie den Namen des ersten Lieblings des Wiener Publikums besitzt und ihn selbst nicht!

Er ist ein Esel! versetzte Raimund. Sie könnte mich ja besitzen, ich nähme sie mit tausend Freuden wieder in mein Haus, aber sie scheint nicht zu wollen.

Ei sie will schon; aber sie kann nicht davon anfangen. Sie haben auf die Scheidung gedrungen, Sie müssen auch wieder auf die Vereinigung dringen. Sie wird am Ende nicht „Nein" sagen. Sie müssen ihr gerade wieder auf diese Art den Hof machen, wie zur Zeit, als Sie beide noch unverheiratet waren. — So Etwas gefällt einem geschiedenen Weibe außerordentlich! — Ich spreche aus Erfahrung! — Ich war von meinem Weibe über ein Jahr geschieden!

Wär' Er's geblieben! Sein Weib ist „auschiech," sieht aus wie eine Wetterhexe!

Das macht nichts! Sie entfaltete doch Reize, als ihr Onkel starb.

Richtig! Damals hatte sie 500 fl. geerbt —

Nun sehen Sie, das machte sie für mich außerordentlich anziehend.

Und seine Frau mit 500 baren Gulden fand Ihn auch wieder acceptable? Er ist ja noch wilder als sein Weib und gewachsen wie ein Moppel.

Durch Schmachten, Seufzen, Courmachen zog ich sie an.

„Gundel," sagte ich zu ihr, „kannst Du mir denn gar nicht verzeihen, daß ich einst nicht so war, wie ich hätte sein sollen?" —

Sie warf mir einen zerschmetternden Blick zu und ließ mich stehen.

Ich ermannte mich.

Sie ging nach der Holzgestätte, um, wie ich später erfuhr, eine halbe Klafter Scheiter so lang wie sie, drei Mal zum Schneiden zu kaufen.

Daß ist ein alter Spaß!

Ich weiß es, aber hieher paßt er.

Auf der Holzgestätte ist es einsam, fuhr Landner fort. Liebende können kein abgelegeneres Gehölz betreten, als in der Roßau an der Donau. — Dort hinter einem Spalier von weißbuchenen Scheitern stürzte ich ihr zu Füßen. Gundel, rief ich, wenn Du Deine Härte gegen mich fortsetzest, so kostet es mich nur einen Sprung in die Pudel-Schwemm' und ich bin nicht mehr! —

Ich rufe den Holzwächter zu meinem Schutze! entgegnete sie.

In Gottes Namen! versetzte ich.

Sie entsprang mir.

Ich ruhte aber nicht bis ich sie wieder erhaschte.

Vier Wochen dauerte mein Sturm. Endlich ergab sie sich. — Nur nicht aufhören zu stürmen und Louise sinkt wieder in Ihre Arme.

Wenn ich nur wüßte, wo ich sie einsam begegnen könnte!

Auf dem Glacis. Ihre Frau geht täglich, wenn sie keine Probe hat, nach der Josefstadt. Um eilf Uhr ist die gewöhnliche Stunde. —

Zu wem geht sie?

Zu ihrer langjährigen Freundin, der jungen Witwe Friedmann.

Morgen um eilf Uhr bin ich auf dem Josefstädter Glacis.

Das Gespräch wurde unterbrochen.

Der Dichter Meisl trat bei Raimund ein.

Ich habe Sie zu mir einladen lassen, sprach Raimund den Dichter an; ich habe Sie um Verzeihung

zu bitten, daß ich das Märchen „von der Prinzessin mit der langen Nase" selbst bearbeitet habe.

Wie? Sie selbst?

Ich war leider gezwungen. Sie vertrösteten mich von einer Woche zur andern. Es kommt die Zeit heran, in welcher man der ungünstigen Theatersaison wegen, keine guten Einnahmen mehr zu machen im Stande ist. Sie haben zwar ein paar Szenen zu dieser Bearbeitung geschrieben, die Direktion wird diese Szenen Ihnen so honoriren wie ein ganzes Stück, aber das, was ich dazu geschaffen, wird aufgeführt.

Meisl lächelte mitleidig.

Fürchten Sie sich nicht! bemerkte Raimund. — Mein Name wird als Verfasser genannt. Sie soll kein Nachtheil treffen, wenn mein Versuch mißfällt. —

Er wird nicht mißlingen! warf Landner hin. —

Haben Sie das Stück gelesen? fragte Meisl.

Ja, antwortete Landner, und ich versichere Sie, es ist sehr gut, sehr komisch und wirksam in jeder Szene. —

Ihr Urtheil, Herr Landner, entgegnete Meisl, würde mich nicht bestimmen, dies zu glauben, denn Sie haben kein Urtheil und verstehen nicht, was zu einem wirksamen Stücke gehört. Für die unglückliche Josefstädter Bühne haben Sie ein halbes Dutzend Possen verfaßt und sie fielen alle durch; allein Herr Raimund will seinen Namen auf das, von mir begonnene, von ihm vollendete Stück setzen, dies würde er sicher nicht thun, wenn er des glücklichen Erfolges nicht gewiß wäre.

Kein Dichter ist seines Erfolges gewiß, erwiederte Raimund, allein ich war so unvorsichtig, der Direktion zu vertrauen, daß ich mein Benefizstück selbst ge-

schrieben, und das alte Weib Sartori hat es aller Welt wieder gesagt; darauf war ich nicht gefaßt.

Nun, so werde ich denn mein Honorar einkassiren, versetzte Meisl. Mag nun das Stück ausfallen, wie es will. — Ich empfehle mich Ihnen.

Der ärgert sich wie ein Truthahn! lachte Landner.

Wenn mein Stück gefallen sollte! meinte Raimund, dann wird er sich erst recht ärgern, denn es soll nur gefallen, was aus seiner Feder kommt.

Wird Ihre Frau die Rolle der Prinzessin spielen? Oder spielt sie die der Kammerzofe Linda.

Weder die eine, noch die andere. Die Prinzessin wird die Johanna Huber spielen und die Linda: Louise Kupfer. Ich wollte eine dieser Rollen für meine Frau besonders brillant schreiben, aber es gelang mir nicht. So oft ich an sie dachte, vermochte ich nicht zu schreiben. — Ich befinde mich in einem eigenen ganz originellen Zustande; ich bin in meine eigene Frau verliebt und kann sie nicht besitzen!

Narrenspossen! erwiederte Landner. Locken Sie sie auf die Holzgestätte, und fallen Sie ihr dort zu Füßen. Lassen Sie ihr Herz nicht zu sehr in Liebesflammen entbrennen, sonst geht die ganze Holzgestätte in Feuer auf.

* *
*

Raimund würde gerne sein Stück und sein Benefiz zurückgelassen haben, wenn er nur ein kurzes Stelldichein mit Louise hätte erreichen können.

Raimund machte außer Landner noch ein halbes Dutzend zu Vertrauten seiner Liebesqualen.

Der guten hübschen Frau wurde viel zu Gehör geredet; sie hörte jedoch nicht.

8. Der Liebhaber seiner eigenen Frau.

Raimund begab sich am andern Tage gegen eilf Uhr nach dem Josefstädter-Glacis.

Er wollte sich das Ansehen geben, als käme er aus der Josefstadt um nach der Stadt einzubiegen, und begegne auf diesem Wege, seine Frau ganz zufällig.

Er wollte die Sache recht pfiffig anstellen, und patrouillirte in einem kleinen Kreise außerhalb der langen Allee.

Leider erblickte er auch von Louisen nicht die leiseste Spur. Er lief hinauf, hinunter; er durchschritt im Zizack die Rasenplätze.

„Es kam nichts von Oben
„Es kam nichts von Unten,
„Die Macht ihres Zaubers
„War gänzlich verschwunden!“

Bin ich zu frühe gekommen oder zu spät? fragte er sich. Oder hat sich Landner einen Spaß mit mir erlaubt?

Es verging eine Stunde.

Die Thurmuhren der Stadt und der Vorstädte in der Nähe der Josefstadt, schlugen zwölf Uhr.

Die Mittagsglocken wurden geläutet.

Die in den Vorstädten wohnenden und nach Hause eilenden Leute zogen ihre Hüte ab, und verrichteten ihr Mittagsgebet. Auch Raimund nahm seinen Hut vom Haupte, aber gewiß nicht um zu beten, sondern desto besser spähen zu können. Seine Frau ließ sich noch immer nicht sehen.

Wer mir den Landner jetzt herbei schaffen könnte! sagte Raimund für sich, dem würde ich ein bedeutendes Geschenk machen! Da ich nicht lieben soll, so will

ich hassen, den Landner will ich hassen, da er mich genarrt hat. Er soll meinen Haß empfinden, wo ich ihn treffe!

Der unglückliche Landner kam zu seinem eigenen Verderben auf Raimund zu.

Nun, haben Sie schon mit ihr gesprochen? fragte Landner.

Den Teufel auch! antwortete Raimund und blickte Landner wüthend an; der Teufel soll vor Allem Ihn holen, Ihn, verfluchten Kerl! der mich auf eine solche Art zum besten hat! — Ich werde es Ihm gedenken, daß Er mich auf eine so gemeine Weise gefoppt hat! —

Weshalb soll ich Sie denn foppen? fragte Landner. Ich schwöre Ihnen bei allen Heiligen, daß ich Ihre Frau auf dem Glacis einige Male begegnete; daß Frau von Friedmann meiner Frau erzälte, daß Louise, wenn sie keine Probe im Theater vorhatte, täglich nach der Josefstadt kommt. Wie können Sie denn nur glauben, daß ich Ihnen Unwahrheiten sagen werde!

Aber sie ist nicht gekommen! polterte Raimund.

Nur Geduld! Sie kann ja noch kommen.

Sie kann am jüngsten Tage kommen! wüthete Raimund.

Sie sind vielleicht zu spät hieher gekommen?

Ich war um drei Viertel auf eilf Uhr hier, und laufe nun fünf Viertelstunden wie ein Windhund herum, so daß mich alle Josefstädter, die mich sehr gut kennen, und hier vorüber kommen, für wahnsinnig halten müssen, da ich mit so großen Schritten den Wiesenplan durchmesse. —

Und nun sage Er mir, wie Er hieher kommt?

Aus Theilnahme, aus Mitgefühl, und auch ein wenig aus Neugierde. Ich hätte mich geweidet an dem

Vergnügen, Sie wieder mit Ihrer Frau lustwandeln zu sehen.

Das ist eine schöne Lust hier zu wandeln, wenn keine Hoffnung vorhanden, sie zu sehen! Ich gehe jetzt —

Warten Sie noch! — Ich gehe zu Madame Friedmann.

Ist Er verrückt?

Ich gehe nur hin, um zu spioniren. Ich lasse mich bei ihr melden und frage an, ob meine Frau nicht zugegen. —

Eine so dumme Ausrede muß ihr auffallen!

Gott bewahre! Weshalb soll ein Mann nicht nach seiner Frau fragen können?

Was wird Er denn für eine Entschuldigung vorbringen, die nur halbwegs wahrscheinlich klingt, daß Er seine Frau bei der Friedmann vermuthe?

Eine ganz natürliche! Meine Frau ist vom Hause fort, werd' ich sagen, und hat der Magd mitgetheilt, ich möchte sie in der Josefstadt abholen; nichts Näheres, nichts Bestimmteres! Nun gehe ich zu allen Bekannten in der Josefstadt, werde ich beisetzen, vermuthend, daß ich sie bei einer ihrer Freundinnen treffen werde.

Wo wohnt die Friedmann?

In der „Stadt Belgrad," im 2. Stocke. Warten Sie hier. Ich bin in fünf Minuten wieder zurück.

Raimund hatte eine unermüdliche Geduld, wenn er sich Etwas vornahm. Er wartete.

Mittlerweile wanderten noch immer mehr Bewohner der Josefstadt vorüber, welche zu ihren Familien nach Hause eilten.

Unter diesen auch ein Herr Störbl, ein Buchhalterei-Beamter.

Er kam aus seinem Amte und lief zu seiner Frau

und seinen Kindern nach Hause, um sein Mittagsbrod im Kreise der Seinigen zu verzehren.

Herr Störbl war eine Specialität.

Herr Störbl kannte auf der Welt nichts als sein Amt. — Er wußte nicht, daß es je einen Napoleon gegeben; sein Buchhalter war für ihn die einzige Größe, die ihn kümmerte. Er sprach nur von seinem Amte, von seinem Buchhalter, seinem Rechnungsrathe, seinen Rechnungsoffizialen, von den Ingrossisten, welche vor ihm, und den Ingrossisten, die hinter ihm dienten von den Akzessisten, Praktikanten, von den Amtsdienern in seinem Bureau und den Hausknechten, die in den Bureaux ab- und zugingen. Sonst gab es keine Menschen auf der Welt als diese.

Herr Störbl arbeitete fleißig. Was ihm aufgetragen wurde, that er, aber nicht ein Jota mehr. Er ging ns Amt zur vorgeschriebenen Stunde, und aus dem Amte, wenn die Bureau-Zeit um war. Er hatte keine Freude an einem Spaziergange, an einem Theater, am Gasthaus- und am Kaffeehausleben; kein Vergnügen an Musik und Lektüre. Das Einzige, was er las, war „der Staats-Schematismus," und in diesem die Rubrik „Buchhaltereien."

Raimunds Schwiegervater, Alois Gleich, war in demselben Amte angestellt, in welchem Störbl bereits seit 32 Jahren diente.

Raimund konnte diesen trockenen, faden, langweiligen Patron nicht leiden. Allein Raimund glaubte, Gleich könnte vielleicht von seiner Tochter im Amte gesprochen haben, und dies interessirte ihn; auch wußte Raimund, daß Störbl im Hause zur „Stadt Belgrad" wohne. Störbl interessirte ihn also auch deshalb.

Raimund ging auf den Buchhalteristen zu.

Guten Tag, Herr von Störbl, redete ihn Rai-

mund an. So spät kommen Sie heute nach Hause? Es muß bald ein Uhr sein!

Ja, erwiederte Störbl. Es ist heute ein neuer Rechnungsrath vorgestellt worden, und da — —

Wohnen Sie noch in der „Stadt Belgrad?"

O ja, mein Vater war schon in diesem Quartier Ingrossist, und ich —

Wohnt noch Frau von Friedmann neben Ihnen?

Ich höre. Seitdem ihr Mann, der Liquidator, todt ist, kümmere ich mich nicht mehr um sie — der hätte es weit bringen können; er war schon zum Buchhalter vorgeschlagen. —

Was macht denn Herr Gleich?

Der Herr Rechnungsoffizial?

Ja, Herr Josef Alois Gleich?

Er schreibt Stücke im Amt. Er hätte jetzt „in die 900 fl. rücken" können, aber er ist sitzen geblieben.

Spricht er nicht von seiner Tochter?

Hat er eine Tochter? Das weiß ich ja nicht einmal!

Sie ist ja auch beim Theater!

Richtig! Sie hat einen Schauspieler geheiratet, aber ich weiß nicht welchen. —

Und wurde wieder geschieden von ihrem Manne. —

Ja, ja, der Herr Rechnungsrath Nemkliteschitzki hat davon Etwas erzält, aber ich habe nicht obacht gegeben; mein Gott, wenn ich gerade im „Lateriren" bin, weiß ich oft selbst nicht, daß ich eine Frau habe. —

Kommt die Tochter Gleichs nicht oft zur Frau von Friedmann?

Die „Meinige" glaub' ich, hat so Etwas erzält.

Er sann nach.

Es fällt mir schon ein! Frau von Friedmann heiratet wieder und zwar einen ungarischen Hofsekretär;

ich hab nicht recht obacht gegeben, und des ungarischen Hofsekretärs Bruder heiratet die Gleich.

Was — was! — Wenn sie geschieden ist von ihrem Manne? Da müßte sie ja eine Jüdin sein!

Ist schon möglich! Ich hab' nicht obacht gegeben. Ich laterire den ganzen Tag über, auch zu Hause. Da schleppe ich gerade wieder einen Faszikel mit! Empfehle mich Ihnen.

Wenn es gut geht, so kennen Sie mich nicht einmal mehr. —

Nein, ich habe wirklich nicht die Ehre!

Mein Name ist Raimund.

Raimund? werde mir den Namen schon merken!

Der Schauspieler Raimund bin ich!

Schon gut!

Ich war ja mit dem Rechnungsoffizial Gleich einige Male bei Ihnen. Als er den „Eheteufel auf Reisen" schrieb, brachte er Sie als „Zerstreuten" aufs Theater!

Richtig! Ich habe davon reden gehört, aber ich habe nicht obacht gegeben!

Man zwang Sie ja an diesem Tage in's Theater zu gehen, und Sie sahen mich spielen. —

Ich hab' nicht obacht gegeben! — Ich laterirte den ganzen Abend. Ich behalte gewöhnlich 20—30 Posten im Kopfe und summire in Gedanken —

Sie sind also nicht zerstreut?

Was fällt Ihnen ein? Ein Ingrossist und zerstreut! Einer, der den ganzen Tag „laterirt!" Ich will ja Offizial werden. Wünsche guten Appetit!

Der Mann ging.

Das ist ein Original! — sagte Raimund. — Ich könnte ihn auslachen, wenn ich mich nicht selbst auslachen müßte, daß ich hier auf dem Glacis der Gefoppte bin.

Landner kam nun eilig.

Da könnten wir noch lange warten, meldete er. — Ihre Frau ist heute gar nicht bei Frau Friedmann gewesen und kommt auch nicht hin.

Ich wurde also richtig zum besten gehalten!

Nein, nein! Wir eilen hinüber an die Wien, dort finden wir sie. Um zwei Uhr unterschreibt ihre Frau den Kontrakt in der dortigen Theaterkanzlei.

O weh!

Die Unterhandlungen dauern ja schon seit zwei Monaten!

Meine Frau kann aber vor Ostern ihr neues Engagement nicht antreten.

Für Sie ist das besser!

Besser? Für mich? Ich setze den Fall, ich würde mich mit ihr vereinigen, dann bringt mich die Eifersucht um, wenn sie an der Wien spielt und ich in der Leopoldstadt. Ich eifere ja jetzt schon! So eben hat mir ein Mensch, zwar ein Narr, Etwas von einem Ungar erzält:

Was fällt Ihnen ein! Frau von Friedmann theilte mir unaufgefordert mit, daß Ihre Frau um keinen Preis von einem andern Manne Etwas wissen wolle als von Ihnen! Zwar sagte sie, sie wolle wenigstens noch einige Zeit unabhängig leben —

Unabhängig! Unabhängig! — Was heißt das? Kein Mensch ist unabhängig! — Eine geschiedene Frau schon gar nicht, auf eine solche sieht die ganze Welt! Eine geschiedene Frau darf keinen Schritt machen, ohne daß sie kontrolirt wird.

Das sollte man ihr sagen!

Die Friedmann sollt' es ihr sagen.

Machen Sie Bekanntschaft mit der Friedmann. Sie wird sich's zur Ehre schätzen! Meine Frau und ich führen Sie auf. —

Was ist denn das für eine Frau, diese Friedmann? Ich höre sie so oft nennen.

Eine charmante Frau, galant und elegant. Sie ist eine Freundin von lustigen Gesellschaften, brillanten Soupers, die aber bei ihr eingenommen werden müssen. Unter uns gesagt, sie hat nicht viel in ihrer Kassa. Wenn Sie ein Souper für fünf, sechs Personen bei dem französischen Traiteur bestellen, so machen Sie sie glücklich!

Landner, erschrecke Er mich nicht!

Alles in Ehren! Lustig sein, das Leben genießen, lachen, scherzen, anständige Konversation und ein guter Tisch, erquicken Leib und Seele.

Meinetwegen! Meiner Frau zu Ehren soll ein Souper statt finden, und zwar nicht geringer als am Abend unserer Hochzeit.

Ich gehe sogleich zur Friedmann zurück und verständige sie hievon.

Und ich nehme mir einen Fiaker und fahre zum Theater an der Wien. Vielleicht begegne ich meine Frau. Komm Er bis um halb drei Uhr zum „Kreuz" an die Wien, dort wollen wir speisen und das Weitere mit einander verabreden.

Raimund ging mit Landner von dem Glacis fort auf den Platz, auf welchem in der Nähe der Kaiserstraße, die Fiaker sich befinden.

Eine elegante Equipage rollte an Raimund und Landner vorüber.

Der Herr, welcher im Pieroutsch saß, grüßte Raimund sehr freundlich.

Raimund dankte mechanisch, ohne den Herrn genau anzusehen.

Wer war denn der, welcher hier vorüberfuhr? fragte Raimund.

Haben Sie ihn denn nicht gekannt?

Nein; ich sah zufällig nicht in den Wagen. —

Ignaz Schuster war es! In seiner schönen Equipage, in welcher er seit vierzehn Tagen auf allen Wegen der Stadt und Vorstädte herumkutschirt, war es!

Sapperment! der Wagen ist schön! Die Pferde sind allerliebst! — Eine solche Equipage muß ich auch haben! — Ich werde mir den Schuster nicht an der Nase vorüber fahren lassen, und werde dabei zu Fusse gehen! — Ich muß sehr bald eine Equipage haben, und eine weit schönere als Schuster, und die erste Person, welche in meiner Equipage fährt, muß meine Frau sein! — Ich kutschire und Er, Landner, sitzt hinten auf!

Sie können ja nicht kutschiren!

Ich werde es schon lernen!

Nur nicht umwerfen!

Wenn meine Frau bei mir im Wagen sitzt, wird sie sich überzeugen, daß sie mit mir gut fährt!

3. Die Equipage.

Raimunds Wunsch, eine Equipage, eine schöne Equipage und diese so schnell als möglich zu erhalten, beschäftigte ihn unaufhörlich.

Er lief zu allen Sattlern, allen Pferdehändlern und Pferdekupplern.

Was er suchte, fand er nicht. Es waren ihm entweder die Preise zu hoch oder die Pferde, das Geschirre derselben, selbst die meisten Wagen nicht gut genug.

Endlich erfuhr er, daß der sogenannte „Praterschmied" ein sehr hübsches Pieroutsch und zwei nette Füchse zum Verkaufe bereit habe. Sie sind Eigenthum eines Rittmeisters, hieß es, welcher wegen schneller Abreise, seine Equipage weggibt.

Raimund verfügte sich zu dem Schmiede im Prater und begehrte Pferde und Wagen zu beschauen.

Der Schmied war sehr erfreut, den beliebten Künstler bei sich zu sehen.

Pferde und Wagen sind sehr schön, berichtete der Schmied; die Geschirre recht propre. Ich würde mich freuen, wenn Sie sie kaufen möchten.

Ich lasse einspannen und mache mit Ihnen eine Fahrt zum Rondeau; bei dieser Promenade können Sie die Pferde beobachten. —

Ich verstehe von Pferden nichts, versetzte Raimund, und muß mich, was diese betrifft, auf Sie verlassen. Sie werden nicht wünschen, daß ich betrogen werde.

Wagen und Pferde wurden vorgeführt.

Raimund war darüber entzückt.

Auch ein Kutscher setzte sich auf den Bock in netter Livrée, der so zu sagen mit „in den Kauf" gegeben werden sollte.

Raimund und der Schmied stiegen in den Wagen.

Raimund stand in demselben um den Gang der Pferde besser betrachten zu können.

Er fand die Füchse allerliebst.

Am Rondeau angekommen, befahl Raimund dem Kutscher zu halten, sich rückwärts zu placiren und Raimund die Pferde zu übergeben.

Der Kutscher that es ohne Anstand.

Raimund zog die Zügel etwas an. Die schöne lange Allee, welche an jenem Morgen nicht viel befahren wurde, war bald zurück gelegt.

Mechanisch liefen die Pferde in den Hof des Praterschmiedes, und blieben bei ihrer Stallthüre stehen.

Raimund meinte er könne kutschiren. Er freute sich außerordentlich über sein, wie er sich einbildete, angebornes Pferdelenker-Talent.

Ich bin sehr zufrieden, sagte Raimund; Pferde,

Wagen, Geschirre, Alles hat meinen Beifall; wie steht es nun mit dem Preise.

Die Pferde kosteten den Eigenthümer 900 fl.; sie sind es auch werth; der Wagen wurde für 700 fl. bei Brandmeyer in der Roßau gekauft. Die Geschirre kosteten 120 fl. Alles zusammen kam auf 1720 fl. — Der Herr Rittmeister verlangt dafür nur 1100 fl.; 900 fl. hätte er schon dafür haben können.

Ich nehme die Equipage für 1100 fl., aber ich bezahle sie nicht gleich.

Damit ist dem Herrn Offizier leider nicht gedient. Er muß in einigen Tagen fort. Er würde nur 1000 fl. dafür nehmen, aber das Geld müßte sogleich erfolgen.

Ich werde es mir überlegen, versetzte Raimund, bedinge mir aber, daß bis heute Nachmittag um 4 Uhr mit keinem andern Käufer unterhandelt werden darf; dies, Herr Schmiedmeister müssen Sie mir zu Liebe thun und versprechen.

Mit Vergnügen, versicherte der Schmied.

Raimund ging, kehrte aber sogleich wieder um.

Apropos! sagte Raimund, kennen Sie Ignaz Schusters Equipage?

Sehr gut, antwortete der Schmied. Er läßt seine Pferde bei mir beschlagen.

Ist Schusters Equipage schöner als diese? Hat sie mehr Werth?

Der Schmied lachte.

Wagen und Pferde sind höchstens 500 fl. werth. Es ist zusammengesuchtes Zeug. Der „Handige" sieht gut aus, hat aber einen steifen Knöchel und der „Sattliche" schwitzt, wenn er nur zehn Schritte sich bewegt. Das Kallesch ist alt, ausgemustert, blos neu lakirt, und die Geschirre hat der Fleckssieder Rinderer geschenkt, sie sind geflickt und nicht 20 fl. werth.

Raimund war glücklich.

Bis vier Uhr, vielleicht früher bin ich wieder bei Ihnen.

Raimund eilte zu dem Theatersekretär Bäuerle.

Du mußt mir eine Gefälligkeit erweisen, redete er diesen an; die ich Dir, gelingt es, meinen Wunsch zu erfüllen, nie vergessen werde.

Was soll ich thun?

Du stehst mit dem Doktor Manquet und dem Theatersequester Nußböck auf dem besten Fuße; Du mußt beiden beibringen, daß sie mich für immer verpflichten würden, wenn sie mir heute noch Pferde und Wagen kauften.

Ich begreife Dich, sagte Bäuerle, Du wünschest eine Equipage, weil Schuster ebenfalls eine besitzt.

Ja, ich genire mich nicht, dies ganz ehrlich zu gestehen. — Ich verlange die Equipage nicht etwa geschenkt. Ich habe mir schon eine ausgesucht; die Geschichte kostet 1000 fl. — Die Administration möge mir daher 1000 fl. leihen. Von meiner nächsten Einnahme bezahle ich sogleich 500 fl., und die zweiten 500 fl. von meinem Benefiz im künftigen Jahr. Im schlimmsten Fall bezahle ich diese 1000 fl. auch ganz von meinem nächsten Benefiz.

Warum wendest Du Dich nicht selbst an die Administration?

Diese Herren sind mir noch zu fremd.

Oder an den Direktor Sartori?

Damit die Gäste beim Lamm es in fünf Minuten erfahren, daß ich 1000 fl. schuldig geworden, und es der „Hans Großmaul" der ganzen Theatergesellschaft vorschwadroniren könnte: Er habe mir Pferde und Wagen gekauft? — Nein! Nein! Auch Manquet und Nußböck müssen verschwiegen sein, damit

Schuster nichts erfährt; dies bedinge ich mir vor Allem, sonst brauche ich die ganze Gefälligkeit nicht.

Ich will Manquet sogleich aufsuchen.

Und dann gehst Du auch zu Nußböck?

Gott bewahre! Nußböck thut, was Manquet will; — diesen Gang kann ich ersparen.

Glaubst Du, daß Du es schnell durchsetzest, mir 1000 fl. zu verschaffen?

Was verstehst Du unter: „Schnell?"

Schnell, heißt bei mir heute noch; bis 3—4 Uhr nachmittags! Pferde und Wagen sind sehr schön; sie stehen bei dem Praterschmied. — Nach vier Uhr kauft sie mir ganz gewiß Jemand aus.

Ich will mit Manquet sprechen. —

Ich gehe jetzt nach Hause und warte auf Dich. Kommst Du bis höchstens 4 Uhr nicht mit dem Gelde, dann Adieu mein Vergnügen!

Bäuerle eilte zu Manquet.

Er traf den Doktor noch in seinem Bureau.

Bäuerle brachte das Anliegen Raimunds vor.

Das ist wieder eine Laune von unserm Raimund, ohne allen vernünftigen Grund, erwiederte Manquet. Wenn er heute Pferde und Wagen besitzt, und damit herum fährt Tag und Nacht, so dauert dieser Spaß höchstens einen Monat, und dann freut er ihn nicht mehr. — Reden Sie ihm doch diese Grille aus!

Raimunden Etwas ausreden, was er sich in den Kopf setzt, erwiederte Bäuerle, ist unmöglich. Sachen, welche bei Ignaz Schuster auffallen, gibt Raimund schon gar nicht auf. Was liegt am Ende daran, einem Künstler wie Raimund, die Stütze des Theaters, 1000 fl. vorzustrecken, um so mehr, da er von seiner nahen Einnahme 500 fl. zurückbezahlen wird.

Der Theaterkasse kann ich diesen Vorschuß nicht auf-

bürden, versetzte Manquet. Wir haben es mit einer Herde von Gläubigern zu thun, von welchen nur wenige Verstand haben; die meisten sind Wucherer, schlecht, dumm und roh; es sind Leute darunter, welche den Schauspielern und Dichtern, die doch allein die reichen Einnahmen veranlassen, den Schnittlauch auf ihrer Suppe nicht vergönnen. Wenn solche Leute erführen, daß die Administration 1000 fl. Vorschuß gegeben, die Administration wäre ihres Lebens nicht sicher. Doch will ich die 1000 fl. Raimund vorstrecken.

Vielleicht bekommen wir Pferde und Wagen für 900 fl., bemerkte Bäuerle. Pferde und Wagen stehen beim „Praterschmied." Wenn sogleich baares Geld erfolgt, so läßt sich vielleicht mehr noch ersparen. — Sollte es Ihre Zeit erlauben, Herr Doktor, so könnten wir beide auf der Stelle nach dem Prater fahren. Sie sind ein Kenner, da Sie selbst sehr schöne Pferde im Stalle haben.

Ich will mit Ihnen nach dem Prater fahren.

Der Doktor rief seinen Bedienten.

Laß einspannen!

Die gnädige Frau ist so eben nach Hause gekommen. Die Equipage steht noch vor dem Thore.

Befiehl dem Kutscher zu warten.

Manquet steckte Geld zu sich.

Nach einer halben Stunde traten Manquet und Bäuerle bei dem Schmiede im Prater ein.

Wieder wurden die Pferde probirt.

Sie gefielen auch dem Doctor sehr.

Der Preis ist? fragte Manquet.

Tausend Gulden.

Acht Hundert!

Unmöglich!

Tausend Gulden sind schon geboten. Um vier Uhr kommt der Käufer. —

Ich weiß es, versetzte Bäuerle, Raimund ist der Käufer und in seinem Namen sind wir hier.

Ich gebe Ihnen 900 fl., versetzte Manquet. Bedenken Sie, daß Raimund kein Kavalier ist und selbst ein Kavalier, wenn er sich auf Pferde und Wagen versteht, Ihnen nicht mehr dafür geben wird.

Es wurde noch Einiges verhandelt.

Endlich erklärte sich der Schmied mit dem Gebote einverstanden, und 900 fl. wurden gezahlt.

Jetzt kam der Kutscher herbei.

Euer Gnaden, sagte er; was ist es mit mir? — Mein Herr, der Rittmeister, meinte, daß, wer sich diese Equipage kaufe, könne auch den Kutscher mitnehmen. —

Für die Annahme des Kutschers haben wir keine Vollmacht, antwortete Bäuerle. Für 14 Tage etwa —

O weh, sagte der Kutscher.

Sprich selbst mit Raimund.

Wo hast Du denn früher gedient? fragte Manquet.

Bei Baron Puthon zwei Jahre, ein Jahr bei dem Grafen Hardegg, und jetzt zwei Jahre bei dem Rittmeister Baron Pleß. Ich habe die besten Zeugnisse.

Wenn Dich Raimund nicht behält, versetzte Manquet, so verschaffe ich Dir einen Dienst bei der Gräfin Vitzay, sie sucht gerade einen Kutscher.

Manquet setzte sich in seine Equipage.

Ich ersuche Sie, lieber Bäuerle, sagte Manquet, in Herrn Raimunds Equipage sogleich zu ihm zu fahren. Ich eile nach der Stadt.

Hierauf sagte Manquet zu Bäuerle leise:

Bei der nächsten Einnahme hat mir Raimund nur 300 fl. zu bezahlen, bei der zweiten wieder 300 fl.,

so daß er nach drei Benefizen mir nichts mehr schuldig ist. — Ich lasse ihm wissen, daß wenn er mit seiner schönen Equipage nächsten Sonntag nach Oberdöbling Nr. 45 kutschiren wolle, so würde ihn um zwei Uhr ein Diner erwarten, das ihm Freude macht. Er soll Personen von unserm Theater finden, die ihm gewiß angenehm sein werden. Seine Frau, die noch immer viel bei ihm gilt, habe ich auch eingeladen. Sie, Herr Bäuerle, habe ich bereits schon früher invitirt; Ihnen sende ich meinen Wagen. —

Mit diesen Worten fuhr Manquet nach der Stadt.

Bäuerle begab sich zu Raimund.

Die Equipage hielt am Hause.

Raimund wohnte bei der „Weintraube" in der Jägerzeile.

Bäuerle trat bei Raimund ein.

Er saß gerade bei Tische.

Landner speiste bei ihm.

Nu, wie ist's? fragte Raimund, und sprang von seinem Mahle auf. Bringst Du mir Leben oder Tod?

Ich habe mit Dir unter vier Augen zu sprechen. Komm da herein!

Es ist nichts? sagte Raimund; nicht wahr? Manquet thut es nicht? Tausend Gulden sind ihm zu viel!

Wirf einen Blick aus dem Fenster.

Raimund riß das Fenster auf und sah hinaus.

Er wurde ganz roth vor Freude.

Hast Du gezaubert? fragte er.

Es ging leichter als ich dachte!

Raimund jauchzte vor Entzücken.

Er ergriff Bäuerle am Kopfe und küßte ihn. Das ist ja mehr, als wenn ich Dir eine Terne verdankte! aber — nicht wahr! die Tausend Gulden werde ich sogleich bei der nächsten Einnahme bezahlen müssen?

Keineswegs. — Erstens bist Du nur 900 fl. schuldig, es sind noch 100 fl. erspart worden, dann bezahlst Du an Doktor Manquet und nicht an die Administrations-Kassa bei jedem Benefiz nur 300 fl. Dieses Bene hast Du noch insbesondere.

Ich werde zum Kinde vor Freude! Dem braven, guten Doktor meinen innigsten Dank und Dir, ja, Dir erweise ich eine eigene Aufmerksamkeit. Dich führe ich ein ganzes Jahr hindurch alle Tage spaziren! Und jetzt werde sogleich der Anfang gemacht. Landner! rief Raimund, komm' Er her; wir fahren spaziren; die Equipage hab' ich schon! Schau er hinab zum Hausthor; da drunten steht sie! Hat Schuster Etwas Aehnliches? — Ein Graf kann mit seiner Gräfin in meinem Wagen fahren! Wann ich nur wüßte, wo Ignaz Schuster sich jetzt befindet! Ich würde ihm sogleich die unverhoffte Freude machen und an ihm vorüberkutschiren! — Ei! dem will ich vorfahren! der soll mir zurück! Ich ruhe nicht!

Du bist mit Deinem Mittagstische noch nicht zu Ende, und ich muß nach Hause. Ich habe viel versäumt!

Heute esse ich nichts! Heute wird blos gefahren, in den Prater, in den Augarten, nach Schönbrunn, nach Hietzing, nach Lainz! —

Da bringen Sie die Ross' gleich heute um! sagte Landner.

Halt Er sein Maul! rief Raimund, das sind meine Ross', damit fahre ich, wohin ich will. —

Du solltest Dich doch bei dem Kutscher erkundigen, ob die Pferde bei den Probefahrten im Prater nicht vielleicht zu sehr angestrengt wurden?

Richtig! der Kutscher ist auch da! — Ei, den Kerl brauch' ich nicht! Ich brauche überhaupt keinen Kutscher. Ich stelle meine Pferde bei der „Kaiserkrone" ein! Der Hausknecht putzt sie und füttert sie mir!

Wer kutschirt denn also heut'? fragte Landner ängstlich.

Ich!

Sie?

Natürlich ich! — Wie wüßte man denn sonst, wem die Equipage gehört?

Herr Raimund, sagte Landner kleinlaut, ich fahre nicht mit Ihnen.

Wenn es Ihm nichts kostet?

Erlauben Sie, mein Leben ist mein höchstes Kapital. Breche ich mir den Hals, wer versorgt denn meine Witwe? Erinnern Sie sich noch, wie Sie ein Mal den Kindler, die Walla und mich auf einem Steirerwagen nach Weinhaus kutschiren wollten? Zuerst fuhren Sie an jeden Eckstein an, und dann in Hernals warfen Sie uns in den morastigen Graben! Wenn wir nicht so weich gefallen wären, so hätten wir uns Arm und Beine gebrochen!

Das war in Hernals — in Lainz ist es anders!

Er muß mitfahren! sagte Raimund. Im Wagen muß ich Jemand haben! Den Bäuerle bring' ich heut nicht dazu, dem habe ich schon zu viel Zeit genommen, aber es ist ihm nicht geschenkt, den führe ich am nächsten Sonntag nach Baden!

Eben recht, daß Du mich erinnerst, sagte Bäuerle. Nächsten Sonntag bist Du bei Doktor Manquet in Oberdöbling Nr. 45, um zwei Uhr zum Mittagsessen eingeladen. Manquet erwartet Dich und will Dich in Deiner Equipage ankommen sehen. — Deine Frau ist auch eingeladen!

Das ist zu viel Glück an einem Tage! Komm Er, Landner, wenn ich ihn heute auch umwerfe, so geschieht es aus Freude! Komm Er! Sollte er sich auch ein paar Rippen brechen! — Es kostet Ihn nichts! —

4. Die erste Ausfahrt.

Raimunds erste Ausfahrt in seiner Equipage ging nach dem Prater.

Mit Angst und Beben saß Landner im Wagen.

Raimund kutschirte.

Die Pferde wollten durchaus wieder in die „Praterschmiede.“

Warum nicht gar! sagte Raimund zu den Pferden. Links! Links! rief er ihnen zu.

„Hih!“ „Hih!“ entgegnete Landner, glaub' ich, sagt man zu den „Rössern“ wenn sie links gehen sollen! — Ziehen Sie doch den linken Zügel an, und hauen Sie rechts mit der Peitsche drein. —

Halt Er sein Maul! — die Pferd' verstehen mich schon! — Er sieht ja daß sie links laufen.

Herr Raimund, erwiederte Landner, Sie wollten aber zum Rondeau fahren, und wir kommen auf diesem Wege in den „Wurstel-Prater!“

Es ist Alles Eins, wo wir hinkommen, wann wir nur wo hinkommen, und ich mich satt kutschiren kann.

Ich bitte Sie um Gottes willen! reden Sie nicht so viel, und sehen Sie auf die Pferde! Es hat jetzt nicht viel gefehlt, so hätten Sie ein altes Weib niedergeführt! — Hören Sie, wie sie schimpft! — Halten Sie doch an! — Sie fahren ja gerade auf die Gäste des „Glückshafen“ los. — Alles flüchtet!

O! O! rief Raimund, aber die Pferde blieben nicht stehen.

Da verließ ein Kutscher, der im „Glückshafen“ eben bei einem Glas Bier saß, eilig seinen Platz, fing die Pferde auf und brachte sie zum Stehen.

Kreuzfikerment! rief der Wirth, der herzu trat, was ist das für ein Esel, der da kutschirt! — Ist der Kerl besoffen!

Ich bitte um Verzeihung! sagte Raimund. Die Pferde kennen mich noch nicht und pariren also nicht!

So kutschiren Sie nicht selbst, entgegnete der Wirth. Sie verstehen ja nicht ein Mal die Zügel ordentlich zu halten! Das größte Unglück hätten Sie anrichten können. Noch einen Schritt und die drei Kinder, welche im Grase spielen, würden überfahren worden sein.

Bis morgen kutschire ich schon besser! antwortete Raimund und sprang vom Bocke. Ich nehme heute noch ein paar Lektionen. — Damit wir aber nicht umsonst hieher gekommen sind, so bringen Sie uns Bier und Würstel.

Die Pferde werden aber auch gefüttert werden wollen! bemerkte Landner.

Richtig! He, Kellner! Gib meinen Pferden Heu und Hafer!

Die Gäste, welche wieder an ihre Tische zurückkehrten, lachten und der Eine von ihnen bemerkte:

Das ist ja Raimund!

Ja, ich bin Raimud, bestätigte er.

Der Herr Raimund, wiederholte der Gast, der als Schauspieler ebenso geschickt, wie er als Kutscher ungeschickt ist! — Sie müssen meine Aufrichtigkeit nicht übel nehmen, aber wie ich Sie vom Weiten schon über die Wiese kommen sah, erschrack ich heftig! — Da fährt Einer, der sein ganzes Leben noch keine Pferde geleitet hat, sagte ich. Flüchten wir uns! So ein Kutscher ist gefährlicher, als ein Kartätschenschuß! — Mein lieber Herr Raimund, Ihretwegen, aber besonders Ihrer Nebenmenschen wegen, beschwöre ich Sie, geben Sie das Kutschiren auf!

Sie sind sehr aufrichtig! erwiederte Raimund

höchst empfindlich. Sie vergessen, daß noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen ist, am allerwenigsten ein gelehrter Kutscher; nicht einmal der „heilige Elias," der doch mit einem feurigen Wagen in die Wolken fuhr. — Wie kommen denn Sie dazu, mir solche Beleidigungen zu sagen? Wer sind Sie denn? Verstehen Sie denn Etwas von Pferden? Ich bitte um Ihren Namen, Herr Professor! —

Mein Name ist Christof de Bach. Ich weiß nicht, ob ich von Pferden Etwas verstehe, aber die Leute behaupten es. Wenn Sie mir in meinem Zirkus die Ehre geben wollen, will ich Sie Reiten und Fahren lehren!

So? de Bach sind Sie? — Das ist etwas Anderes. Es freut mich, Sie kennen zu lernen. Ich sehe allerdings ein, daß Sie mir in jeder Beziehung eine Lektion geben können. Ich mache von Ihrem Antrag Gebrauch, und bitte Sie um Unterricht. Gott sei Dank, daß ich endlich einen Kritiker gefunden habe, der nicht nur zu tadeln, sondern es auch besser zu machen versteht. Wenn Sie mir erlauben, komme ich um sechs Uhr morgens zu Ihnen, und bitte Sie um die erste Unterweisung.

Wenn Sie von hier fort wollen, erwiederte de Bach, so soll mein Kutscher, (derselbe, der Ihre Pferde auffing,) Sie in Ihrem Wagen nach Hause führen. Ich begebe mich jetzt in meinen Zirkus; die Produktion beginnt um 5 Uhr.

Dahin komme ich auch! versetzte Raimund. Ich war noch nie da. Ich muß mich jetzt mit der Pferde-Dressur bekannt machen.

Raimund und Landner begaben sich wirklich in den Zirkus.

Raimund nahm eine Loge. Wer aber trat fast gleichzeitig in die Neben-Loge? Seine Frau mit Frau

von Friedmann und einem Herrn, einem schönen, jungen, eleganten Herrn, bei dessen Anblick Raimund ganz wunderlich zu Muthe wurde.

Raimund grüßte seine Frau.

Sie erwiederte seinen Gruß sehr artig.

Ach mein Gott! wie schön sie aussieht! schwärmte Raimund. Seitdem wir geschieden sind, wird sie alle Tage reizender! — Landner, „schiel'" Er nach der Seiten hin! — Hat Er in seinem ganzen Leben schon eine solche Venus gesehen? — Diese Bajadere, welche sie so malerisch umgeworfen, macht sie selbst zur schönsten Bajadere; dieser weiße Hut mit den Rosafedern; diese Augen, sie haben mich schon ein Mal entzündet; heute sprengen sie mich ganz in die Luft.

Ach, was hätte der verliebte Raimund darum gegeben, wenn Louise sich in seine Loge verfügt, und Frau Friedmann, besonders aber den Herrn, im Stiche gelassen hätte.

Landner, zischelte Raimund dem Landner in die Ohren, der Herr ist mir sehr bekannt. Er kommt häufig in unser Theater. Er muß ein Graf sein. Er hat so was Nobles, Feines, Aristokratisches. Landner, schiel' Er zu, und sag' Er mir, ob Er diesen Herrn nicht kennt?

Landner, der immer schielte, schielte wieder in die Loge.

Nein, sagte Landner, diesen Herrn kenne ich nicht!

Raimund wußte nicht, sollte er seiner Frau eine Visite in ihrer Loge machen, oder sie in seine Loge einladen.

Er besprach sich mit Landner.

Was fällt Ihnen denn ein? fragte Landner. Ihre Frau ist ja in Gesellschaft und muß in Gesellschaft bleiben. Spielen Sie doch, um Gottes willen den Unbefangenen!

Wenn ich nur wüßte, sagte Raimund, wer der Kavalier ist, und ob er meiner Frau oder der Madame Friedmann die Cour macht. — Geh Er doch hinaus, frag Er doch an der Kassa, wer der Herr ist, der die Loge neben mir genommen hat; frage Er auch, ob dieser Herr öfter hieher komme, und ob man nicht wisse, für wen sich dieser Herr interessire! — Jetzt sagt er sogar meiner Frau Etwas ins Ohr! Und sie lacht wohlgefällig! — Ich bringe sie alle Zwei um, da wird gleich Ruhe sein.

Mäßigen Sie sich! bat Landner. Sehen Sie doch Mademoiselle Adele an, wie sie so zierlich mit dem Apfel spielt!

Ja, das ist der Apfel der Zwietracht, versetzte Raimund. Diesen Apfel hat das Schicksal zwischen mich und meine Frau geworfen. —

Applaudiren Sie doch! sagte Landner, Alles applaudirt. Alles sieht nach Ihnen und wundert sich, daß Sie so gleichgiltig bei so schwierigen Kunststücken bleiben können.

Brava! rief Raimund, aber das „Brava" kam etwas zu spät, denn in diesem Augenblicke, in welchem es Raimund rief, fiel Mademoiselle Adéle vom Pferde.

De Bach kann auch nichts! bemerkte Raimund, sonst würde er diese Mamsell gelehrt haben, wie man nicht vom Pferde fällt! — Da liegt die Mamsell schon wieder! Ich nehme gewiß keine Lektionen von de Bach; da seine Künstlerin alle Augenblicke im Sand liegt, so versteht er gewiß nichts, und kann mir höchstens zeigen, wie man beim Kutschiren vom Bocke fällt; das treffe ich ohne Unterricht. — Da sehe Er hin! Sie liegt schon wieder! — Der verfluchte Kerl sagt meiner Frau schon wieder Etwas ins Ohr, und sie lacht schon wieder! — Jetzt läßt er sogar Gefror-

nes bringen, und wartet meiner Frau zuerst auf! — Landner, dieser Mensch ist der Liebhaber meiner Frau, das sieht ein Blinder! — Er redet in sie hinein wie ein Beichtvater; Landner, ich halte es nicht aus!

Nur ruhig! ruhig! — Spielen Sie den Gleichgiltigen. —

Nein, nein, das würde nichts helfen! Ich werde es anders machen! — Ich werde sogleich mit Madame Friedmann anbinden. Sie sieht gerade zu mir her! — Ich kokettire mit ihr! — Geb Er acht, Landner, was ich dieser für verliebte Gesichter schneiden werde! Dadurch mache ich entweder den Kavalier eifersüchtig, wenn er die Friedmann liebt, oder meine Frau, wenn sie mich liebt!

Raimund blickte die Friedmann mit hochaufgeschlagenen Augen an, seufzte dann, und schnitt ein Gesicht, als wenn ihm das Herz zerspringen wollte, dann seufzte er tief, schlug die Augen nieder und seufzte noch ein Mal.

Die Friedmann sah Raimund erstaunt an.

Raimund setzte sein Manöver fort.

Machen Sie es doch nicht gar so arg! lispelte Landner, Sie verdrehen ja die Augen wie ein Bock, wenn ihn die Gais verläßt.

Madame Friedmann sprach leise mit Madame Raimund.

Wirkt schon! flüsterte Raimund dem Landner zu. Sie stecken schon die Köpfe zusammen. Meine Schwärmerei fällt schon auf. Meine Frau lächelt schon so gewiß hämisch. Ich kenne dieses Lächeln von meinem Ehestand aus. Nach diesem Lächeln folgte stets ein Wuthausbruch; säße ich bei ihr, so hätte ich schon wieder einen Biß.

Raimund ließ sich nun einen Seufzer entschlü-

pfen, über welchen das Pferd erschrack, das gerade mit Mademoiselle Adele vorüber flog.

Jetzt gehen wir! sagte Landner. Was Sie treiben, ist ja eine Parodie auf alle Liebesseufzer! So Etwas gehört in „Roderich und Kunigunde!" — Ich bitte Sie, hören Sie auf zu schmachten; der Ungar wird auch schon rebellisch und sucht seine Reitgerte. — Wenn Sie noch einen Seufzer ausstoßen, bekommen wir beide Schläge!

Frau Raimund und Frau Friedmann standen in der Loge auf.

Der Kavalier reichte den Damen ihre Shawls und sie verließen alle drei hastig die Loge.

Da haben wir's! sagte Landner, das kommt von Ihren Dummheiten!

Wir eilen nach!

Der Ungar hat gewiß seine eigene Equipage!

Und ich habe auch eine!

Aber mit dem Kutscher des de Bach können Sie nicht jener Equipage nachfahren; der Kerl ist ja in Hemdärmeln!

Ich kutschire!

Wollen Sie sich vor Ihrer Frau auch kompromittiren?

In der Hauptallee des Praters fahre ich gut. —

Gott sei mir gnädig!

Schnell fort!

Raimund und Landner verließen den Zirkus.

Eine sehr schöne Equipage, die Pferde auf ungarische Art angeschirrt, mit einem Kutscher in ungarischer Tracht, fuhr vor. Ein Husar öffnete den Wagenschlag. Die Damen stiegen ein, der Herr setzte sich ihnen gegenüber, und wie im Fluge sausten die Pferde hin.

Raimund stieg auf den Bock seines Wagens.

De Bach's Kutscher wurde weggeschickt.

Landner mußte sich wieder in das Pieroutsch setzen.

Wenn ich nur jetzt einen Geistlichen wüßte! seufzte Landner. Diese Fahrt ist gewiß mein letztes Ende!

Raimund hieb in die Pferde ein wie ein Besessener. —

Die Pferde, an solche Behandlung nicht gewohnt, wurden scheu und gingen durch.

Ehe noch der Wagen, in welchem Madame Raimund saß, den halben Weg zur Praterschmiede erreichte, überholte sie schon ihr Gemal. Aber in welchem Zustande!

Die Pferde schnaubten, der Wagen war mehr in der Luft als auf dem Boden. Die Pferde rasten wie angeschossen fort.

Raimund saß leichenblaß auf dem Bocke; die Peitsche hatte er verloren, den Hut ebenfalls; er klammerte sich fest an seinen Sitz, und hörte und sah nichts mehr.

Landner rang die Hände und rief um Hülfe.

Wagen, Reiter, Spaziergänger, alles wich dem rasenden Gespann aus.

Die Fiaker erhoben ein Geschrei.

Die reitende Polizei sprengte heran.

Endlich fuhr der Wagen an eine Barriere. Landner flog aus dem Wagen wie eine Kugel aus einer Kanone. Er ächzte auf dem Rasen, mehr todt als lebendig.

Kracks machte der Wagen und da lag er.

Raimund wurde vom Bocke geschleudert.

Die Pferde standen endlich vor Erschöpfung stille.

Tausende von Menschen eilten herbei.

Raimund raffte sich vom Boden, mit Staub bedeckt, auf, und sagte zu Landner, welcher, ganz zerschlagen und zerschunden, herbeihinkte:

„Das war eine Tour!“

Madame Raimund und ihre Gesellschaft hatten einen andern Weg eingeschlagen.

Sie sahen nichts von dem Ende der traurigen Fahrt.

5. Nach der Unglücksfahrt. — Die erste Probe vom „Barometermacher."

Raimund richtete sich durch seinen unglücklichen Sturz vom Kutschersitze so arg zu, daß er sich mehrere Tage hindurch, ärztlicher Behandlung unterziehen mußte; auch Landner war am ganzen Körper verletzt, und mußte das Bett hüten; dessen ungeachtet sprach Raimund fast ununterbrochen von seiner Equipage und ließ durch den Kutscher, den er von dem vorigen Eigenthümer derselben übernahm, und den er nun im Dienste, wenigstens für die Zeit der Herstellung der erlittenen Verletzungen behielt, die Equipage an seinen Fenstern sechs, acht Mal vorüber führen.

Der Einladung Manquets nach Oberdöbling, vermochte er nicht zu genügen, konnte also mit seiner Frau nicht zusammen kommen, was ihn vollends unglücklich machte.

Mit dieser Equipage hoffte er bei Louisen den größten Eindruck hervor zu bringen.

Nach einer eigenen Equipage, dachte er, hat sie sich stets gesehnt. — Ich habe nun eine und noch dazu eine sehr schöne, und habe mich damit lächerlich gemacht! — Meine Frau weiß jetzt so gut wie es zehn tausend Menschen in Wien wissen, daß ich an einen „Stock" angefahren bin und umgeworfen habe. — Und der Courmacher, wie wird der es mir vergönnen! — Es hat nichts zu sagen; ich mache ihm meine Frau doch abwendig! —

Wo nur mein Bedienter so lange bleibt! sagte Raimund für sich nach einer Pause. — Ich habe ihn zu Landner geschickt. — Der arme Teufel dauert mich! — Er hat sich nicht umsonst gefürchtet! — Im Ganzen ist er doch Schuld an meinem Malheur. — Durch sein Wimmern, Klagen und sein ängstliches Stöhnen, hat er mich ganz verzagt gemacht! — Als ich den Hut verlor, schrie er „Jesus! Maria und Josef! — Ich glaubte, ich wäre, wie mein Hut, selbst unter die Räder des Wagens gekommen und wüßte es nur nicht! — Der Landner soll sich nur freuen! — Daß ich meine Geistesgegenwart verloren, daran ist er Schuld! —

Der Bediente trat ein.

Bist Du einmal da? grollte Raimund mit dem Bedienten.

Ich hielt mich so lange bei Landner auf. — Ich mußte in seinem Auftrage in die Apotheke gehen! — Ich habe zu melden, daß Ihnen Landners Kur eine Menge Geld kosten wird. — Er hat den Chirurgen Spritzey rufen lassen; dieser hat ihm 42 Egel gesetzt; drei Zähne ausgerissen, ihn mit den theuersten Essenzen eingerieben und den ganzen Körper mit einem zwei Ellen breiten peruvianischen Pflaster bedeckt. Herr Landner sieht aus, als wäre er mit einer Baumrinde überzogen.

Aber zu was denn die Dummheiten! Weshalb hat ihm Spritzey drei Zähne ausgezogen?

Weil Landner im Gesichte aufgedunsen ist. Spritzey behauptete, da sei eine Kieferentzündung zu befürchten! Drei Zähne müssen heraus, sagte er, damit die Geschwulst Platz hat. —

Spritzey ist ein Esel! Warum hat sich denn Landner nicht den Schrefel holen lassen? — Was sagt denn Landner?

Er sagt nichts! — Aber seine Gattin schimpft mörderisch. — Da habe ich den Teufel davon, schreit sie, daß Herr Raimund den „Balbierer" und den Apotheker bezahlt; was bezahlt er denn aber mir für's Krankenwarten? — Drei Nächte schon schlafe ich nicht. — Vorgestern hat mein Mann bis Früh um vier Uhr fantasirt und in Einem fort geächzt: „Wie werde ich auf Michaeli meinen Zins bezahlen!" — Daraus kann man schließen wie schwach er ist! — Nie noch, seitdem wir verheiratet sind, hat er an das gedacht, was er zu zahlen hat, und jetzt kümmert er sich um den Zins! — Lasse Du dies des Hausherrn Kummer sein! antwortete ich. — Dann sagte Frau Landner zu ihrem Manne: Ich bin nur neugierig, was Du an „Schmerzensgeld" von Herrn Raimund bekommen wirst?

So? versetzte Raimund, Schmerzengeld auch noch! — Wer bezahlt denn mir Schmerzengeld? Ich schmeichle mir, daß ich noch weit mehr zerschunden und zerschlagen bin als Landner! Ich habe um sieben Gulden Seifengeist in mich hineingerieben! Ist dies nichts? — Doch, nur Geduld, Frau Landner; Sie sollen an mich denken! — Sobald ich wieder gesund bin, müssen Sie mit mir fahren und Sie leere ich auf dem Wege nach „Greifenstein" um, da kugeln Sie ganz gewiß in die Donau!

Dann habe ich noch eine Neuigkeit, Herr von Raimund, meldete der Bediente. Frau von Friedmann war bei Frau Landner —

Die Friedmann? fragte Raimund. Um des Himmels willen! Was hat denn diese bei ihr gesucht?

O Gott! das ist eine wilde Geschichte! — Der Herr, welcher mit Frau Friedmann und Frau Raimund im Zirkus in der Loge war — er ist ein Graf, — den Namen habe ich vergessen, — wollte sich mit Ihnen, Herr Raimund, duelliren.

Duelliren? — Warum denn?

Er behauptet, Sie, Herr Raimund hätten Frau von Friedmann beleidigt. Der Graf war wüthend! — Aber Ihre Frau, Herr von Raimund, hat den Grafen zurückgehalten.

Das freut mich von meiner Frau! Das ist ein Beweis, daß sie mich noch liebt, und auch ein Beweis, daß ihn die Friedmann interessirt, was ginge ihn denn sonst diese wildfremde Person an! — Karl! fuhr Raimund fort, diese Nachricht ist 5 fl. Trinkgeld werth. Hole die Brieftasche aus meinem Schreibtisch und nimm Dir 5 fl. —

Ich danke ergebenst, Herr Raimund.

Jetzt trat der Inspizient Prothke ein.

Herr von Manquet, Herr von Nußböck und Direktor Sartori lassen einen freundlichen guten Tag wünschen und anfragen, wie sich Herr von Raimund befinden?

Aha! sagte Raimund. Ich spiele ihnen schon wieder zu lange nicht! — Oder der Herr Schuster wünscht ein paar Tage auszuruhen.

Dies ist es nicht, versetzte Prothke, aber Ihr Stück, Herr Raimund, bleibt zu lange liegen! Die Dekorationen sind fix und fertig, das Kostume ist bereit, Kapellmeister Müller hat seine Musik nicht nur vollendet, sondern hinlänglich einstudirt; — es fehlen nur die Proben. —

Und die Proben können ohne mich nicht abgehalten werden! — Oder glauben die Herren, ich würde mir in meinem Stücke auch so liederliche Proben gefallen lassen, wie sie gewöhnlich stattfinden? — Das wäre nicht übel! — Oder ich würde etwa auch nur drei Proben abhalten lassen?

Wie viel denn?

Zwölfe wenigstens

Dann haben wir vor 14 Tagen keine Aussicht auf Ihr Stück. —

Vor vier Wochen nicht! — Das könnte ich brauchen! — Eine Aufführung über Hals und Kopf! — Geschwind Etwas „zusammenpuffen" und Proben wie auf der Post, damit wir ausgepfiffen werden über Hals und Kopf!

Es ist ja Ihr Benefizstück, Herr Raimund.

Eben deswegen! — Dann ist es auch mein erstes Stück, das ganz sicher durchfällt, wenn nicht vom ersten bis zum letzten Schauspieler, von der ersten Sängerin bis zur letzten Choristin, vom Theatermeister bis zum Lampenanzünder Jeder und Jede unbedingt befolgen, was ich will, was ich angebe, und wie ich den Schauspielern die Rollen vorspiele. —

Herrn Korntheuer und Fräulein Huber werden Sie auch ihre Rollen vorspielen?

Ganz gewiß! Wenn sie schlecht spielen oder meine Ansichten nicht gehörig aufgefaßt haben. Ich spiele ihnen dann die Rollen ebenso vor, wie dem Herrn Großschopf, Wieser, Jungwitz und wie die Halbmenschen alle heißen, welche wir bei unserm Theater haben.

Wenn der Direktor in Ihrem Stücke eine Rolle hätte, würden Sie diesem auch eine Lektion geben?

Ei, dem theile ich keine Rolle zu; und wenn ich hundert Stücke schreiben sollte, bekommt dieser keine Rolle! Der spricht immer Unsinn und solchen Unsinn, daß man darüber erschrickt. Dies kommt daher, weil Sartori nichts gelernt hat und nur ein Routinier ist.

(Wirklich erhielt Sartori nie eine Rolle in den Stücken Raimunds.)

Ich werde wörtlich rapportiren, was Sie mir gesagt haben, erwiederte Prothke.

Meinethalben auch dem Direktor! Gerade der ist es, welcher alle Proben zu Grunde richtet, und die neuen Stücke in die Szene setzt, daß einem die Haare zu Berg stehen!

* *
*

Wir verlassen die Krankenstube Raimunds und melden, daß die Heilung desselben in vier Tagen beendet war, so auch, daß Landner in sechs Tagen sein Krankenlager verließ.

In acht Tagen nach den Vorgängen im Prater fand die erste Probe vom „Barometermacher auf der Zauberinsel" statt, und was sich Raimund vorgenommen, führte er auch aus.

Wie erstaunten die Herren und Damen, welche in diesem Stücke beschäftigt waren, über Raimunds Anordnungen. Proben dieser Art hatten sie noch nicht erlebt.

Zwei Tage vor der ersten Probe begab sich Raimund zu Allen, welche in seinem Stücke beschäftigt waren, und gab ihnen zu verstehen, daß sie ihre Rollen vollkommen auswendig wissen müßten, weil mit Rollen, die auf der Bühne noch „herausgelesen" werden, keine Probe möglich sei.

Die Herren und Damen wußten auch ihre Rollen perfekt, aber Raimund hatte tausend Dinge auszusetzen.

Die Schauspielerin und Sängerin Louise Kupfer, welche das Fach, das seine Frau spielte, bekleidete, hatte einen besonders schweren Stand.

Louise Kupfer war keine Wienerin, und es ärgerte Raimund, daß sie gar zur ein deutsch sprach.

Wenn ich mich schon darüber hinaussetze, sagte Raimund, daß Sie, weil Sie nicht anders sprechen können, hochdeutsch statt wienerisch reden, da es den Norddeutschen nie gelingen wird, ein „österreichisches"

Wort wie es sich gehört zu sagen, so kann ich doch nicht zugeben, daß Sie die Rolle so kalt, so gemessen, so abgezirkelt vortragen, als spielte mein Stück in Berlin. Diese Zofe ist ein lustiges, schelmisches, schnackisches Ding; sie muß mit Humor und Feuer dargestellt werden. Haben Sie denn keinen Humor, kein Leben, kein Feuer? Es ist nicht wahrscheinlich! — Sie sind schön, jung, sind immer heiter! Seien Sie es doch auch in Ihrer Rolle!

Raimund spielte ihr die Rolle vor.

Ich werde es treffen! sagte Louise Kupfer, und wirklich traf sie es sehr gut.

Nun wendete sich Raimund an Johanna Huber, welche die Prinzessin darstellte.

Die Rolle war schlecht, das heißt sie war nicht dankbar.

Johanna Huber ließ dies dem Dichter fühlen, und spielte deshalb so ohne Geist und Lust, daß Raimund erschrack.

Fräulein, sagte Raimund zu Johanna Huber, wenn Sie bei der Vorstellung auf diese Weise spielen, so führen wir mein Stück lieber gar nicht auf. —

Ich werde schon gut spielen, versicherte Johanna, wenn es dazu kommt. —

O darauf lasse ich mich nicht ein! eiferte Raimund. Heute müssen Sie sehr gut spielen. Ich verlasse mich nicht auf Ihre Diskretion.

Soll ich mich heute schon plagen mit einem Charakter, denn Sie so vernachlässigten?

So spricht eine Huber? So spricht die Schröder der Lokalstücke, wie Sie sich gerne nennen hören? eine Künstlerin, welche applaudirt wird, wenn sie auch gar nichts zu sprechen hat? — Wenn die Rolle sich

selbst spielte, hätte ich sie der Mamsell Kicker zugetheilt und nicht Ihnen.

In Gottes Namen, so will ich denn loslegen. —

Nicht loslegen, nicht übertreiben, sondern einfach das aus der Rolle machen, was daraus zu machen ist. Ich werde es Ihnen zeigen. —

Sie werden mir die Prinzessin vorspielen? Mir? — Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Prinzessin vorspiele. —

Und nun spielte Johanna Huber die Prinzessin, daß Raimund sie nicht besser hätte wünschen können.

Korntheuer, welcher unter allen Schauspielern, die je einem Theater angehörten, der empfindlichste, dabei für seine Ansichten und seine Darstellungsweise so eingenommen war, daß er es als ein Attentat auf seine Person ansah, wenn man ihn tadelte, — ging während der Verhandlungen Raimunds mit Louise Kupfer und Johanna Huber, auf dem Theater mit Sartori, ganz aufgeregt herum und sagte zu dem Direktor:

Geben Sie nur acht! Er kommt auch über mich! — Ich habe es ihm schon angemerkt, daß ihm mein Spiel in meinen beiden ersten Szenen nicht gefiel; — er soll mir aber nur Etwas sagen, wie ich ihm dann übers Maul fahren werde! — Es ginge mir gerade noch ab, daß ich mich, der ich Hofschauspieler, Direktor des Brünner Theaters und drei Mal Regisseur bei großen Bühnen war, dann so beliebt in Wien bin, wie Herr Raimund, daß ich mich noch hofmeistern lassen sollte!

Aha! fuhr Korntheuer fort, jetzt kommt meine dritte Szene! — Jetzt wird's angehen!

Korntheuer spielte mit seltener Laune.

Wie bekannt, lag seine Hauptforce in einem über-

aus glücklichen Extemporiren. Er extemporirte auch hier wieder, und setzte so viele komische und witzige Einfälle zu, daß alle Schauspieler vor Lachen laut aufschrieen und sogar der Souffleur lachen mußte.

Raimund schnitt ein finsteres Gesicht und sagte unwillig: Das ist ja ganz etwas Anderes als ich geschrieben! — Lieber Korntheuer, wäre es nicht besser, wenn Du Dir diese Späße für Deine eigenen Stücke aufheben möchtest!

Ei, sagte Korntheuer bissig, Späße habe ich genug; und ich kann Dir damit noch für ein Dutzend Stücke aushelfen.

Aushelfen? fuhr Raimund auf. Mir aushelfen? Habe ich Dich angesprochen, daß Du mir aushelfen sollst? — Wenn ohne Dein Extemporiren mein Stück nichts taugen sollte — so braucht es gar nicht aufgeführt zu werden!

Ich spiele diesen Prinzen Tutu nicht anders als mit meinen Zusätzen! Die Rolle ist trocken wie ein Erdapfel; — wenn ein Salat daraus werden soll, so muß mein Essig und mein Oel dazu kommen.

Ich brauche Deinen Salat nicht! Mache meinen Erdapfel nur genießbar. —

Dann wird ein Erdapfel-Schmarrn daraus! — Es ist eigentlich ohnehin nichts anders als ein Schmarrn!

Ein Schmarrn! Danke für das aufrichtige Urtheil. Was ein Schmarrn ist, soll dem Publikum auch nicht vorgesetzt werden.

Schack, rief Raimund dem Souffleur zu, gib Er mir mein Manuskript!

Meine Herren und Damen, wendete sich Raimund an die Gesellschaft, die Probe ist zu Ende! — mein Stück wird nicht aufgeführt! Ich empfehle Mich Ihnen!

Raimund nahm sein Manuskript unter den Arm, und wollte damit forteilen.

Sartori trat ihm in den Weg.

Hoho! sagte Sartori, wer wird denn deshalb gleich solche Entrüstung zeigen. Ihr Stück ist an allen Ecken und Enden der ganzen Stadt annoncirt! — Was würde das Publikum dazu sagen, wenn es nicht gegeben würde?

Dem Publikum werde ich die Ursache mittheilen.

Und ich werde die Ursache ebenfalls mittheilen, sagte Korntheuer.

Gut, erwiederte Raimund, eröffnen wir eine Polemik in den Zeitungen, so Etwas unterhält das Publikum ebenfalls.

So versöhnt Euch doch! bat Sartori, zwei Freunde, zwei Kameraden, zwei beliebte Schauspieler, zwei Dichter. —

Das ist's eben, versetzte Raimund. — Für die Keckheit, die ich mir herausgenommen, auch ein Stück zu schreiben, wozu ich förmlich gedrängt wurde, weil mich Meisl sitzen ließ, für diese Keckheit soll ich von Herrn Korntheuer gedemüthigt werden. Ich dulde es aber nicht und werfe mein Stück lieber ins Feuer, als daß ich mir Zusätze gefallen lasse, die ich nicht goutire. — Wie würde es denn Dir gefallen haben, sagte Raimund zu Korntheuer, wenn ich in Deiner Posse: „Alle sind verliebt!" eine ganze Separatkomödie extemporirt hätte! — Du bist ja noch weit empfindlicher, als ich. — Ich hätte in der gewissen „Kußszene" einen sehr lustigen Einfall anbringen können; ich theilte ihn Dir mit, und Du sagtest ganz entrüstet: „Nein, nein, lassen wir die Szene nur, wie ich sie geschrieben! Und ich soll mir jetzt ein ganzes „Postbüchel" (das bekannte Neujahrgeschenk der Wiener Briefträger mit tausend Schnacken) hinzudichten lassen, damit Du

am Ende noch sagen könntest: „Das Ding von Raimund hat zwar angesprochen, aber ich, Korntheuer, mußte, wie in einer Stegreifskomödie, meine Lazzi's anbringen! — Lieber will ich mein ganzes Leben hindurch keine Feder mehr anrühren, als einem Andern, und wenn er Schiller hieße, einen Effekt verdanken.

Korntheuer zog den erhitzten und erzürnten Raimund das Manuskript unter dem Arme hervor, legte es dem Souffleur Schack hin und sagte:

Setzen wir die Probe fort, ich werde nichts extemporiren, ich füge mich.

Die Probe wurde fortgesetzt.

Am Schluße des ersten Akts kommt ein Gefecht, ein Sturm einer Festung vor. Gefecht und Sturm gingen schlecht zusammen.

Raimund ließ diese Szene vier Mal probiren.

Es schlug drei Uhr.

Die Probe war noch nicht zu Ende.

Die armen Choristen, von welchen die meisten in den entferntesten Vorstädten wohnten, wollten zu ihren Familien nach Hause; der Hunger maltraitirte sie. Sie wendeten sich an den Direktor.

Herr Sartori, sagte Wieser, der älteste Chorist, welcher in Matzleinsdorf wohnte, ich habe eine Meile zu gehen, bis ich eine warme Suppe erhalte; Leithner wohnt noch weiter als ich. Weger gar in Gaudenzdorf; — um 6 Uhr Abends sollen wir wieder in der Garderobe sein; — wir bitten, daß die Probe endlich aufhören möge. Wir haben ja noch fünf Tage vor uns und alle Tage Proben. —

Ich bin selbst schon hungrig und säße gerne beim „Lampel" im Gasthaus, antwortete Sartori; ich werde sogleich ein Ende machen.

Aber der Herr Direktor kam übel an.

Aufhören? schrie Raimund, jetzt aufhören? Weil Sie und die Choristen hungrig sind? — Ich befehle meinem Magen zu schweigen, wenn es sich um Etwas anderes handelt, als um eine Portion Rindfleisch; dieser Aktschluß wird so lange fort probirt, bis er zusammen geht. Wollen die Herren zum Essen, so sollen sie ihre Schuldigkeit thun. Wenn sie genau befolgen, was ich anordne, so können sie schon in einer Viertelstunde bei ihren „Knödeln" sitzen.

Dies wirkte. Der Aktschluß wurde noch ein Mal vorgenommen und siehe da! er ging so gut, daß Raimund freudig ausrief: „Ich bin zufrieden, jetzt wollen wir zu Tische gehen!"

6. Die Produktion des „Barometermachers."

Mit derselben Akkuratesse wurden auch die übrigen Proben geleitet.

Bei der Generalprobe fand nicht die geringste Störung statt und Abends bei der Vorstellung ging das Zaubermärchen so vortrefflich, daß das Publikum ganz enthusiasmirt von dem Stücke, den Dichter und Schauspieler Raimund hervorrief.

Eben so großen Beifall fand auch Korntheuer.

Raimund, abermals rauschend gerufen, führte Korntheuer vor, und als beide Hand in Hand erschienen, wollte der Applaus kein Ende nehmen, da es im Publikum bekannt wurde, in welche Zerwürfnisse diese beiden Künstler bei den Proben verfielen.

Die Kritik über die Posse „der Barometermacher auf der Zauberinsel" schrieb damals Saphir, und er sprach sich in der Theaterzeitung (Jahrgang 1823, Seite 619) folgendermaßen aus:

„Der Inhalt des Mährchens „Prinz Tutu" von

„Wieland ist den Lesern der „Theaterzeitung“ ohnehin be-
„kannt. Es geht auch kein Deut davon ab, ist auch kein Deut
„dazu gethan worden. Warum es Herr Raimund: Pa-
„rodie eines Zaubermährchens genannt hat, wissen wir nicht;
„hat er denn Wielands Mährchen parodirt? Und ist
„denn nicht jedes Mährchen an und für sich, seiner Tendenz
„nach, Parodie? — Eine Geschichte kann man parodiren,
„aber nicht ein Mährchen. — Die Behandlung ist sicher
„besonnen und das Ganze wohlangelegt, der fortlaufenden
„Handlung getreu folgend. — Die Art und Weise, wie der
„gute Quecksilber um „Horn“ und „Gürtel“ kommt, ist
„zwar eben nicht die pfiffigste, aber wer wird es bei „pa-
„rodirten“ Mährchen so genau nehmen? — Der erste Akt
„ist unwidersprechlich der bessere. — Bei dem Ganzen findet
„der Zuschauer seine Rechnung. — Späße, Lazzi, Bonmots
„ꝛc. sind reichlich und glücklich eingestreut, und wenn sie
„alle auch nicht bei dieser Gelegenheit aus der Präge
„kamen, so flimmern sie doch durch den Vortrag wie neu.
„Herr Raimund war voll Regsamkeit und in der jovialsten
„Stimmung. — Sein Spiel war eine Kette von lebendigen
„Lachbildern; er erhielt während des Spiels und besonders
„am Ende lärmenden Beifall des überaus vollen Hauses.
„— Herr Korntheuer hat uns heute ganz vorzüglich an-
„gesprochen; ohne zu karikiren gab er diesen wohlgenährten
„Bequemling mit einem Aufwande intensiver Lächerlich-
„keit, dem man unmöglich widerstreben konnte. — Er wurde
„so oft als Raimnnd gerufen. Demoiselle Johanna
„Huber hatte nicht Gelegenheit, ihr glänzendes Talent
„durchschimmern zu lassen, welches um so mehr zu bedauern
„da ihre letzte Rolle „die schlimme Liesel,“ der
„Gipfelpunkt ihrer Leistungen ist.

Noch erwähnte Saphir der Ausstattung der Tänze, der Musik u. s. w. Er sagte:

„Eines der ersten und eindringendsten Complimente um
„die herrliche Ausstattung des Ganzen, verdient gewiß
„Herr Rainoldi. Seine Arrangements, seine Gruppi-
„rungen sind eben sowohl Beweise seines herrlichen Erfin-
„dungstalents, als Belege für die Zartheit seiner Ideen
„und für die Eleganz der Ausführung. Rainoldi wur-
„de wahrhaft stürmisch gerufen. — Die Musik,
„von dem wahrhaft fruchtbaren Musikschöpfer Wenzl

„Müller, verbindet wie immer das Liebliche mit dem „Populären; seine Melodien schleichen ins Ohr, so daß „man sie nicht mehr heraus bekommt.“

So freundlich diese Kritik war, so unangenehm berührte sie Raimund.

Ich finde, sagte er zu dem Redakteur der „Theaterzeitung,“ daß ich eigentlich bei Saphir am übelsten wegkomme; meinem Stücke wirft er vor, daß es keine neuen Gedanken enthalte, und Rainoldis Arrangement und Müllers Musik stellt er in den Vordergrund, doch soll Herr Saphir schon anders schreiben müssen, bringe ich nur erst mein zweites Stück zur Aufführung. Ich will Herrn Saphir beweisen, daß ich durchaus originelle Einfälle habe, und als Dichter vorwärts gehen werde.

Am meisten erfreute es Raimund, daß seine Frau, leider in Gesellschaft des ungarischen Kavaliers und der Frau Friedmann, sein Benefizstück besuchte und bei dem bekannten Liede:

„Es kommt nichts von Oben,
„Es kommt nichts von Unten,
„Die Macht dieses Zaubers
„Ist gänzlich verschwunden.“

so wie am Schluße der Vorstellung lebhaft applaudirte.

Landner, sagte er zu seinem Satelliten, hat Er bemerkt, daß ich und mein Stück meiner Frau gefielen? Landner, nun wird sich die Wiedervereinigung mit meiner Frau am besten einleiten lassen. Wir wollen gleich morgen nach der Josefstadt zur Friedmann fahren. Ich habe die beste Ausrede; ich komme mich zu entschuldigen, wegen meines Betragens im Zirkus; dann komme ich von Einem aufs Andere, endlich spreche ich den Wunsch aus, ein Souper bei Frau Friedmann arrangirt zu wissen, und soupire ich nur erst wieder mit meiner Frau, dann lasse ich sie nicht mehr los. Meine Equipage

wird vor dem Thore der „Stadt Belgrad“ stehen, meine Frau wird für mich eine Festung Belgrad sein; ich werde sie erobern und die Beute nach Hause führen.

Wann wir morgen zur Frau Friedmann fahren, versetzte Landner, so kutschiren Sie doch wohl nicht selbst? Noch konnten Sie es ja nicht erlernen, weil Sie theils so lange unwol, theils durch die Proben Ihres Stückes verhindert waren, sich unterrichten zu lassen?

Kommt Er schon wieder mit seiner dummen Angst? Will Er mich schon wieder konfus machen? — Ich kann jetzt perfekt kutschiren. So lange ich unpäßlich zu Hause war, befand ich mich am Fenster. Jedem Kutscher, der vorüberfuhr, sah ich auf die Hände. Ich lernte kutschiren vom Zusehen; auf andere Art kann man es auch nicht erlernen.

So bitte ich denn, erwiederte Landner, im Falle, daß ich mit Ihnen fahren müßte, den Weg von der Leopoldstadt nach der Josefstadt nicht durch die innere Stadt zu nehmen. Durch die hundert tausend Menschen und tausend Equipagen durchzukommen ist für den geübtesten Wagenlenker eine Aufgabe. —

Meinetwegen! In diesem Falle will ich Ihm nachgeben. Wir fahren am Dianabad vorüber nach der neuen Brücke, von da nächst dem Glacis. Auf diesem Wege herrscht weder ein Menschen- noch Wagengewoge.

Der Kassier brachte den Kassa-Rapport und das Erträgniß der Einnahme. Sie betrug, ohne die Beträge, welche Raimund für Logen und Sperrsitze in seiner Wohnung eingenommen hatte, 1486 fl.

Raimund quittirte.

Die Loge Nr. 14 hat ein versiegeltes Billet abgeben lassen, berichtete der Kassier.

Nr. 14? rief Raimund hastig. In Nr. 14 war meine Frau! Er erbrach das Billet.

„Madame Amelie de Friedmann,“ las Raimund: 50 fl.!! — Ei, das geht retour, sagte er. Dieses Geld kommt ganz gewiß von dem Herrn Grafen, von diesem brauche ich nichts; meine Frau wird mir doch nicht 50 fl. schicken? Und Madame Friedmann hat mir nichts zu bezahlen, dieser werde ich selbst ein Geschenk machen. — Diese 50 fl. bringe ich ihr zurück, da habe ich den besten Vorwand, ihr eine Visite zu machen.

Noch ist ein Geschenk angekommen, und in der Theater-Kanzlei abgegeben worden, meldete der Kassier. Für die Parterre-Logen wurden 60 Gulden und 30 Bouteillen Champagner gesendet. Von dem Herrn Ellborn, Kaufmann aus Eupen, „zur Erinnerung an das Mittagsmahl im Sperl.“

O weh! rief Raimund. Das ist eine traurige Erinnerung! Der verwünschte Sperl und der Abend in Nußdorf waren eigentlich die erste Veranlassung zu meiner Scheidung. Seit jenem Abende wollte sich das Zerwürfniß mit meiner Frau nicht mehr ausgleichen lassen!

Was soll mit dem Weine geschehen? fragte der Kassier. Er befindet sich im Vorzimmer.

In den Keller mit ihm! Er wird schon nach und nach getrunken werden; darüber lassen Sie sich kein graues Haar wachsen.

Raimund gab seinem Bedienten den Befehl, den Wein in den Keller bringen zu lassen.

Dies ist unmöglich! — versetzte der Bediente. Die Keller der Leopoldstadt sind alle voll Wasser. Seit dem letzten anhaltenden Regen und dem beispiellosen Wolkenbruche bei Linz, steigt die Donau von Tag zu Tag. Es ist schon „eingesagt“ worden, daß wenn das

Wasser auf gleiche Art zunimmt, müssen wir die Hebamme aus der Wohnung unter uns, herauf nehmen.

Was? schrie Raimund. Mir soll eine Hebamme einquartirt werden?

Ganz natürlich! fuhr der Bediente zu berichten fort. — Der Verpflegsverwalter neben uns nimmt den Schneider; der Amtmann Grünhelm den Glaser; der Kaufmann den Handschuhmacher und wir die Hebamme.

Man soll die Hebamme bei einer Frau, die guter Hoffnung ist, einquartiren. In Mariahilf kenne ich eine Kürschnerin, die ist keine Stunde sicher, daß sie nicht entbunden wird. Was hätte eine Hebamme denn bei mir zu thun? — Ich bin nicht in andern Umständen.

Ich werde den Champagner in der Küche in einen Schrank placiren, erwiederte der Bediente und entfernte sich.

Raimund expedirte nun den Kassier und beschenkte ihn; dann nahm er noch 10 fl. von seinem Gelde und sagte:

Herr Kassier, geben Sie gefälligst diese 10 fl. dem Theatermeister. Ich habe ihn bei den Proben meines Stückes zwei Mal einen Esel genannt. Es kommt also ein Esel auf 5 fl. — Ist dies genug?

Hinlänglich genug! versetzte der Kassier und entfernte sich.

Und nun, Landner, fahr' Er mit mir sogleich nach der Stadt. Ich muß dem Doktor Manquet 300 fl. bringen, die ich von meiner Einnahme zu bezahlen habe. —

Großer Gott! rief Landner. Ich bin noch von der letzten Fahrt nicht kurirt, und sehe am ganzen Körper aus wie ein Lazarus.

In die Stadt laß ich mich von meinem Kutscher führen!

Ich lebe wieder auf! versetzte Landner.

Aber wenn ich vom Doktor Manquet wieder zurück komme, sprach Raimund, dann lasse ich mich bis zum Dianabade führen; der Kutscher steigt ab, übergibt mir die Pferde, geht nach Hause, und wir fahren heute noch zur Stadt Belgrad; die 50 fl. der Madame Friedmann brennen mir auf der Seele; ich habe keine Ruhe, so lange dieses Geld nicht wieder in den Händen der Friedmann ist.

Da ließe ich mich lieber gleich vom Hause des Doktors Manquet nach der Josefstadt durch den Kutscher führen. Die armen Pferde müssen ja einen zu großen Umweg machen! —

Die armen Pferde sind über drei Wochen im Stalle gestanden als in die Luft gekommen. Nun sollen sie nur laufen! — Endlich muß ich mich doch im Kutschiren üben, sonst bleibe ich mein lebelang ein Stümper.

So lassen Sie wenigstens den Kutscher mitfahren, und neben Ihnen auf dem Bocke —

Damit der Kerl den Respekt vor mir verliert, wenn er merkt, daß ich nicht kutschiren kann. —

Weil Sie's nur selbst einsehen!

Vor Ihm, Landner, genir' ich mich nicht. Wenn ich auch wieder ein Malheur habe, Er ist mein Freund; Er druckt dann sein rechtes Auge zu, wenn ich einen Geniestreich mache und umwerfe; auf dem linken Auge ist Er ohnehin blind.

Ich sehe mich schon wieder fliegen! entgegnete Landner. Vielleicht gehe ich diesmal wie ein Luftballon, auf dem Glacis nieder.

Just recht, Landner! daß es mir einfällt, da ich kutschire, so muß Seine Frau mitfahren. —

Nu, sein Sie so gut! Die ist ohnehin unwol und leidet dergestalt an der Gicht, daß sie ganze Nächte hindurch nicht schlafen kann. —

Da wäre vielleicht eine kleine Erschütterung angezeigt. Wir fahren an der Holzgestätte vorüber, dort lustwandelt Seine Frau gerne! Ich lade sie dort ab, die theure Ehehälfte.

Ich bitte Sie, machen Sie keine Späße! Meine Frau fahrt nicht für 10,000 fl. mit Ihnen, ja wenn sie vorher ihr Testament machen dürfte.

Aber Er fährt mit?

Ich opfere mich!

Wohlan denn, so stürzen wir uns in die Gefahr.

7. Bei Frau von Friedmann.

Raimund fuhr mit Landner und seinem Kutscher nach der Stadt, um Doctor Manquet die erste Rate zu bezahlen.

Raimund und Landner saßen ganz gravitätisch in dem schönen Pieroutsch.

Zahlreiche Freunde begegneten Raimund.

Er grüßte, sie grüßten.

Das nahm sich recht stattlich aus.

Als Raimund über die Brücke fuhr, bemerkte er:

Die Donau ist wirklich sehr groß und wie sie reißend strömt! — Da seh' Er hin, da treibt sie eine ganze Hütte vor sich her! Wenn nur kein Mensch verunglückt!

Die Donau trug Brennholz, zerrissene Flöße, losgetrennte Schiffe u. s. w. endlich ganze Bäume auf ihrem Rücken.

Eine Masse Leute war beschäftigt das Holz aufzufangen.

Das unglückselige Wasser ist noch immer im steigen! bemerkte Landner. Bis wir von der Josefstadt heimkehren, ist vielleicht die Hebamme bei Ihnen schon einquartiert.

Das wäre gräßlich! rief Raimund. — Da müßte Er mir helfen! Ich bezahle Ihm gerne für jeden Tag 5 fl., wenn Er die Hebamme zu sich nimmt. Landner thu Er mir den Gefallen. Er wohnt ja in der Leopoldstadt.

Unmöglich! Herr Raimund, entgegnete Landner. — Meine Frau ist ohnehin in Desperation. Unter uns im Erdgeschoß logirt ein Greisler mit sieben Kindern, und die Polizei hat angeordnet, daß wir, bei zunehmender Wassergefahr diese Familie und zwei Dienstboten zu uns nehmen müssen. Das ist ein Zuwachs von 11 Personen. Wo hätte da noch eine Hebamme mit ihrer „Helferin," drei ledigen Frauenzimmern, die bei ihr, Unpäßlichkeits halber, Unterstand haben, eine junge Witwe, welche weiblicher Hilfe bedarf, und eine Köchin mit einem „trinkenden Kinde" Platz. —

Gerechter Himmel! rief Raimund, und dieses ganze Spital ist mir vermeint?

Sobald das Wasser steigt, steigen diese sieben Weibsbilder zu Ihnen in den ersten Stock. —

Da steige ich auf's Dach und rufe um Hilfe, versetzte Raimund. Nein, nein! Das darf nicht geschehen! Ich wende mich an die Polizei, an das Grundgericht; Polizei und Grundgericht müssen eine andere Verfügung treffen.

Indeß war die Equipage bei Doktor Manquets Hause angekommen.

Raimund stieg aus dem Wagen; eilte zu dem Doktor, bezahlte seine Schuld und dankte herzlich für den Vorschuß.

Wie ich erfahre, sagte Manquet, sind heute um zehn Uhr vormittags, alle Logen und Sperrsitze für die zweite und dritte Vorstellung Ihres Stückes vergriffen. — Dies freut mich um so mehr, als die drohende Wassergefahr, nicht einmal im Stande ist, das Publikum von dem Besuche des „Barometermachers" abzuhalten. —

Geehrter Herr Doktor, erwiederte Raimund, erinnern Sie mich nicht an die drohende Wassergefahr, mit der unsere Vorstadt heimgesucht werden soll; mir stünde dann etwas Schauderhaftes bevor.

Raimund erzälte nun, was er von Landner erfahren.

Manquet lachte aus vollem Halse.

Eine solche Uiberschwemmungsszene gebe beinahe Stoff zu einer Posse, meinte Manquet.

Diese wol nicht, entgegnete Raimund; daß ich aber nächstens in einem meiner Stücke eine Uiberschwemmung auf das Theater bringe, ist mein fester Vorsatz. Eine Dekoration, eine solche vorstellend, nach meiner Angabe, muß Effekt machen.

Raimund empfahl sich dem Doktor, bestieg seine Equipage wieder und fuhr rasch ans Dianenbad, bei welchem der Kutscher anhalten mußte.

Landner fing das Herz heftig zu schlagen an.

Als Raimund sich auf den Bock schwang und die Zügel der Pferde aus den Händen des Kutschers empfing, sagte der Kutscher:

Euer Gnaden muß ich aufmerksam machen, daß Sie diesen Pferden nicht mit der Peitsche zu nahe kommen dürfen. Es sind die besten Thiere auf der Welt, aber in dem Augenblicke, in welchem man sie schlägt, sind sie wie mancher Mensch; es ist nichts mehr mit ihnen zu richten.

Wenn sie aber stützig werden sollten, oder nicht vorwärts wollten? fragte Raimund.

Dann schnalzen Euer Gnaden nur mit der Zunge; ein Schnalzen mit der Zunge ist hinreichend, sie vorwärts zu treiben. Ich muß es wiederholen, daß diese braven Pferde wie manche brave Menschen sind; um ein gutes Wort gehen sie in die Hölle! — So bin ich auch, Euer Gnaden. Wenn Sie mir freundlich sagen: „Wenzel, Du bleibst bei mir im Dienst," und Sie legen mir dabei 5 fl. monatlich zu, so gehöre ich Ihnen mit Leib und Seele! Wenn Sie aber grob mir zurufen: Du gehst, Hallunke! so schlag ich aus, Euer Gnaden, und zertrümmere Ihnen die ganze Equipage!

Schon gut! versetzte Raimund, ich werde es mir merken.

Der Kutscher ging.

Als Landner sah, daß Raimund Miene machte, wegzufahren, schrie er:

Nur noch einen Augenblick!

Raimund hielt an.

Es ist Ihnen gewiß tout ègal, flehte Landner, ob ich im Wagen oder außer dem Wagen sitze?

Nur nicht etwa zu mir auf den Bock verlange Er sich, sagte Raimund.

Nein, aber auf den Bedientensitz wünschte ich zu kommen. Ich kann mich dann schneller retten, wenn ein Unglück geschieht!

Setz' Er sich auf den Bedientensitz, erwiederte Raimund; ich höre ihn dann vielleicht weniger lamentiren, wenn Er weiter von mir weg sitzt.

Landner voltigirte schnell aus dem Pieroutsch über das zurückgelegte Dach nach dem Bedientensitze.

Sitzt Er endlich?

Ja.

Hat Er eine Zunge bei sich?

Ja.

Kann Er schnalzen mit der Zunge?

Ja.

So schnalz' er.

Landner schnalzte.

O weh! da kann ich es besser.

Raimund schnalzte.

Die Pferde liefen gleichmäßig fort.

Es ging gegen die Brücke.

Sie müssen jetzt die Reihe nehmen! sagte Landner.

Das weiß ich!

Je weiter der Bogen, je besser!

Halt Er sein Maul! Er wird mir doch keinen Unterricht im Kutschiren geben!

Raimund erreichte ganz gut die Brücke.

Von da liefen die Pferde wieder auf ebenem Wege fort.

Begreift Er es, daß ich ein gemachter Kutscher bin?

Meiner Seele! Es geht wie geschmiert.

Steig' Er jetzt ohne Angst in das Pieroutsch!

Um kein Ritterschloß! Die ganze Zeit über stehe ich nur mit einem Fuße auf dem Bedientensitze, mit dem andern häng' ich in der Luft, damit ich gleich auf der Erde bin, wenn es schief geht!

Deßhalb höre ich die Leute immer lachen?

Ja; man lacht mich sehr aus!

Er ist ein Schafskopf!

Besser ein lebendiger Schafskopf, als ein todter Landner.

Der Wagen kam recht gut an das Josefstädter-Glazis.

Raimund bog dort glücklich gegen die Häuserreihe ein.

Bei der „Stadt Belgrad" angekommen, hielt Rai-

mund an, winkte einen Fiaker herbei, und übergab diesem seine Equipage.

Ich werde Dir ein gutes Trinkgeld geben, sprach Raimund zu dem Fiaker, wenn Du auf meine Pferde Acht hast!

Hans Dampf! herrschte Raimund, Landner zu; geh' Er voraus und melde Er mich bei Frau von Friedland.

Landner eilte über die Stiege.

Raimund folgte ihm.

* * *

Landner hatte kaum den Namen Raimund bei Frau von Friedmann ausgesprochen, so riß sie auch schon die Thüre auf, und ging Raimund entgegen.

Raimund machte einige artige Verbeugungen.

Er fand Frau von Friedmann allein zu Hause.

Dies war ihm sehr angenehm.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, sagte er, die Verwegenheit, mit welcher ich mich Ihnen nähere. — Ich komme, Ihre Nachsicht über mein Benehmen im Zirkus zu erflehen. — Ich kam von einem sehr heiteren Diner; ich hatte viel Champagner getrunken, und war an jenem Abende wirklich nicht zurechnungsfähig. — Heute wäre ich wohl im Stande, Ihnen meine Liebe und Verehrung feiner, anständiger zu bethätigen, aber ich habe Ihre Gunst für immer verwirkt. Nicht wahr, Landner?

Ganz gewiß, Herr von Raimund.

„Herr von Raimund," erwiederte Frau von Friedmann, ich dachte anfangs, als ich Sie in einer so ausgelassenen Laune fand, Sie wollten mich beleidigen; da sagte mir aber Ihre Frau Gemalin, Sie müßten Etwas im Kopfe haben.

So war es auch! Nicht wahr, Landner?

Ganz gewiß, Herr von Raimund.

Heute habe ich gewiß nichts im Kopfe, aber im Herzen habe ich Etwas, in meinem innersten Herzen.

Herr Landner hat mir vor einiger Zeit mitgetheilt, daß Sie zu Ihrer Frau Gemalin wieder eine so heftige Neigung gefaßt hätten, wie in der Zeit Ihrer ersten Liebe.

Ich leugne es nicht.

Sie wünschen durch mich eine Vereinigung mit Ihrer Frau.

Ich würde Sie dafür segnen, gnädige Frau, ich würde Sie ewig dankbar verehren, wenn Sie mich mit meiner Frau wieder zusammen zu bringen vermöchten.

Ich habe Ihre Frau hievon bereits unterrichtet.

Meine Frau wird jedoch nichts mehr von mir wissen wollen?

Da irren Sie, aber Ihre Frau fürchtet Sie.

Mich? Ich bin der beste Mensch von der Welt. Nicht wahr, Landner?

Ganz gewiß, Herr von Raimund.

Ihre Frau fürchtet Rückfälle. —

Sie soll mich auf die Probe stellen.

Ei! Wie stellt man denn einen Ehemann auf die Probe? Da müßte sie vor Allem zu Ihnen zurückkehren.

Das will sie nicht?

Sie will und will nicht! — Was geschieht aber, wenn Sie sie wieder quälen? Mit Eifersucht, mit allerlei Grillen, Launen, kindischen Prätensionen, mit Mangel an Nachgiebigkeit?

Dann kann sie mich augenblicklich verlassen.

Ei? —

Verlassen und nie mehr ansehen.

Was wird dann die Welt dazu sagen?

O die Welt spricht über Alles! Wenn man sich an Das kehren wollte, was die Welt nur in einer Stunde zusammen schwätzt, so müßte man rein toll werden.

Ihre Frau kehrt sich daran! — Sie ist durch Sie Herr Raimund, leider so sehr ins Gerede gekommen, daß sie sich zu neuem Skandal um keinen Preis mehr verstehen will.

Ist das ein Skandal, wenn ein Mann sein Weib liebt?

Es kommt nur darauf an, wie er diese Liebe äußert.

Ich äußere meine Liebe heftig, eben weil ich heftig liebe. — Ich bitte Sie, gnädige Frau, veranlassen Sie vor Allem, daß ich mit meiner Frau bei Ihnen zusammenkommen könne. Ich habe erfahren, daß Sie allerliebste feine Soupers arrangiren; halten Sie mich der Auszeichnung werth, an einem solchen Theil nehmen zu dürfen —

Mit Vergnügen.

Vielleicht heute schon. Leider kann ich aber erst nach dem Theater bei Ihnen erscheinen.

Ich soupire stets nach zehn Uhr.

Ich kann nicht fordern, gnädige Frau, daß Sie meinetwegen auch noch Auslagen haben sollen. Ich bestelle ein Souper bei Monsieur Gaillard, dem neuen französischen Restaurant —

Bei diesem bestelle ich ebenfalls meine Soupers.

Champagner sende ich eine ganze Batterie.

Ich würde sagen, ich lasse mir dies gefallen, wenn ich unabhängig wäre. Ich kann aber Niemand zu mir einladen, ohne den Mann dazu zu bitten, den ich nächstens als meinen Gatten begrüßen werde.

Darf ich um den Namen des Glücklichen fragen?

Sie kennen ihn. Es ist der Graf Kasimir Orovy,

derselbe, der neulich mit mir und Ihrer Frau im Zirkus war —

Dieser Herr ist es? — Gott sei Dank, daß ich erfahre, daß dieser Graf Ihnen angehört, daß Sie ihn sogar Ihren Bräutigam nennen; ich war bisher so befangen zu glauben, der Herr Graf mache meiner Frau die Cour.

Was fällt Ihnen ein!

Ja, es schien mir so!

Mein Graf ist gegen alle Damen artig.

Ich bin nun ganz beruhigt. Also heute nach dem Theater wird das Souper statt finden?

Da ich einen Gast haben werde, so wollen wir uns dahin einigen, daß ich die Kosten des Soupers wenigstens zur Hälfte bestreite.

Ein ander Mal, gnädige Frau, heute nicht!

Ich mache Ihnen noch einen Vorschlag, Herr Raimund. — Um mich in keine Verlegenheit, der Auslagen wegen für das Souper, zu setzen, so verstehen wir uns zu einer Wette. — Wenn Sie sich bei diesem Souper so liebenswürdig benehmen, daß Ihre Frau zu Ihnen wieder ein Herz fassen kann, so bezahle ich das Souper; wenn Sie aber wieder in irgend eine Exaltation verfallen, so bezahlen Sie es. — Ich wette, daß Sie es bezahlen!

Ich wette, daß Sie es bezahlen müßten, wäre ich im Stande von einer Dame Etwas anzunehmen. — Dies ist's auch, was mich veranlaßt, Ihnen Ihr Honorar für die Loge Nr. 14 hiermit zurückzustellen.

Sie beleidigen mich, Herr Raimund.

Sie beleidigen mich, gnädige Frau, wenn Sie mich für so ordinär halten, für eine Loge, in welcher meine Frau den obersten Platz einnahm, ein Douceur anzunehmen.

Raimund legte die Banknote, die sich in einem Cou-

vert eingeschlossen befand, auf den Blumentisch der Frau von Friedmann.

Gut denn! erwiederte die Dame, so soll mein Honorar für die Loge den Armen zufallen.

Raimund verneigte sich.

Das Souper und den Champagner werde ich vor zehn Uhr senden. Ihr dankbarer Diener Raimund wird aber erst nach zehn Uhr hier sein.

Raimund empfahl sich und ging mit Landner.

Als Landner mit Raimund auf der Treppe sich befand, sagte der Erstere:

Dieses Souper bezahlen Sie!

Er hat recht; ich bezahle es gewiß.

Ich meine es nicht so! Ich meine, Sie bezahlen die Wette, weil Sie sie verlieren.

Ich habe es ihm schon gesagt: Er ist ein Schafskopf!

Möglich! Aber ein Schafskopf, der nicht ganz ohne Hirn ist.

Als Raimund und Landner bei der Equipage ankamen, und der Fiaker die Pferde übergab, beschenkte ihn Raimund.

Euer Gnaden, sagte der Fiaker, diese Pferde kenne ich; sie haben einem Rittmeister aus der Josefstädter-Kaserne gehört. Der Herr Rittmeister hatte viel Verdruß mit seinem Kutscher; der Kutscher wollte die Pferde nie in die Schwemme führen.

Warum nicht?

Der Kutscher hätte sich eher prügeln lassen, ehe er in die Schwemme gefahren wäre. Haben Euer Gnaden etwa denselben Kutscher mit in den Kauf bekommen?

Einen dicken, kleinen, untersetzten Kerl, Wenzel heißt er.

Ja, ja, Wenzel! Befehlen Euer Gnaden diesem

Wenzel, er möge die Pferde in die Schwemme führen; Euer Gnaden werden sich überzeugen, er thut es nicht!

Das will ich sehen!

Und den Pferden thut das Donauwasser so gut, besonders Pferden, welche wie diese Füchse, spröde Hufe haben.

Raimund dankte für die Mittheilung und kutschirte ganz ruhig nach der Leopoldstadt.

Landner saß, oder besser, er hing wieder auf dem Bedientensitz.

Als Raimund über die neue Brücke fuhr, dachte er an den Wink, den ihm der Fiaker hinsichtlich der Pferdeschwemme gegeben.

Dort bei der Schiffgasse ist eine sehr hübsche Roßschwemme, dachte Raimund; dort will ich meinen guten Thieren ein Bene thun.

An Landner dachte Raimund nicht; an den armen Landner, der rückwärts am Pieroutsch hing, und dem es ganz jämmerlich durch diese Fahrt durch die Pferdeschwemme, bei dem hohen Stande des Wassers, erging.

8. In der Schwemme, dann — das Souper bei Frau von Friedmann.

Raimund bog, als er in die Nähe der Schiffgasse kam, rechts ein, und fuhr schnell den etwas steil abwärts gehenden Weg in die Pferdeschwemme.

Was thun Sie denn? rief Landner. Wir ersaufen ja hier alle zwei sammt den Pferden!

Halt Er sein Maul! Meine Füchse haben spröde Hufe! Hat Er nicht gehört, was der Fiaker gesagt hat? Steig' Er ab, wenn Er sich fürchtet!

Wie kann ich denn absteigen? das Wasser läuft mir ja schon in die Stiefel!

Wenn es Ihm in das Maul läuft, dann kann Er reden! — Jetzt mach' Er mich nicht irre!

Raimund kam immer tiefer.

Landner zog die Füße hinauf wie ein kranker Vogel.

Jesus! Jesus! schrie Landner, das ist kein Weg für ein Pieroutsch, da sollten wir ja die Arche Noah haben!

Zum Teufel! sagte Raimund, hier ist es tief, und das Wasser reißt schrecklich!

Fahren Sie schnell durch! schrie Landner. Trachten Sie doch, daß wir auf der andern Seite wieder herauskommen. Mir fließt die Donau schon durch alle Taschen. Frau von Friedmann hat mir einen „Gugelhupf" für meine Frau mitgegeben, der ist bereits hin.

Schnalz' Er mit der Zunge! befahl Raimund.

Ich kann vor Angst nicht schnalzen!

Geben Sie den Pferden ein paar Strixen! Den Bestien gefällt's hier! Sie wollen nicht weiter! — Das Wasser hebt das Kallesch bereits! Augenblicklich wird es umstürzen.

Raimund stand auf dem Bocke und wendete alle Kraft an, mit der Zunge zu schnalzen.

Landner machte es ebenso, aber es half nichts! Die Pferde standen wie Mauern.

Wenn uns nur Jemand zu Hülfe käme! sagte Raimund.

Ja, der müßte gut schwimmen können, meinte Landner. Hauen Sie doch die Pferde über die Köpfe!

Der Kutscher hat's ja verboten!

Ei, was Kutscher! — Die Pferde gehören Ihnen.

Aber sie gehen durch, wenn ich ihnen die Peitsche gebe. —

Sie sollen durchgehen, lieber auf der Erde als im Wasser umkommen.

Raimund schwang die Peitsche über die Köpfe der Pferde.

Die Pferde machten einen starken Riß und fuhren durch die Schwemme; aber auf der andern Seite hinaufzukommen, war nicht so leicht. Die Pferde standen wieder.

In das Pieroutsch war das Wasser von allen Seiten gedrungen. Landner saß auf dem zurückgelegten Dache wie eine Wachtel. Er klapperte mit den Zähnen und rief in einemfort:

Ein Schinackel! um Gottes willen! Ein Schinackel! Kommt denn kein Mensch mit einem Schinackel zu Hülfe!

Die Leute liefen von der Straße herbei.

Aber Herr von Raimund! rief der Lederermeister Schönpichler, der an der Donau seine Werkstätte hatte, aus seinem Fenster; was ist Ihnen denn eingefallen, bei einer Wasserhöhe von fünf Fuß über Null in die Schwemme zu fahren?

Ich sehe es ein, versetzte Raimund, aber was ist jetzt zu thun?

Meine Gesellen werden Ihnen helfen, versetzte Schönpichler; sie kommen schon. Sie werden in die Schwemme waten, die Pferde beim Zügel ergreifen und herausführen. Es scheint, daß Sie nicht kutschiren können, Herr von Raimund. Sie schlagen die Pferde über die Köpfe, da gehen Sie nicht vorwärts! Geben Sie ihnen ein paar Hiebe über das Kreuz!

Das ist ja gerade das Kreuz, daß ich den Pferden ihr Kreuz nicht sehe! erwiederte Raimund, das Wasser ist ja ein paar Faust höher als die Pferde!

Jetzt kamen die Gesellen des Lederermeisters, ergriffen die Pferde, und führten sie mit starker Hand auf die Straße.

Als sie den festen Boden erreicht hatten, plumpfte Landner vom Wagen wie ein Sack.

Ist das Ihr Kutscher? fragte Schönpichler, das ist ein schöner Esel; der hätte Sie warnen sollen!

Nein, ich bin der Landner, versetzte dieser, der Schauspieler Landner, der für komische Rollen engagirt ist, der aber heute alle Welt zum weinen bringen muß, so unglücklich ist er.

Macht das große Thor vom Hause auf! befahl Schönpichler, und bringt die Herren und die Pferde bei mir unter. Alle vier können sonst eine Kolik bekommen.

Die Leute auf der Straße lachten.

Die Pferde wurden mit dem Wagen ins Haus geführt.

Das Thor wurde geschlossen. Die Gaffer zerstreuten sich.

Schönpichler bezeigte seine volle Gastfreundschaft.

Die Pferde ließ er in den Stall führen, gehörig abreiben, ihnen hohe Streu geben, und mit Kotzen zudecken.

Raimund und Landner mußten die nassen Kleider vom Leibe reißen.

Landner hatte wirklich einen Fieberanfall. Er mußte sich auf ein Ruhbett legen und sich in warme Decken hüllen. Frau Schönpichler brachte heiße Suppe.

Landner erzälte sein trauriges Schicksal.

Lamentiren Sie nicht, sagte Frau Schönpichler. Sie sind bei uns gut aufgehoben.

Nach einer Stunde befanden sich Raimund, Landner und die Füchse vollkommen wol; aber der

Wagen sah erbärmlich aus; er war voll Sand und Schlamm und das Lederzeug war übel zugerichtet.

Man muß gestehen, sagte Raimund, über die Wiener Bürger geht nichts! — Kaum sieht so ein braver Mann einen Menschen in Noth, so kommt er ihm nicht nur zu Hilfe, sondern er erquickt ihn auch noch!

Ich bin besonders glücklich, sagte Landner. — Frau Schönpichler hörte mich nur ein paar Worte über meinen zu Brei erweichten Gugelhupf sprechen, so verehrte sie mir schnell einen drei Mal größeren! Tausend Dank! Tausend Dank für diese Gastfreundschaft!

Machen Sie doch kein Aufhebens von solchen Kleinigkeiten! sagte Schönpichler. — Wenn ein Mensch dem andern nicht hilfreiche Hand bieten würde, so wäre es ja ein Elend auf der Welt. — Ich bin nur froh, daß das Wasser seit einer Stunde bedeutend gefallen ist. —

Ist es gefallen? sagte Raimund, so brauche ich keine Hebamme!

Ich hörte, Sie seien geschieden von Ihrer Frau? warf Frau Schönpichler hin. Wenn dies der Fall, zu was hätten Sie denn eine Hebamme nothwendig?

Ich hätte sie nicht nöthig! versetzte Raimund, aber die Hebamme hätte mich bald in Anspruch genommen.

Raimund erzälte nun, was der Leser ohnehin schon weiß.

Es wurde herzlich über die Verlegenheit gelacht, von welcher Raimund bedroht war.

Wir haben heute Sperrsitze zu der Vorstellung des „Barometermachers," erwähnte Frau Schönpichler. Wir wünschen nun, daß die ausgestandene Gefahr Herrn Raimund an seiner heitern Laune keinen Abbruch thun möchte.

Es erschien der Kutscher des Lederermeisters.

Er meldete:

Der Wagen ist wieder vollkommen in Ordnung, nur der Fußteppich hatte Schaden genommen; was aber die Kleider und Stiefel der beiden Herren betrifft, so sind diese noch nicht trocken.

Wie nun nach Hause kommen? fragte Raimund.

Ich helfe mit Kleidern und Stiefeln aus, versetzte der Lederermeister, und sende später Ihre Sachen in Ihre Wohnung. Ich lasse auch von meinem Kutscher Ihre Pferde leiten, denn Sie, Herr Raimund, möchten sonst noch ein Malheur haben! — Versprechen Sie mir nur auch, daß Sie nicht eher allein fahren wollen, als bis Sie vollkommen mit dem Kutschiren vertraut sind.

Raimund versprach es.

Raimund beschenkte die Gesellen, die ihm die Pferde aus der Schwemme gezogen, und Schönpichlers Kutscher reichlich.

Mit dem innigsten Danke an die edlen Menschen, welche ihn so herzlich aufgenommen, schied er.

Abends, bei der zweiten Aufführung des „Barometermachers,“ war das Theater zum Erdrücken voll; der Beifall wieder stürmisch.

Das ausgestandene Ungemach war vergessen.

* *
*

Nach beendigtem Theater ließ sich Raimund in seiner Equipage durch seinen Kutscher nach der Josefstadt zu Frau von Friedmann fahren.

Landner wurde schon nachmittags beordert, das Souper bei Monsieur Gaillard zu bestellen.

Der Bediente Raimunds schleppte sechs Flaschen Champagner zur „Stadt Belgrad.“

Als Raimund bei Frau Friedmann eintrat, war seine Frau bereits anwesend.

Louise kam ihm mit vieler Herzlichkeit entgegen. Sie sagte ihm unendlich viel Artiges über sein Stück. Die Rolle, welche Sie für Louise Kupfer schrieben, bemerkte sie, hätte ich mit Freuden gespielt.

Sie? Sie? fragte Raimund. Du sprichst mich mit „Sie" an? — Louise, was habe ich denn von Dir zu hoffen?

Sind wir nicht geschieden? erwiederte Frau Raimund.

Leider! antwortete Raimund, aber wir können uns ja wieder vereinigen.

Noch ist es nicht geschehen! Ich bitte Sie, zu erwägen, daß man nicht so auseinander läuft, und sich wieder vereinigt, wie Tänzer und Tänzerin auf einem Balle.

Ich bitte Dich um Gottes willen! flehte Raimund, ich bitte Dich um Alles, was Dir heilig ist, verwandle das kalte „Sie" in das herzliche „Du." — Ich kann Deine Gleichgiltigkeit gegen mich nicht fassen! Etwas Neigung für mich sollte doch in Deinem Herzen zurückgeblieben sein! — Ist aber jeder Funke von Liebe für mich erloschen, warum bin ich denn hier? Warum hast Du es denn zugelassen, daß ich Dich wieder sehen und sprechen dürfe?

Weil ich von Frau von Friedmann erfahren, daß Sie sich mit mir wieder vereinigen wollen. Ich will mir nicht den Vorwurf machen, daß ich den Mann, dessen Namen ich führe, von mir gewiesen, als er sich mir neuerdings genähert. Aber ich muß doch vor Allem wissen, auf welche Weise er sich mir nähert, ob wieder so ungestüm, ob wieder so übellaunig, ob wieder so rücksichtslos wie er gewesen; ob ich aus seiner Heftigkeit, Leidenschaftlichkeit, und seiner Unverträglichkeit, auch noch auf fernere trübe Tage schließen müßte.

Sei nur Du auch nicht ungestüm, übellaunig, rück-

sichtslos, heftig, unverträglich! Es ist möglich, daß ich diese Fehler an mir habe; ich bin es fast überzeugt, daß es so ist, aber Du hast sie ebenfalls und gewiß noch im höhern Grade als ich; — wir wollen nicht rekapituliren, mit welchen scharfen Ecken unseres Charakters wir uns am schneidendsten begegnet sind; wir wollen beide vermeiden, was uns gegenseitig verletzen könnte, und hiezu gehört vor Allem dieser eisige Ton, den Du gegen mich annimmst.

Gewiß nicht! das erste Wort, das ich zu Ihnen sprach, war ein Lob, Ihr gelungenes Stück, Ihre schöne Darstellung betreffend; schon der Umstand, daß ich Alles aufbot, Ihr Stück, Ihre erste Dichter-Arbeit zu sehen, kann für eine Annäherung von meiner Seite gelten; mehr noch kann meine Freude, mein herzlicher Beifall, den ich Ihnen im Angesicht eines vollen Hauses spendete, Zeugniß von meiner Neigung geben; aber dies übersieht Ihre Eigenliebe schon wieder! Sie denken, dies müsse so sein; ich bemerke Ihnen aber, daß es nicht so sein müßte, wenn es mir nicht große Freude machte, Sie auch als Dichter rühmlich auftreten zu sehen.

Also „Sie," so bleibe es bei dem abscheulichen Sie! Sprich mich in Gottes Namen noch mit „Sie" an; ich aber sage Du zu Dir und sollten wir hundert Jahre getrennt leben!

Wir wollen uns durch einige Zeit beobachten; wir wollen recht oft zusammen kommen, hier bei Frau von Friedmann wollen wir zusammen kommen, und uns täglich mehr und immer herzlicher nähern. —

Aber weshalb denn hier? Weshalb denn nur bei Frau von Friedmann! Wir sind ja beide großjährig, haben weder auf einen Vater, eine Mutter, einen Onkel, eine Tante, noch auf einen Vormund zu hor=

chen. Wir sehen uns täglich und wo es uns beliebt. Ich komme zu Dir, Du kommst zu mir!

Frau Raimund lachte und sagte: Nein, nein, das eine gebe ich nicht zu und das andere gehe ich nicht ein. —

So geben wir uns ein anderes Rendezvous. Ein Rendezvous wie ein paar Liebende, die sich nur an recht einsamen Orten sehen dürfen, z. B. im Augarten, in Schönbrunn nächst der Hetzendorfer-Allee; im Prater hinter dem Feuerwerksplatze, in Dornbach rückwärts vom Holländerdörfel, oder im Josefstädter-Theater im Parterre unter Scheiners Direktion! Ich habe gehört, daß neulich während der Vorstellung der Sitzaufschließer ausgeraubt worden sei, und daß trotz seines Hilferufes ihn Niemand gehört habe.

Frau Raimund lachte herzlich, reichte ihrem Gatten die Hand und sagte:

So lasse ich mir Raimund gefallen: heiter, freundlich, lustig.

Wenn Du wieder mein bist, will ich bei Dir als erster Komiker engagirt werden, und Du sollst den ganzen Tag nur lachen, nichts als lachen. Gib mir morgen ein Rendezvous im Augarten, oder fahre mit mir nach Pözleinsdorf, dort ist es am allereinsamsten. — Dort wagen es nicht einmal die Vögel herum zu fliegen, weil sie sich einbilden müßten, sie wären auf einer wüsten Insel. —

Wir sehen uns hier und sonst an keinem Orte, versetzte Frau Raimund; haben wir uns gegenseitig beobachtet und gefunden, daß wir mit einander leben können, ohne uns die Augen auszukratzen, so gehe ich mit Ihnen, dann wandle ich mit Ihnen, dann fahre ich sogar mit Ihnen, nur dürfen Sie nicht selbst kutschiren.

Ei, jetzt kann ich es schon!

Frau Raimund lachte abermals; ich habe davon gehört, sagte sie. Neulich im Prater und heute — !

Frau Raimund lachte noch heftiger. —

In der Pferdeschwemme, setzte sie hinzu, sollen Sie sogar in Lebensgefahr geschwebt haben! Der arme Landner hätte ein Nervenfieber davon tragen können.

Jetzt weißt Du dies auch schon!

Von Ihren Bravouren als Pferdelenker spricht die ganze Stadt.

Der Graf Kasimir Orovy trat ein.

Gegenseitige Begrüßungen fanden statt.

Herr Raimund, sagte Frau Raimund, und stellte ihn dem Grafen vor.

Herr Graf Kasimir Orovy, sprach Frau Raimund, und stellte den Grafen Herrn Raimund vor.

Ich habe bereits das Vergnügen, den berühmten Komiker zu kennen, der uns jetzt auch als Dichter erfreut.

Gehorsamer Diener! sagte Raimund, den es verdroß, daß seine Frau ihn bloß mit den Worten, Herr Raimund, annonzirte.

Sie müssen bald wieder ein neues Stück schreiben, sagte der Graf. — Sie haben ganz sicher Talent hiezu. — Aber wie konnte Ihnen einfallen, einen so verbrauchten Spaß auf das Theater zu bringen, als der ist, mit den „Feigen" und den „langen Nasen!" In Pesth gibt man eine uralte Zauberposse: „Die Prinzessin mit der langen Nase auf der Zauberinsel," von weiland Emanuel Schikaneder, von demselben Schikaneder, welcher den schlechten Text zur „Zauberflöte" geschrieben hat; in dieser Posse kommt derselbe Spaß vor, auch dieselbe Wendung durch ein „Wunderwasser;" derlei läppisches Zeug paßt in unsern Tagen nicht mehr auf die Bühne.

Ich kenne das Schikanedersche Stück nicht, sagte Raimund mit einiger Gereiztheit; im Ganzen bewiese dies aber nur, daß Schikaneder und ich, ein und dasselbe Märchen bearbeiteten.

Man muß aber abgedroschenes Zeug nicht bearbeiten, erwiederte der Graf. Fehlt es Ihnen an Stoff, so lesen Sie Musäus, Gozzi, ja selbst die späteren Bände und Ergänzungen von „Tausend und eine Nacht."

Ich werde sie lesen, versetzte Raimund mit verbissenem Grimm.

Sie haben recht hübsch gespielt, Herr Raimund, fuhr der Graf fort, aber Herrn Korntheuer können Sie sehr warm die Hand drücken, der brachte viel Humor in Ihr Stück, und dann waren es Rainoldi und Kapellmeister Müller, welche Ihren vollen Dank verdienen.

Ich habe es nie unterlassen zu danken, wo ich Dank schuldig war.

Die Weiberrollen haben Sie schlecht bedacht, sprach der Graf; die Prinzessin, in der Erwartung, von Ihnen eine gute Rolle zu bekommen, mußte schon früher mit einer langen Nase abziehen, als Sie ihr im Stücke eine lange Nase verliehen, und die Zofe ist eine ganz gewöhnliche Possen-Mamsell. Frau Raimund sagte mir, ihr gefiele die Rolle, aber ich antwortete: „Liebes Kind, irre Dich doch nicht; an dieser Rolle ist nichts; lasse den Gesang weg und diese Zofe ist nicht zum Aushalten!"

Reden der Herr Graf meine Frau mit „Du" an? fragte Raimund, der sich vor Unmuth kaum mehr zu halten vermochte.

Ich duze alle Schauspieler und Schauspielerinnen, versetzte der Graf, wenn ich ihnen aufrichtig meine Ansichten über das Theater mittheile.

Dann hätten Sie mich auch schon duzen sollen, denn gegen mich, waren Sie fast mehr als aufrichtig.

Kann auch noch geschehen, sagte der Graf. — Hierauf wendete er sich an Frau Raimund.

Wie befinden Sie sich, hübsche kleine Frau, fragte er sie. Darf Frau von Friedmann morgen auf Ihre Gesellschaft in der Oper im Kärntnerthore zählen? Madame Wächter tritt als Page in „Figaros Hochzeit" auf. Ich protegire diese Künstlerin, und will ihr durch meinen und den Applaus meiner Freunde einen angenehmen Empfang bereiten. Fräulein Sontag singt die Susanna. Es ist keine Kleinigkeit, neben dieser genialen Künstlerin bestehen zu können.

Ich werde von Ihrer Einladung profitiren, sagte Frau Raimund.

Gut, versetzte der Graf, dann werden Frau von Friedmann und ich, Sie morgen zur Theaterstunde abholen. Wo bleibt die Frau vom Hause? — Amelie? wo sind Sie?

Der Graf ging ungenirt in das anstoßende Zimmer.

Raimund war außer sich.

Wenn dieser Graf noch ein Mal zu Dir „Du" sagt, fuhr Raimund ganz zornentbrannt auf, und Du duldest es — so — —

Wo befinden Sie sich denn, Herr Raimund? fragte Louise, und wie fahren Sie denn schon wieder auf? Wissen Sie, daß ich diesem Grafen mein Engagement im Theater an der Wien verdanke? Er ist der intimste Freund des Grafen Ferdinand Palffy und bemühte sich auf das wärmste, meine Stellung so brillant als möglich zu machen. Ich erhalte um 1000 fl. mehr Gage im Theater an der Wien, als ich im Leopoldstädter Theater erhielt und eine jährliche Einnahme in dem großen Theater!

Ich verschaffe Dir im Leopoldstädter Theater ebenfalls um 1000 fl. mehr und — und —

Zu spät! Ich habe den Kontrakt schon unterzeichnet.

Schrecklich! Schrecklich! rief Raimund. — Ach Gott, warum war ich so verblendet, mich von diesem Weibe scheiden zu lassen, welches nun gerade so thut, als wenn es allein auf der Welt wäre!

Frau von Friedmann trat nun mit dem Grafen aus dem Tafelzimmer, nannte Raimund willkommen und meldete:

Es ist aufgetragen!

Der Graf bot Frau Raimund den Arm und führte sie zur Tafel.

Raimund reichte der Frau von Friedmann den Arm.

Frau von Friedmann sagte zu Raimund: Sie haben ja für ein Souper gesorgt, wie es der Fürst, welcher Ihre Hochzeitstafel in seinem Hause veranlaßte, auch nicht brillanter vermocht hätte.

Ach mir ist aller Appetit vergangen! erwiederte Raimund.

Seien Sie nicht kleinlich! bemerkte Frau von Friedmann, man muß zu leben wissen. Der Graf erzälte mir, was er Ihnen über Ihr Stück gesagt, und daß er Ihre Frau mit „Du" angeredet. Das müssen Sie ihm verzeihen. Er ist der größte Theaterfreund, ein Protektor aller Künstler; der beste, gutmüthigste Mensch der Welt, hat aber dabei die Meinung, er sei einer der geistreichsten Kritiker. — Lassen Sie ihm diesen Wahn! Wenn Sie ihm beistimmen in seinen Ansichten, so haben Sie einen Freund an ihm für's ganze Leben. —

Mein Stück kann ihm mißfallen, aber meine Louise —

Es wird ja die Suppe kalt! rief der Graf aus dem

Speisezimmer. Ich glaube gar, Herr Raimund, Sie wollen mir meine Braut abwendig machen?

Gott bewahre! antwortete Raimund, ich bin froh, wenn Sie mir meine Frau nicht abwendig machen! — Kommen Sie, Frau von Friedmann! Ich lasse weder meine Liebe, noch meine Suppe kaltwerden.

9. Das Souper.

Als Frau von Friedmann, Raimund seinen Platz an der Tafel anwies, so gerieth er in sichtbare Verstimmung.

Obenan saß die Hausfrau. Dies fand er ganz in der Ordnung, ihr links zur Seite saß er, und neben ihm eine alte Frau, eine Madame Scheibert, eine Art Hausfreundin, Gesellschafterin, Garde de dame oder dergleichen, welche Raimund als eine der heitersten Gesellschafterinnen vorgestellt wurde. Raimund gegenüber saß seine Frau und neben ihm der Graf!

Die untere Seite des Tisches blieb ganz leer. Es wurde wohl ein Kouvert hingesetzt für einen Herrn von Plunkert, wie es hieß, wenn er sich einfinden sollte, der jedoch nicht länger erwartet wurde, weil die Uhr schon auf halb Eilf wies.

Raimund wispelte Frau von Friedmann zu: Es sind sechs Kouvert vorgerichtet, und ich habe nur für vier Personen das Souper bestellt. Euer Gnaden hätten mir sagen sollen, daß Sie —

O wir haben hinlänglich genug, unterbrach ihn Frau von Friedmann. Herr Gaillard hat ein so reichliches Souper gesendet, daß wir noch zwei Personen bewirthen könnten.

Das Gespräch in ähnlichen Abendgesellschaften ist gewöhnlich das Stadtgeklatsche.

Frau von Scheibert leistete hierin etwas Erkleckliches.

Sie schilderte einen Ball, den eine Bankiers-Gattin, wegen ihrer außerordentlichen Verschwendung in ganz Wien renommirt, in ihrem Schlosse auf dem Lande, gab.

Ich weiß es vom Ritter von Kelchplessi, sagte Frau Scheibert, Kelchplessi war hiezu eingeladen. Er erzälte mir volle vier Stunden von dem Luxus, dem die Baronin Heybäcker huldigte. Eine Herzogin kann nicht mehr Aufwand machen; die Bälle der Marschallin Junot, zur Zeit des französischen Kaiserhofes, waren nicht glänzender. Es waren 800 Personen geladen. Das Souper fand in vier Sälen, je zu 10 Tafeln statt, an welchen sich immer 20 Personen befanden. — Ich werde die Gesellschaft mit Aufzählung und Beschreibung der seltenen Speisen und kostbaren Weine nicht langweilen, aber um von dem Balle zu sprechen, will ich wiederholen, was Ritter von Kelchplessi mittheilte. Die Wände des großen Garten-Tanzsaales wurden während der Nacht drei Mal neu dekorirt. Die Baronin Heybäcker hat durch den Theatermaschinisten Simonet dreierlei Tapeten aufziehen lassen; nach zwei Stunden senkte sich stets eine andere Dekorirung herab; zuerst erschien der Tanzsaal cerisroth mit goldenen Sternen, dann weiß mit tausend Blumen und zuletzt himmelblau mit silbernen Aehren; — bei dem Anblicke der letzten Dekoration brachen die Gäste in einen Schrei der Bewunderung aus.

Das vermag man nur, wenn man eine so reiche Fantasie und so viel Geld besitzt, wie Baronin Haybäcker, sagte Raimund.

Ich fürchte, erwiederte Frau von Scheibert, daß diese Baronin ihren Gemal noch an den Bettelstab fantasiren wird. — Ja, wenn die enormen Summen, die sie verschwendet, noch von ihren Revenuen herrührten, aber sie hatte ja kaum ein propres Kleid, als ihr Mann sie ehelichte! — Sie greift also blind in die Kassa ihres Gemals, und er ist so kurzsichtig, nicht zu ahnen, daß seine Fonds vielleicht schneller zu erschöpfen sind, als er wähnt.

Man sollte dem Baron den Staar stechen! bemerkte der Graf.

Wer könnte dies wagen! warf Frau von Scheibert ein. Er ist verliebt in seine Frau bis über die Ohren. Neulich sagte der Kassier des Barons, als sie an einem Tage 30,000 fl. „für ihr Hauswesen" erheben lassen wollte, „mein Gott, davon muß ich doch den Prinzipal unterrichten!" Aber der gute Mann kam schön an. Die Baronin kam selbst ins Komptoir, und bezahlen mußte der Kassier die Summe. Schätzen Sie sich glücklich, herrschte ihm die Baronin zu, daß ich mich bei meinem Gemal nicht beschwere, Sie würden am längsten in seinem Dienst gestanden sein! — Ich wiederhole noch ein Mal, daß der Baron ganz so behandelt wird, als wenn seine Gattin eigene Revenuen hätte.

Ich glaube, entgegnete Raimund, wenn die Baronin auch selbst Millionen besäße, so müßte der Gatte den Unbesonnenheiten seiner Frau entgegentreten; der Mann ist der gesetzliche Vormund seiner Frau.

Warum nicht gar! entgegnete Louise. Wenn ich mich heute mit Raimund wieder vereinige, so hat er über die Art, wie ich mein Einkommen verwenden will, kein Wort zu sprechen; ich werde vom Theater an der Wien jährlich mehr als 3000 fl. beziehen; diese sind mein Eigenthum, diese kann ich ausgeben, für was es immer sei. Ich werde nichts

verschwenden, aber meine Toilette wird höchst brillant besorgt und Raimund wird mir hiebei nicht hinderlich sein.

Für 3000 fl. willst Du Dir blos Putzsachen anschaffen? fragte Raimund.

Ich weiß nicht, ob ich damit auskomme, antwortete Louise, die Garderobe einer Schauspielerin kostet viel; ich habe jedoch auch noch eine Einnahme, und da werde ich wol bestehen können.

Das wäre zu arg! fuhr Raimund auf, wenn Du das schöne Talent, das Du vom Himmel empfangen hast, blos für den Säckel der Putzhändler verwenden wolltest. Nein, Louise, das kann Dein Ernst nicht sein! Du prüfst mich nur mit solchen Ansichten, und bist begierig, was ich hiezu sagen werde.

Frau Raimund lachte.

Ob Sie geprüft werden, weiß ich nicht, versetzte Frau von Scheibert, aber Ihre Frau hat recht. Mit ihrem Gelde kann sie thun, was ihr beliebt.

Das versteht sich! sagte Frau von Friedmann. In Ehen, in welchen die Frauen auf eigenen Füßen stehen; ist es nicht anders. —

Aber eine solche Frau kann auch zu weit gehen, erwiederte Raimund ganz pikirt; sie wirft z. B. ihr eigenes Vermögen zum Fenster hinaus, und wenn sie nichts mehr besitzt zum Verwerfen, greift sie auch das Vermögen ihres Mannes an und wirft dasselbe auch auf die Straße.

Frau Raimund mußte noch mehr lachen.

Wenn Ihr dann Beide Alles weggeworfen habt, scherzte der Graf, dann kommt zu mir; ich lasse Euch nicht im Stiche.

Ich bin dafür sehr verbunden, entgegnete Raimund. Mit solchen leichtfertigen Reden, verehrter Herr Graf, könnte man einem jungen Weibe den Kopf

verrücken. Ich weiß zwar, daß Louise sehr klug ist und in keiner Beziehung wurmstichige Grundsätze hat, aber es könnte doch der Putzteufel in sie fahren und wie man weiß, ist der Putzteufel der allergefährlichste Teufel! Für mich ist Louise schön genug, sie gefällt mir im einfachen Anzuge am besten. Was sie von der Garderobe als Schauspielerin spricht, ist Faselei. Die französische Garderobe auf dem Theater, die sie zu besorgen hat, ist bei der Masse von allegorischen und Zauberstücken, welche die Direktion bestreiten muß, Nebensache. 2000 fl. kann sie sich von ihrer Gage und ihrem Benefiz sehr leicht jährlich zurücklegen; ich werde mir gewiß 4—5000 fl. alle Jahre zurücklegen; in zehn Jarhen können wir uns dann mit einem Kapital von 60 bis 70,000 fl. selbst pensioniren, wir können unsere lästigen Engagements aufgeben und durch 3—4 Jahre Kunstreisen machen, damit verdienen wir uns noch weit mehr, erhöhen unser Kapital und vermögen späteren Jahren mit Heiterkeit entgegen zu sehen. So denke ich, und Louise wird ebenso denken!

Nein, so wird sie nicht denken! sagte Frau von Scheibert; Frau Raimund wird einen Gatten besitzen, und an dem wird es sein, für ihr Alter zu sorgen.

Wenn dieser Gatte aber stirbt?

Dann bin ich da! versetzte der Graf.

Schon wieder Sie! entgegnete Raimund heftig, und ewig Sie, Herr Graf. — Sie machen mir mein armes Weib ganz konfus! Doch Sie werden ja selbst heiraten! Ich hoffe, daß Ihre Frau Gemalin nicht dulden wird, daß Sie für andere Frauen zu sorgen.

Warum nicht! erwiederte Frau von Friedmann, Louise ist ja meine Freundin; was ich besitzen werde, theile ich gerne mit ihr.

Louise hätte diesem Gespräche durch eine Erklä-

rung gerne ein Ende gemacht; sie beobachtete Raimund, dessen Aufgeregtheit immer mehr zunahm, aber sie schwieg, um nicht für ihre Theilnahme an Raimund, geneckt zu werden.

Ich würde vielleicht meine Frau schnell zur Raison bringen, wenn sie Grundsätzen huldigte, wie sie hier ausgesprochen werden, sagte Raimund, aber es wird mir hinderlich werden, daß sie im Theater an der Wien engagirt ist. Dort wird sie mir förmlich entrückt.

Das ist eben ihr Glück! bemerkte Frau von Friedmann. Wenn sie dort ein junger Schauspieler auf dem Theater, wie es die Rolle vorschreibt, umarmt, dann können Sie Ihre Frau nicht, wenn sie in die Kouliſſe tritt, beleidigen.

Raimund konnte sich über diese Bemerkung kaum mehr zurück halten. Er faßte Frau von Friedmann fest ins Auge; er sah sie mit einem durchdringenden Blicke an, dann sagte er mit unterdrücktem Grimme:

Gnädige Frau, nehmen Sie die Versicherung hin, daß Sie Ihre Wette gewonnen haben! — Zum Glücke behalte ich so viele Besonnenheit, nichts weiter hinzuzusetzen.

Und nun, sprach Raimund, wollen wir den Rest des Abends recht vergnügt zubringen. Wenn es erlaubt ist, so bringe ich einige Toaste aus:

Auf das Wol der Madame Raimund, meiner ehemaligen Gattin! — auf den besten Erfolg ihres ersten Debuts im Theater an der Wien!

Die Gesellschaft wiederholte diesen Toast.

Hierauf ergriff Raimund abermals sein Glas:

Auf das Wohl der Frau vom Hause, der intimsten Freundin meiner ehemaligen Gattin!

Auf das Wol des Herrn Grafen, des unparthei'schen und geistvollen Kritikers!

Auf das Wol der Frau von Scheibert, der wärmsten Vertreterin aller Frauenrechte!

Die Gesellschaft stieß nach jedem dieser Toaste an.

Auf das Wol Ferdinand Raimunds! sagte Louise und ergriff ihr Glas. Auf das Glück und den Ruhm eines Künstlers, der heute auch in Gesellschaft ein Schauspieler ist, da er in diesem Momente ganz andere Gefühle im Herzen hegt, als er äußert, und sie alle mit Meisterschaft verleugnet, um den heitern Abend nicht in einen trüben zu verwandeln!

Es lebe Raimund! rief der Graf.

Alle stießen mit ihm an.

Louise! sagte Raimund, wir wollen uns ohne heimliche Feindschaft trennen. Ich sehe ein, wir sind nicht für einander geschaffen; es geht nicht, man müßte uns Beide vom Scheitel bis zur Zehe neu gestalten! — Leb' wol! Ich scheide! — Habe ich bisher mich passable gehalten, so bitte ich, mich nicht zu bewegen, daß ich hier bleibe. — Ich möchte um keinen Preis aus meiner Rolle fallen. Leb' wol, Louise, leb' wol!

Er ging schnell zur Thüre hinaus.

Louise, von ihrem Gefühle überwältigt, wollte ihm nach.

Frau von Friedmann hielt sie zurück.

Du wirst doch kein Kind sein, sagte Friedmann. Gibst Du ihm heute nach, so hast Du die Hölle auf der Welt.

O, er wird schon wieder kommen, versicherte Frau von Scheibert.

Irren Sie sich nicht! sprach der Graf; Raimund kehrt nicht mehr zu seiner Frau zurück. Hätten Sie den Blick betrachtet, welchen er Frau von Friedmann zuwarf, als sie seine Aeußerung über seine Eifersucht aussprach, Sie würden anderer Meinung sein. — Ich

behaupte, daß es für Herrn und Frau Raimund ersprießlich ist, wenn sie sich nicht mehr einigen.

Ich habe wol selbst diese Meinung, sagte Frau Raimund, allein heute hätte er mit mehr Schonung behandelt werden sollen; es sieht aus, als wenn es die Gesellschaft darauf angelegt hätte, ihn zu kränken und als wenn ich damit einverstanden gewesen wäre. Als Raimund zwei Mal mit solcher Wehmuth: „Leb' wol' Louise!" sprach, wäre ich ihm lieber um den Hals gefallen. —

Da wärst Du von uns schön ausgelacht worden! versetzte Frau von Friedmann.

Ich hätte beim Himmel nicht gelacht! bemerkte der Graf.

So seid Ihr Männer! erwiederte Frau Friedmann, sobald Einem von Euch, ein wenig zu nahe getreten wird, haltet ihr gleich zusammen wie Stein und Mörtel.

Und Ihr haltet zusammen wie Felsen und Erz.

Frau Raimund versank in tiefes Nachdenken.

Die Verstimmung bemächtigte sich Aller.

Um Mitternachts brach Madame Raimund auf. Ein Fiaker brachte sie und Frau Scheibert nach Hause.

Der Graf fuhr ins adelige Kasino.

10. „Der Diamant des Geisterkönigs."

Nach wenigen Tagen verkündete die Affiche des Theaters an der Wien die erste Darstellung der „Fee aus Frankreich" auf dieser Schaubühne.

„Madame Raimund," hieß es, „wird in der Rolle

der Fee Rosa als engagirtes Mitglied zum ersten Male auftreten."

Die Aufführungen des „Barometermachers," so große Zugkraft sie auch bewährten, mußten an diesem Abende auf Raimunds ausdrücklichem Wunsche, unterbrochen werden; Raimund wollte frei und Zeuge von dem Debut seiner Frau sein.

Es ist meine Pflicht, ihr dieselbe Aufmerksamkeit zu erweisen, die sie mir bei der ersten Aufführung meines Stückes erwiesen. — Wenn ich auch mit mir einig bin, daß an eine Wiedervereinigung nicht zu denken, so bleibt sie mir doch nicht gleichgiltig.

Raimund ließ eine Loge bestellen, und zwar die nächste am Theater. Er applaudirte bei allen Szenen, welche seiner Frau Gelegenheit boten, sich auszuzeichnen; besonders applaudirte er den Vortrag ihrer Lieder, welche Kapellmeister Roser komponirt hatte, und Madame Raimund, da ursprünglich die Rolle der Fee nicht für den Gesang berechnet wurde, eingelegt hatte. Ein Lied mit einem Jodler trug Frau Raimund ganz besonders reizend vor; sie mußte dies auch unter stürmischem Beifall wiederholen.

Nach Beendigung des Stückes begab sich Raimund auf das Theater, und sagte seiner Frau sehr viel Schmeichelhaftes, er lobte auch Neubruck, der Raimunds, und Spitzeder, welcher Korntheuers Rolle gab, laut und wahrhaft, wünschte seiner Frau Glück zu ihrem Engagement, empfahl sie den beiden Regisseurs Demmer und Rüger, und verließ nicht ohne innere Bewegung die Bühne.

Ich bin nun quitt mit ihr! sprach Raimund zu Landner, der ihn begleitet hatte, ich bin ihr nicht einmal eine Höflichkeit mehr schuldig.

Sagen Sie mir nur, sprach Landner, weshalb Sie

sich das Herz schwer gemacht, und sie noch ein Mal gesprochen haben?

Ich habe mir das Herz leicht gemacht, antwortete Raimund; früher war mir das Herz schwer, jetzt, da ich auch die letzte Pflicht gegen sie erfüllt, die Pflicht der Höflichkeit, ist mir leichter zu Muthe.

Sie brauchen nun recht viel Zerstreuung.

Ich habe sie schon, erwiederte Raimund. In wenig Wochen bin ich mit meinem zweiten Stücke fertig; „der Diamant des Geisterkönigs" wird es heißen. Er, Landner, wird eine gute Rolle darin erhalten.

Wenn ich nur wüßte, fuhr Landner fort, zu welcher Zeit Sie an Ihrem Stücke schreiben? Ich komme täglich zu Ihnen; Sie empfangen immer Besuche; ich ärgere mich häufig, daß Sie nicht eine Stunde Ruhe haben —

Ich schreibe in der Nacht, erwiederte Raimund. Die Nacht ist die einzige Zeit, welche mir meine Freunde gönnen; wüßten aber einige derselben, — ich meine die besonders Zudringlichen, die mich auch auf der Straße quälen, da sie sich wie Kletten an mich hängen, und mich auf allen Wegen begleiten — wüßten diese, daß ich in der Nacht nicht schlafe, sondern arbeite, sie würden mir auch die Nacht nicht gönnen: „es gibt nichts Entsetzlicheres als dumme Freunde!"

So bald als es Raimund wünschte, brachte er seinen „Diamant" nicht in Szene. Die Dekorationen waren zu schwierig, besonders die „Ueberschwemmung" von der er schon früher gesprochen und hiezu die Maschinerie an gab, und die Dekoration des Zauberberges, welcher ein ganz eigenes Arrangement erheischte, verlangten viele Vorbereitungen.

Waren die Proben bei dem Zauberspiele „der Ba-

rometermacher" den Schauspielern schon schwierig, so waren sie es bei dem „Diamant" noch mehr. —

Welche Qualen hatte sich Raimund durch die Pudelszenen aufgebürdet! Gegen fünfzig Buben steckte er in „Pudelhäute," und diese mußten Schwimmübungen machen in den künstlichen Wellen!

Diese Buben abzurichten, war weit schwerer als fünfzig wirkliche Pudel zu dressiren.

Endlich rückte der Tag der Aufführung heran.

Es war am 17. Dezember 1824.

Die Probe mit den „Pudeln" begann um 8 Uhr morgens. Die Knaben wurden in die Pudelfelle eingenäht und so lange in das durch eine täuschende Dekoration dargestellte Wasser gehetzt, bis sie vergaßen, daß sie Schneider-, Schuster-, Handschuhmacher- und Schlosserjungen seien und sich vollkommene Pudeln dünkten.

In ihren Pudelhäuten eingezwängt, mußten die armen Knaben von acht Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags ausharren. Wenn sie in der Statisten Garderobe winselten, wenn der Theaterfeldwebel meldete:

Herr Regisseur Raimund, die Pudeln heulen vor Hunger!

oder:

Herr Regisseur Raimund, der Pudel „Wastel" erklärt, wenn ihn der Theaterschneider nicht aus seiner Wollhaut lostrennt, so lauft er auf allen Vieren nach Haus.

oder:

Herr Regisseur Raimund, die Pudeln machen einen Spektakel nicht zum aushalten; sie zausen sich bei den Ohren, sie beißen sich vor Unwillen, sie raufen u. s. w.

da trat Raimund unter sie:

Verwünschte Bestien! rief er, ist das mein Dank,

daß ich Euch für die Kunst empfänglich machte? Daß ich mich mit Euch vier Wochen plagte, wie de Bach mit seinem Hirschen? Daß Ihr alle Tage Würste bekommt und Käse und Bier? — Wo ist ein Pudel, selbst an einem fürstlichen Hofe, der keine Flöhe hat wie Ihr? — Ruhig! — Wer ruhig ist, bekommt nach der Probe vier Groschen, und wer seine Künste ordentlich macht, nach der Produktion, einen halben Gulden! — Geld bekommt nicht einmal der Bologneser der reichen Griechin Vanduka! Erwägt Ihr das? — Ruhig, zum letzten Male, oder „ich „werde nächstens unter Euch treten und „fürchterliche Musterung halten!"

Bei der Vorstellung ereignete sich folgender merkwürdige Fall.

Obgleich es abends außerordentlich schneiete und wehete, so zogen sich doch schwere Gewitterwolken zusammen, und gegen halb acht Uhr blitzte es so heftig wie im Hochsommer.

Die fünfzig Knaben befanden sich in ihre Pudelhäute eingenäht, mit den Pudelmasken auf den Köpfen in der Statistengarderobe, jeden Augenblick des Winkes gewärtig, bei der, auf dem Theater vorkommenden Uiberschwemmung durch die papiernen Wellen zu schwimmen.

Plötzlich fuhr ein entsetzlicher Blitz aus den natürlichen Wolken, nicht aus den Soffiten, und ein Donnerschlag folgte ihm, daß das Publikum im Theater heftig erschrack und allgemein die Meinung herrschte, es habe im Schauspielhause eingeschlagen.

Die Schauspieler auf der Bühne bebten zusammen, und es entstand eine Pause, die einige Minuten dauerte.

Der Inspicient, der Theatermeister, die Theaterdiener zerstreuten sich in allen Theilen des Hauses

Ein abscheulicher Schwefelgeruch ließ vermuthen, daß der Blitz in eine der Garderoben geschlagen und gezündet habe, aber nirgends war eine Spur zu sehen, doch in der Statistengarderobe hatte der Donnerschlag den allermeisten Schreck angerichtet; die fünfzig Pudel lagen auf den Knien und bekreuzten sich. Erst als ihnen gesagt wurde, daß der Blitz nicht im Theaterhause, sondern in der nahen „Czerningasse" in einen Brunnen gefahren sei, vermochten sie ihre kniende Stellung und ihre Todesangst aufzugeben.

Raimunds „Diamant des Geisterkönigs" wurde mit jubelndem Beifalle aufgenommen.

Raimund hat aber auch in der That das Märchen mit der „rosenfarbnen Statue" aus „Tausend und eine Nacht," so wunderhübsch, dabei mit so vielem Humor auf die Bühne gebracht, daß Publikum und Kritik nie einiger in ihren Urtheilen waren, als bei diesem Stücke.

Dieser „Diamant" wurde ein wahrer Diamant für die Kassa. Es wurden davon zwei und dreißig Vorstellungen ohne Unterbrechung gegeben.

Jetzt aber regten sich auch Neid und Mißgunst. Es gab Leute, welche es Raimund nicht zugestehen wollten, daß er diese Stücke geschrieben, ja sogar auswärtige Blätter sprachen es unumwunden aus: ein Pfarrer in der Vorstadt Wieden schreibe für Raimund die Stücke, und Raimund leihe nur seinen Namen dazu her.

Der ehrgeizige, rechtliche Raimund kam hierüber außer sich.

Hatte er schon einmal auf die hämischen Anschuldigungen des „Berliner Gesellschafters" in der „Wiener Theaterzeitung" bei Gelegenheit des „Barometermachers" sich ausgesprochen, so sprach

er sich jetzt bei seinem weit besseren „Diamant des Geisterkönigs" noch nachdrücklicher aus.

Er gab neue Erklärungen in den Wiener Blättern ab, doch je mehr er jede Verleumdung und nichtswürdige Beschuldigung zurückwies, desto heftiger erhoben seine Neider ihre Stimme gegen ihn; desto tiefer und verletzender wurde er durch die herumlaufenden Gerüchte gekränkt.

Man hätte glauben sollen, daß seine vielen Freunde den böswilligen Ausstreuungen sehr leicht ein Ziel zu setzen, vermocht hätten; aber die Mehrzahl dieser Freunde bestand aus Leuten ohne Kopf, es waren die, in dieser Schilderung so oft besprochenen Schreier in den Leopoldstädter Bier- und Kaffeehäusern, die Spektakelmacher im Parterre, die Zischer, wenn Ignaz Schuster spielte, die rohen Klatscher, wenn Raimund sich zeigte. Unter Männern von Geist und Talent hat der Pöbel, und wenn er auch in Kanzelleien die Federn schneidet, in Gesellschaften eine Salonfigur vorstellt, an öffentlichen Orten alle Notabilitäten grüßt und manchen Künstler duzt, endlich sogar schönen Schauspielerinnen den Hof macht, dennoch keine Geltung; was Raimunds einfältige Clique zu seinen Gunsten vorbrachte, war hohles Geschwätz, seichter Diskurs, so albern wie die einfältigen Jungen selbst, die sich um Raimund stritten.

Plötzlich erschien in der „Wiener Theaterzeitung" ein Artikel zu Gunsten Raimunds.

Darin hieß es:

„Seit einigen Wochen zirkulirt in Wien ein Gerücht, welches unsern ehrlichen, wackern Raimund „beschuldigt, die beiden Stücke, welche im Leopold„städter Theater, unter dem Titel: „der Barometermacher" und „der Diamant des „Geisterkönigs" mit großem Beifalle und

„Zudrang des Publikums gegeben wurden, über „welche sich auch die Kritik in den Wiener Blättern „einstimmig sehr günstig aussprach, rührten nicht „von Raimund her. Es verlautet, er habe nur „seinen Namen hergegeben und der Verfasser sei „ein Anderer. —

„Derselbe Unsinn, der bei unerwartet glücklichen „Erfolgen dramatischer Produkte sich schon oft breit „machte, spukt nun wieder. Als Schickane- „der den Text zur „Zauberflöte" schrieb, hieß es „in der Wiener Theaterkritik: Solche Gedanken- „tiefe, solchen seltenen Geistesaufschwung besitzt „kein Schauspieler wie Schickaneder ist. Des- „halb hat nicht er die „Zauberflöte" geschrieben, „kann sie nicht geschrieben haben; die „Zauber- „flöte," und seine andern Opern, „der Stein „der Weisen," dann „der Spiegel von Ar- „kadien" haben die „Freimaurer" in Wien ge- „dichtet; in der Loge „zur Eintracht" auf der „Wieden im „blauen Hause" sitzen die Genies, „welche solche Texte componiren, Blumauer ver- „bessert sie und dichtet die Lieder!!"

„Später machten die Stücke der Frau von Weis- „senthurn Aufsehen. Augenblicklich durchlief ein „Gerücht die Stadt des Inhalts: Unmöglich „kann eine Frau, eine Schauspielerin, solche „feine Lustspiele schreiben; sie schreibt sie auch „nicht, sondern der Rechnungsrath Hauschka, der „Freund der Frau Weissenthurn, ist der Verfasser.

„Fast gleichzeitig machten im Theater an der Wien „zwei satirische Zeitgemälde von Gewey: „Mode- „sitten" und „der seltene Prozeß" betitelt, außer- „ordentliche Sensation. Gewey, hieß es, sei der „Verfasser, wer ist Gewey? Gewey ist ein Kan- „zellist der böhmischen Hofkanzlei; wie kommt aber

„ein Kanzellist zu einer solchen geistvollen Kon„zeption? — Das Stück „der seltene Pro„zeß kann nur einem Juristen, ja nur einem Ad„vokaten sein Dasein verdanken; Doktor Sonn„leithner hat es geschrieben! —

„Nun erschien Raimund. — Wie, Raimund „ein Dichter? — Auf welche Weise denn? — Hat „er auch nur einige Studien gemacht? War er „nicht in seiner Jugend Drechslerlehrling und Zuk„kerbäckerjunge? — Woher plötzlich diese poetische „Begabung? Woher die bühnengerechte Form? Wo„her die Wunderkraft seiner Allegorien und die „schöne Moral seiner Märchen? Ein Geistli„cher hat seine Stücke geschrieben; der Pfarrer „Wimmer auf der Wieden ist es. Man sieht den „Pfarrer auch öfter im Leopoldstädter-Theater und „bei der ersten Vorstellung des „Diamants" saß „er sogar mit Kurländer in einer Loge! —

„Es ist Einem, als wenn man Krähwinkler „sprechen hörte. Wer Schickaneder nur flüchtig „kannte, vermochte es nicht zu begreifen, weshalb „er die (noch dazu erbärmlichen) Texte nicht ge„schrieben haben sollte; — wer die Weissenthurn „kannte, dem konnte es nicht einfallen, zu zwei„feln, daß sie nicht die leichten Sujets erfunden, „und die vielen farblosen Charaktere gezeichnet, und „wer den schroffen Satiriker, den Mann von tie„fem Wissen und kaustischem Witz nur im Parterre, „während einer Vorstellung im Theater an der Wien „beobachtete, wo er stets in den Zwischenakten laut „sprach, mußte sogleich ausrufen, ja, das ist der „feine Menschenbeobachter Gewey, der Wien und „sein Leben genau kennt, und die Thorheiten seiner „Landsleute mit scharfer Geißel zu züchtigen ver„steht."

„Dasselbe gilt auch von Raimund. Persön„lich muß man ihn kennen, sprechen muß man ihn „gehört haben über die gewöhnlichen Zauber„possen; — seine Studien muß man würdigen, die „er an Shakespeare, Gozzi und Schil„ler gemacht; — hat man dies, dann wird man be„greifen, daß nur Er der Verfasser der beiden Stücke „sein kann, die ihm jetzt bestritten werden, ja selbst „aus den Fehlern, die beide Stücke an sich tra„gen, wird man erkennen, daß nur Raimund „und sonst kein anderer als er, sie ge„macht hat." **„Von einem Frauenzimmer.**

Wie mit einem Schlage waren Raimunds Widersacher vernichtet.

Eine Dame hatte den Nagel auf den Kopf getroffen; ihr Wort drang durch.

Kein schales Lob stand in ihrem Aufsatze, keine Exaltation zu Gunsten Raimunds.

„Selbst aus den Fehlern, welche beide Stücke an „sich tragen," wiederholte man in Privatzirkeln, Gast- und Kaffeehäusern, in den Theatern, „selbst aus den „Fehlern, welche die beiden Stücke an sich tragen, wird „man erkennen, daß nur Raimund, und sonst kein „anderer als Er, sie gemacht habe."

Ja, ja, schrien die Leute, welche kein Urtheil haben, und deren Zahl in Wien, Legion ist, ja, an den Fehlern erkennt man, daß Raimund diese Stücke geschrieben hat!

Und nun zählte man eine Masse Fehler auf und setzte zu: Nur Raimund konnte diese Fehler begehen; ja, ja, er ist der Verfasser!

Als Raimund den Artikel in der „Theaterzeitung" las, wurde er höchst angenehm überrascht.

Diese Notiz wird allein im Stande sein, sagte er, die feindlichen Ausstreuungen über mich nieder zu kämpfen.

Von einem Frauenzimmer? sprach er; von einem Frauenzimmer? Wer mag das Frauenzimmer sein, das sich meiner annimmt? — Nimmt sich denn wirklich ein Frauenzimmer meiner an? Bisher haben mir die Frauenzimmer nur Unheil zugefügt.

Raimund lief augenblicklich zu dem Redakteur Bäuerle.

Ich bitte Dich, beschwor ihn Raimund, mir zu sagen, wer ist die Dame, welche Dir diesen Artikel über mich eingesendet hat, und ist es wirklich eine Dame?

Ich weiß es nicht anders, antwortete Bäuerle. Es waren eigentlich zwei Damen bei mir, welche mich ersuchten, diesen Aufsatz aufzunehmen, ich las ihn und versprach, ihn sogleich zu drucken.

Sie werden vielleicht nur die Ueberbringerinnen dieses Artikels gewesen sein; geschrieben hat den Aufsatz ein Mann.

Es scheint nicht! entgegnete Bäuerle. Die Eine, die kleinere Dame, ersuchte mich um Feder und Tinte, weil sie, wie sie sagte, noch Etwas zuzusetzen habe. — Die Worte: „und sonst kein anderer als Er," schrieb sie auch wirklich hier an meinem Pulte.

Waren die Damen jung oder alt? — Nicht wahr, alt, sehr alt, besonders die Kleinere?

O nein, jung und hübsch, namentlich die Kleinere. —

Was kann aber eine junge Person aus der Zeit Schickaneders wissen?

Wer sich in Wien um Dichter und Schauspieler kümmert, weiß von den Dichtern Stephanie und Jünger zu erzälen; man liest ja in der Wiener Theatergeschichte bis auf Weißkern zurück.

Könnte ich die Handschrift der Dame nicht sehen?

Ich will sie Dir sogleich heraussuchen.

Raimund betrachtete sie.

Ich kenne diese Hand nicht! sagte er. Willst Du mir nicht dieses Manuskript vertrauen? Ich will es meinen Freunden zeigen.

Du magst das Manuskript behalten!

Ich danke Dir herzlich, sagte Raimund, auch dafür, daß Du diesen Aufsatz aufgenommen.

Ich hoffte, Dir damit Freude zu machen.

Du hast mir damit eine unendliche Freude gemacht.

Raimund eilte mit dem Manuskript zu allen Herausgebern von Zeitungen und Taschenbüchern. Keiner der Herren kannte die Hand, welche den Aufsatz geschrieben.

Das hat nichts zu sagen, dachte Raimund, daß Niemand mir über die unbekannte Verfasserin Auskunft zu geben vermag! Ich bekomme es doch heraus, wer sie ist. — Heute noch lege ich ein Stammbuch an, in welches ich jedes Frauenzimmer, das mir halbwegs als geistvoll bekannt wird, irgend einen Satz, ein Wort schreiben lasse, und sollte ich 3000 Stammbuchblätter zusammenbekommen, ich muß die Schreiberin entdecken, ich ruhe nicht eher.

Am andern Tage erhielt Raimund ein Billet durch die Stadtpost. Dasselbe enthielt folgende Zeilen:

„Mein Herr!

„Kaum eine Stunde nach Ihnen besuchte ich „Herrn Bäuerle. Ich wollte ihm danken, daß „er meine unbedeutenden Worte, ein Gerücht, Sie „betreffend, so schnell aufgenommen; zugleich wollte ich meinen Aufsatz, nachdem er gedruckt worden, „zurück verlangen. — Herr Bäuerle theilte mir „mit, daß Ihnen meine Ansicht Freude gemacht, und „Sie sich meine Handschrift ausgebeten, um vielleicht

„die Schreiberin zu erforschen. Daß Sie mein Auf-
„satz erfreut, macht mir selbst Freude, aber mich
„werden Sie nicht erforschen, weder wie ich heiße,
„noch wer ich bin. Für Sie und die literari-
„sche Welt, bin ich, zu meinem Glücke, ein
„obskures Wesen, übrigens

„Ihre Verehrerin."

Verwünschte Geschichte! sagte Raimund, dennoch verliere ich den Muth nicht, die Unbekannte aufzufinden. — Ich werde Bäuerle bitten, daß er mich auf seinen täglichen Promenaden durch die Stadt mitnehme, endlich wird uns die Unbekannte doch ein Mal begegnen. Er hat sie zwei Mal gesehen, gesprochen, er wird sie mir zeigen; ich muß sie finden, eine Ahnung sagt es mir, daß ich sie finden muß.

11. Raimunds Krankheit.

Die Folgen der vielen Kränkungen, welche dem ehrgeizigen Raimund zugefügt wurden, konnten nicht ausbleiben; seine immerwährende geistige Aufregung trug nicht wenig dazu bei, sein Nervensystem zu erschüttern. Trotz seiner sisischen Zerrüttung gönnte er sich keine Ruhe, und schrieb Tag und Nacht an seinem dritten Stücke „Der Bauer als Millionär." —

Dieses Stück brachte ihn beinahe an den Rand des Grabes. Er ging wie eine wandernde Leiche umher; die Bühne vermochte er nicht mehr zu betreten; die schrecklichsten Träume und Visionen quälten ihn, und oft sagte er seinen Freunden, daß ein Verbrecher, von tausend Gewissensfurien gepeitscht, gewiß viel bessere Nächte haben müsse als er.

Raimund litt seit seiner frühesten Jugend, an

Uiberspannung. Seine Gereiztheit trieb ihn oft zu den tollsten Streichen. Seine eigenen Verwandten drückten sich nicht günstig über seinen Gemüthszustand aus.

Einmal wurde seine Schwester in Raimunds Wohnung, als sie ihn gerade verlassen wollte, von einem Freunde Raimunds, einem Herrn Mollini, gefragt:

Ist Ihr Herr Bruder zu Hause? Und was macht er?

Worauf die Schwester antwortet:

Er ist zu Hause „der Narr!" Heute ist er wieder so verrückt, daß man nicht „drei gescheidte Worte" mit ihm reden kann!

Raimund hörte dies durch die offene Thüre. Wie wahnsinnig sprang er seiner Schwester nach, zog sie am Arme zu sich in die Stube und schrie:

„Ein Narr bin ich? ein Narr?"

Plötzlich ermannte er sich, rieb sich die Stirne und sagte ganz ruhig:

Du wirst wol recht haben! Es ist mir manchmal selbst so! — Wenn ich nur keine Stücke schreiben müßte! Es kreuzen sich da so viele Gedanken, so viele Ideen, es strömen mir so viele Einfälle zu, daß ich hundert Hände haben müßte, um alles nieder zu schreiben, was mir durchs Gehirn läuft. Mein Unglück besteht aber vorzüglich darin, daß ich das Beste immer vergesse, und mir stets etwas Anderes einfällt, als ich behalten wollte!

Zu den gefährlichsten Freunden Raimunds gehörte dieser Mollini, welcher ihn eben besuchte. Auch Mollini stand an der Spitze einer Clique zu Gunsten des beklagenswerthen Dichters.

Mollini und sein Anhang nannten Raimund gerade zu den **neuen Shakespeare.** Leider fanden sie bald ein Journal in Wien, welches Raimund auf

jedem Blatte als den **Shakespeare des neunzehnten Jahrhunderts** ausposaunen mußte.

Es war unverzeihlich, welche Tollheiten sich Raimunds Freunde mit ihm erlaubten. Sie machten Raimund geradezu lächerlich, aus lauter albernen Abgötterei.

Raimund wurde durch eine schwere Krankheit vier Monate der Bühne entzogen.

Während seiner Entkräftung, seiner geistigen und fisischen Erschöpfung hätten ihn seine „Tellerlecker" schonen sollen; sie hätten ihm Ruhe gönnen, ihm nicht fort und fort ihre plumpen Rauchfässer an den Kopf schlagen sollen; aber sie trieben es nur noch ärger. — Würden sie ihn angenehm zerstreut, ihm geistige Erholung gewährt haben, so hätten sie viel zu einer bessern Stimmung des armen Kranken beitragen können, aber sie trieben es mit ihm nur noch ärger.

Doktor Lichtenfels war Raimunds Arzt.

Er konnte es nicht begreifen, warum es mit der Gesundheit seines leidenden Freundes durchaus nicht vorwärts wolle; da überraschte er eines Tages seinen Patienten bei der Lektüre eines auswärtigen Journals, in welchem der **neue Shakespeare** auf das furchtbarste „herabgerissen" und lächerlich gemacht wurde.

Es war die in Leipzig ausgegebene „Monatschrift für Kunst, Literatur und Theater, von Doktor Nork," in welcher ein heftiger Artikel gegen Raimund, seine Uiberschätzer und besonders gegen die Exaltirten, welche in Raimund einen zweiten Shakespeare erblickten, losgelassen wurde.

Raimund hatte Thränen in den Augen über die Bosheit dieses Artikels.

Wer gibt Ihnen solche Blätter in die Hand? fragte Lichtenfels.

Mollini, antwortete Raimund.

Mollini? Ich kenne ihn nicht, was ist er?

Der Herr Doktor kennen ihn gewiß! Es ist der kleine Mensch — der —

Ei! der Tischnarr im Geymüllerschen Hause, der auf dem „Trichter" bläst, die Katzen ausspottet, die Chronique scandaleuse in Wien vorträgt, jeden ehrlichen Menschen verunglimpft u. s. w. Diesem Schmarotzer werde ich ein Donnerwetter bereiten, wenn er fortfährt, durch seine medisante Bosheit die Herstellung Ihrer Gesundheit zu untergraben.

Er meint es so gut mit mir!

Den Teufel meint er es gut! fuhr Lichtenfels auf. Würden Sie diesem Mollini, wenn er krank wäre, an Abspannung seiner Nerven litte, und nichts nöthiger bedürfte, als Ruhe und Schonung, würden Sie ihm eine Schmähschrift über ihn, in die Hand geben, welche wie diese irgend ein Lump geschrieben hat?

Dies würde ich nicht!

Ich werde Ihrem Bedienten den Auftrag geben, daß er keinen Ihrer geschäftigen Achselträger vorlasse; Sie, Raimund, sollen weder vom Theater, noch von der Welt etwas hören! Wer Ihnen Dinge mittheilt, welche Sie irritiren, soll fortgewiesen werden! Doch ich werde Ihnen diese Parasiten gewiß vom Halse schaffen!

Der Doktor ergriff das Heft mit den gehässigen, giftigen Bemerkungen, läutete dem Bedienten und sagte:

Karl, wirf diese Pasquill ins Feuer, und wann Herr Mollini kommt, so wirf den schlechten „Trichterbläser" über die Stiege.

Was thun Sie, Herr Doktor, sagte Raimund; dies Journal gehört nicht mir, es gehört Herrn Mollini, meinem Freunde.

Dieser Patron Ihr Freund? Ein sauberer Freund, der Sie um vier Wochen in Ihrer Besserung zurück-

bringt; — ein Woldiener, ein Schmarotzer ist er! Ich kenne die Motive seiner ekelhaften Dienstfertigkeit. Wie alle Zuträger hat er keine andere Absicht als sich einige Geltung bei Ihnen zu verschaffen; er spekulirt schon jetzt auf das Diner, das Sie, nach seiner Ansicht, geben müssen, wenn Sie wieder gesund werden! — Sagen Sie diesem „Tischnarren“ daß ich das jämerliche Geschreibsel, das er Ihnen zugesteckt hat, zerrissen habe und daß ich dieses neue Manöver des schmutzigen Schmarotzers heute noch der Baronin Geymüller mittheilen werde; da mag er sich dann freuen, wenn er sich im Geymüller'schen Hause, nächstens wieder bei Tische aufdringt.

Ereifern Sie sich nicht, Herr Doktor, bemerkte Raimund; Herr Mollini soll nicht mehr zu mir kommen. Ich fühle es selbst, daß mir die Mittheilung der hämischen Kritik wieder einen Rückschlag gab. —

Nicht was ein Einzelner böswillig schreibt, sondern was Tausende gutmeinend sprechen, müssen Sie würdigen, und so theile ich Ihnen denn mit, daß sich die höchsten und geachtetsten Personen Wiens, täglich bei mir erkundigen lassen, wie es mit Ihnen stehe. Die ganze Stadt nimmt Theil an Ihrem Leiden; in jeder Gesellschaft, in jedem Familienkreise, auf der Straße, an öffentlichen Orten, werde ich, da man weiß, daß ich Ihr Arzt bin, nach Ihrem Befinden gefragt; die ersten Notabilitäten der Stadt freuen sich, wenn ich Ihnen mittheile, daß Sie in keiner Gefahr mehr schweben; Grillparzer, Bauernfeld, Castelli sprechen mit der lautesten Achtung von Ihnen; sie freuen sich auf Ihr nächstes neues Stück; — und Sie, Herr Raimund, sollten sich grämen, über das Geschreibsel eines anonimen Schuftes? Das wäre doch zu arg!

Der Bediente trat ein, und meldete, daß die Frau

Gräfin Esterházy, Graf Pálffy, Graf Teleky u. s. w. ihre Diener gesendet und nachfragen ließen, wie sich Herr Raimund befinde.

Sehen Sie, sagte Lichtenfels, hieraus können Sie erkennen, wie Sie geschätzt werden; — daher fort mit den düsteren Bildern! Eine feindliche Stimme in Leipzig verhallt, gegen die zehn tausend freundschaftlichen Stimmen in Wien.

Auch waren zwei Damen hier, meldete der Bediente, welche sich nach Ihnen mit einer Theilnahme erkundigten, die nicht herzlicher sein kann. Bisher haben diese Damen nur beim Hausmeister Erkundigungen eingezogen; dieser aber in seiner rohen Verdrossenheit schickte sie heute direkt in Ihre Wohnung. Der Hausmeister sagte mir, die Damen seien seit vier Wochen fast alle Tage zu ihm gekommen, so daß er von Ihnen nicht genug erzälen konnte.

Zwei Damen? fragte Raimund gespannt, und dabei stieg eine leichte Röthe in sein Gesicht. —

Hoho! rief Doktor Lichtenfels, fangen Sie nur nicht, als Patient, Feuer! Verlieben dürfen Sie sich noch nicht, das sage ich Ihnen, gegen die Liebe gibt es kein homöopathisches Pulver.

Ich suche noch immer nach den ritterlichen Damen, von welchen sich die Eine in der „Theaterzeitung“ um mich so warm angenommen hat.

Ei diese! Wegen der Sie eine ganze Sammlung von Handschriften angelegt haben? Ist diese Journalheldin noch nicht entdeckt?

Meine Krankheit unterbrach meine Jagd nach Stammbuchblättern. Jetzt wird Therese Krones, mir zu liebe, Damen, wo sie immer welche auftreibt, zu Unterschriften bewegen. Sie thut dies in ihrem Namen, desto argloser wird sie die Einzeichnungen erhalten.

Es wurde geklingelt.

Der Bediente ging, die Thüre zu öffnen.

Wer besuchte Raimund?

Therese Krones erschien mit einem ganzen Pack Stammbuchblätter in der Hand.

Ei, Fräulein Krones! rief ihr Dr. Lichtenfels entgegen, seien Sie willkommen! Einen Besuch, wie den Ihrigen, kann man sich schon bei einem Hipochondristen gefallen lassen! — Sie werden meinen schwermüthigen Kranken gewiß heiter machen. —

Ja, was ist es denn Ferdinand! sagte Therese, soll ich etwa gar nicht mehr fort von Ihnen? Gestern verließ ich Sie so heiter, und heute haben Sie schon wieder Wolken auf der Stirne! Florian, die Mariandel ist da! Augenblicklich verbannen Sie den Trübsinn, oder ich spiele in Ihrem nächsten neuen Stücke die „Jugend" nicht, das schwöre ich Ihnen!

Bleiben Sie nur bei mir, erwiederte Raimund, meine Verstimmung wird sogleich weichen.

Sagen Sie mir, fragte Krones, wer waren denn die beiden Damen, welche hier von Ihnen weggingen?

Haben Sie sie begegnet?

Ja, und da sie mich sehr freundlich grüßten, so sprach ich sie sogleich an. Haben Sie, meine Damen, fragte ich sie, Erkundigungen über unsern Raimund eingezogen?

Ja, antworteten die Damen, mit seiner Herstellung geht es langsam, aber es geht.

Meine Damen, erwiederte ich, Sie scheinen unser Theater gerne zu besuchen und Herrn Raimund eben so zu schätzen wie ich; dies gibt mir Muth, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten. — Ich habe hier einige Stammbuchblätter für Alle, die ihm wohlwollen, darf ich Sie bitten, mir einige Verse für Raimund zu gönnen?

Sie fallen ja mit der Thüre ins Haus! sagte Raimund.

Gott bewahre! Die Damen nahmen dies sehr gütig auf, nahmen mir die Stammbuchblätter ab und erlaubten mir, diese Blätter morgen bei ihnen abzuholen.

Und wie heißen sie? Sind sie Schwestern?

Nein. Die Eine heißt Rosalie Feldauf und die andere Antonie —

Antonie! Antonie! Sie wohnet in der Jägerzeile, dem Grafen Jermaloff gegenüber. —

Ganz richtig! Nr. 641.

Ach mein Gott! sagte Raimund, meine liebe, gute herzliche Antonie! Hätten mir ihre Eltern diese, ihre Tochter, zur Frau gegeben, ich wäre jetzt glücklich!

Ich werde Sie augenblicklich verlassen, drohte Lichtenfels, wenn Sie sich als Nervenkranker solchen Schwärmereien hingeben. Und Sie, Fräulein Krones, könnten auch etwas Klügeres thun, als derlei Thorheiten Eingang zu verschaffen.

Bin ich eine Person, welche einer Thorheit fähig ist? erwiederte Krones. Und ist Liebe eine Thorheit, so bin ich, die nur Liebe fühlt, die größte Thörin, welche existirt! — Uibrigens habe ich kein Wort gewußt, daß jene kleine allerliebste Person eine Thorheit ist! Ich habe den Auftrag, Stammbuchblätter für Raimund bei allen weiblichen Wesen der Welt aufzutreiben, und ich treibe sie auf. Verse von allen Notabilitäten habe ich hier! Lesen Sie nur!

Therese las:

Karolina Pichler, Johanna Franul von Weissenthurn — —

Die Weissenthurn, fiel Raimund ein, hat jene Entgegnung nicht geschrieben!

Wer weiß es!

Therese las weiter:

Regina Frohberg!

Das sind ja lauter alte Frauen. Eine junge suche ich.

Was würden Sie sagen, wenn ich jene Schutzworte für Sie verfaßt?

Ich würde Ihnen um den Hals fallen, so krank ich auch bin! — Doch Scherz bei Seite! — Da Sie mir von meiner guten „Toni" erzält haben, so interessirt mich diese mehr als jeder Zeitungsartikel! Herr Doktor, mögen Sie immerhin grollen, wenn ich meinem Herzen Luft mache, aber ich muß es. Seit dem Tage, an welchem Tonis Eltern mir die Hand ihrer Tochter verweigerten, sah ich sie nicht mehr! — Wie dies zugegangen, weiß ich nicht! — Jetzt, da ich fast mit einem Fuße im Grabe gestanden, erinnert sie sich meiner und erkundigt sich nach mir, nicht wie eine Geliebte, sondern wie eine Freundin, eine theure, innig mir zugethane Freundin. Dies erfreut mich so sehr, daß ich es fühle, diese Freude wird meinen Zustand nicht verschlimmern.

Gegen eine freundschaftliche Neigung habe ich nichts, entgegnete der Doktor, Freundschaft kann nicht zur Leidenschaft werden, aber Liebe — und leidenschaftliche Liebe könnte Sie an den Rand des Grabes bringen!

Nu das wäre Etwas für mich! versetzte Krones; eine solche Krankheit möchte ich mir noch ausbitten! Eine Krankheit, bei der man nicht lieben darf! — Ich will mich auch sogleich entfernen aus dieser Krankenstube, damit ich ein so entsetzliches Uibel ja nicht erbe!

Liebe Krones, sagte Raimund, ehe Sie mich noch verlassen, eine Bitte! Wenn Sie morgen die edle gute Toni besuchen, so sagen Sie ihr, daß mich ihre Theilnahme sehr erfreut; daß ihre Erkundigung nach mir, Alles zu meiner Genesung beitragen werde, und daß —

Daß Sie alle Tage zehn Mal diese Medizin wieder-

holen und am Ende selbst kommen möge, wenn sie Ihre vollkommene Genesung wünscht!

Halt! Halt! rief der Doktor, nur keine Uibertreibung! Bedenken Sie, Fräulein, daß ein Nervenkranker!

So hören Sie doch endlich auf, bester Doktor, mit Ihrem ewigen Nervenkranken! Je öfter Sie von Raimunds Krankheit mit ihm sprechen, je kränker wird er! Ich begebe mich jetzt nach Meidling aufs Land! Ich brauche das Bad, ich genieße die heitere Luft, die macht Appetit, da kann man des Tages über, sechs Mal frühstücken, sechs Mal mittags speisen, und behält noch immer so viel Hunger, daß man sechsmal eine gute Jause und eben so oft ein tüchtiges Souper einnehmen kann. Geben Sie mir Raimund mit, Doctor! Das Land ist für ihn die beste Kur. — Dann ist unumgänglich nothwendig, daß man auf dem Lande gar nichts thut, sich um nichts bekümmert, als höchstens, was meine Person betrifft, um ein paar schöne Uhlanenoffiziere, von welcher Sorte in Meidling sechs Paar zu finden sein sollen. — Ach die Uhlanen! Die hat der gute Gott nur darum erschaffen, um die Welt noch schöner zu machen. Heute hat sich eine ganze Eskadron in der Jägerzeile aufgestellt. Im Hause neben mir, befand sich ihr Oberster, Baron Mengen. Die Uhlanen produzirten sich vor ihm. Die herrlichen Officiere sahen mit ihrem rechten Auge nach ihrem Obersten, mit dem linken blinzelten sie nach mir, die ich am Fenster lag, und wie der Oberste, die herrliche Eskadron Revue passiren ließ. — Dies nahmen die schönen Herren sehr günstig auf. Der Kapellmeister der berittenen Regiments-Musik erhielt einen Wink, und was spielte die Bande? Sie spielte:

„Mariandl ist so schön, Mariandl ist so gut,
„Ach wenn ich sie von Weitem seh', so rück' ich meinen Hut!"

Raimund, werden Sie Uhlane, sagte Krones, ich reite dann mit Ihnen durchs Leben!

Raimund, fuhr Therese fort, morgen komme ich wieder zu Ihnen und bringe Antwort von der Toni! Ach wenn diese, Sie als Uhlane sehen könnte, da würde Toni ganz weg sein!

Adieu Doktor! Adieu Florian!

Im Forteilen sang sie noch einmal:

„Mariandl ist so schön, Mariandl ist so gut
„Ach wenn ich sie von Weitem seh', so rück' ich meine
— Czapka!

12. Eine heitere Stunde bei Raimund.

Am andern Tage kam Therese Krones wieder zu Raimund.

Sie war bereits im Besitze der beiden Stammbuchblätter.

Raimund riß Theresen hastig das Blatt mit Antoniens Unterschrift aus der Hand.

Er las:

„Liebling der Musen,
„Erhalte Dich ihnen!
Antonie."

Er holte die Handschrift seiner Einsenderin hervor. Er verglich beide mit einander. Die Züge hatten nicht die geringste Aehnlichkeit. Antoniens Hand war klein, beinahe unleserlich, jene Züge, welche den Zeitungsartikel geschrieben, fest, klar, deutlich.

Sie hat jene Bemerkungen in der Theaterzeitung nicht geschrieben, sagte Raimund.

Das habe ich mir ohnehin gedacht! versetzte Therese; ich hätte mich auch etwas geärgert, wenn das kleine Ding über Theaterangelegenheiten besser unter-

richtet gewesen wäre, als ich und auch besser schreiben könnte als ich! — Darüber werden Sie aber doch nicht traurig sein? — Wünschen Sie nicht vielleicht noch, daß ein weibliches Wesen, das Ihnen gefiele, auch noch eine Schriftstellerin wäre?

Nein, nein! antwortete Raimund, das wünschte ich nicht! — Aber nun erzälen Sie mir, was Sie mit Ihnen sprach. Sie haben ihr doch Alles mitgetheilt, was ich Ihnen aufgegeben?

O ja, und noch mehr?

Was erwiederte sie?

Es traten ihr Thränen in die Augen. Sie weiß Alles, was Ihnen, seitdem Sie sie nicht gesehen, begegnet; doch jetzt kommt das Interessanteste; da Sie erfahren, daß Antonie bei Ihnen sich um Ihr Befinden erkundigt, erkundigt sie sich nicht mehr in Ihrem Hause, sie sendet jetzt zu Doktor Lichtenfels. Ihre Eltern, sagte Antonie, dürften es nie erfahren, daß Sie sich um Sie bekümmere, obgleich — wenn Sie keine Frau hätten, jetzt bei ihren Eltern Gnade finden würden. —

So, jetzt, weil ich nicht mehr heiraten kann — o hätten Sie mir dieß doch lieber nicht gesagt!

Lesen Sie nun auch, was Antoniens Freundin schrieb. Die versteht es schon besser mit der Feder umzugehen; aber — das Gedicht, das Sie schrieb, ist — an mich!

Dann kann mich nichts als die Handschrift interessiren. —

Nu das war wieder recht allerliebst egoistisch! — Wenn man mich lobt, so ist Ihnen dieß gleichgiltig?

Gewiß nicht! Aber in diesem Falle, in welchem ich nach einer Handschrift spähe — die —

Betrachten Sie diese!

Raimund betrachtete das Stammbuch-Blatt und sagte dann.

Auch diese Hand ist es nicht!

Und das Gedicht wollen Sie nicht lesen?

Ja so! In Gottes Namen, ich will auch das Gedicht an Sie lesen.

Raimund las:

„Fräulein Therese Krones."

„Wie unhaltbar und los zusamm'gestoppelt
„Ein Bühnenwerk auch oft vorüber schwankt,
„Die Unvergleichliche siegt doch und doppelt,
„Da ihre Rolle nichts dem Dichter dankt.

„Denn seine Mängel müssen bald zerrinnen
„Vor ihrer Leistung ewig frischer Glut,
„Fürwahr, sie weiß sich Alles zu gewinnen
„Und selbst ihr Muthwill' läßt ihr gar so gut.

„Was an Maschinen, Dekorationen
„Und Trachten-Aufwand sonst die Breter ziert;
„Ist leicht entbehrlich, wenn ihr Spiel begonnen,
„Das jedes Stück am schönsten dekorirt!

Rosalia Feldauf.

Gehorsamer Diener! sagte Raimund, das ist Alles, was man sagen kann! — Die Dichter mögen sich bei Fräulein Feldauf bedanken!

Gefallen Ihnen diese Verse nicht?

Unmenschlich! sagte Raimund, wenn ich nur nicht selbst ein Dichter wäre, welcher Maschinen und Dekorationen-Aufwand benöthigt, und bei Zauberspielen nicht leicht entbehren kann! — Indeß ist diese Rosalie wol ein gescheidtes Mädchen; ich wünschte sie wol kennen zu lernen; vielleicht macht sie auf mich auch ein Gedicht.

Korntheuer kam und begrüßte Raimund.

Ich komme als Medizin, sagte er. — Es hat mich

Doktor Lichtenfels Dir völlig verschrieben. Ich bitte folgendes Rezept zu lesen:

„Nimm von Korntheuer alle Tage sechs Portio„nen: Scherze, Schnacken und humoristische Einfälle, „rüttle alles wol untereinander, und wirf dann die „üble Laune zum Fenster hinaus.“ —

Da bin ich. Beutle mich nun gut auf! Ich bin durchaus nicht bitter, ich bleibe auch bei Dir, was man nicht von jeder Medizin sagen kann!

Raimund drückte Korntheuer die Hand!

Korntheuer erblickte Theresen.

Ei! sagte Korntheuer, diese Medizin ist da! Da hätte mich Doktor Lichtenfels ersparen können, denn wo diese nicht gegen den Hipochonder hilft, da greift nichts mehr an.

Willst Du augenblicklich lachen? Oder später? wendete sich Korntheuer an Raimund. — Sag' es nur, ich habe alle Säcke voll Schnurren, doch komme ich gegen die Krones nicht auf, die ist die Essenz aller Lustigkeit. Du brauchtest eigentlich nichts, um recht heiter zu werden, als daß Dir Lichtenfels wie jener englische Arzt dem Schauspieler Foote rieth, Dich selbst Dir zu verschreiben. Wäre es möglich, daß der Raimund den Raimund spielen sehen könnte, so wäre seine Melancholie augenblicklich geheilt.

Ihr seid mir beide so gut, seid so theilnehmend! Ich sehe es ein, daß man bei solchen Freunden nicht an das Sterben denken soll; aber ich dachte unabläßig daran! Gott und mein Arzt, die Huld des Publikums und meine Kollegen flößen mir die Zuversicht ein, daß es jetzt erst der Mühe werth ist, zu leben! — Jetzt, Freunde, erzält mir vom Theater! Wie geht es Schuster?

Dem schlägt sein Witwerstand ganz vortrefflich an! — Er ist schon wieder verliebt! erzälte Korntheuer.

Ja, bestätigte Krones, in die kleine Figurantin Therese Lenz!

In die Tochter des unglücklichen Dichters?

Unglücklich? erwiederte Korntheuer, der Vater einer schönen Tochter ist nie unglücklich. Und ein gar so schlechter Dichter ist Lenz auch nicht; bedenke nur, daß dieses Kind, Schusters Geliebte, ebenfalls von ihm ist! Wer solche Stücke in die Welt setzt, ist kein schlechter Dichter.

Wird Schuster das Mädchen heiraten? fragte Raimund.

Es scheint, antwortete Krones. Er macht bereits Einschränkungen. Seine Equipage hat er schon weggegeben.

Schuster hat seine Equipage verkauft? Jetzt verkaufe ich die meinige auch. Ich habe meine Freude daran schon längst verloren.

Der Bediente meldete:

Direktor Sartory kommt!

Der Direktor? fragte Korntheuer. Den führt sein böses Schicksal zur guten Stunde hierher. Resi! forderte Korntheuer die Krones auf, der wird gefoppt!

Ich bin dabei! — Wenn Raimund jetzt nicht lachen wird, dann lacht er nicht mehr in seinem ganzen Leben!

Sartory trat ein, brüsk, aufgeblasen und dünkelhaft wie immer.

Ignaz Schuster begleitete ihn.

Da sitzt er ja, der Patient! sagte Sartory, und blies dabei einen Qualm von dem Hochmuthsteufel von sich, der in ihm hauste. Da sitzt er! Servus, Raimund! — Ich glaubte schon, ich müßte bei Ihrem

Leichenbegängnisse hinter dem Sarge einherschreiten! — Sie leben wieder auf, meldete mir Doktor Lichtenfels. Das ist gescheidt! — So kann ich doch den „Diamant des Geisterkönigs“ wieder auf das Repertoir bringen. —

Hoho! warf Krones ein, so geschwind geht das nicht! Raimund muß sich erst vollkommen erholen. Oder glauben Sie, man könne den Florian in Pantoffeln und im Schlafrocke spielen?

Mademoiselle, ich bin Direktor und brauche Ihre vorlauten Anmerkungen nicht! Ich bemerke nur, daß der Mensch Alles kann, was er will! Und wenn Raimund gesund sein will, so ist er gesund!

Schuster ging während dieses Gesprächs auf Raimund hin, drückte ihm die Hand und sagte, daß es ihn freue, ihm zu seiner Herstellung gratuliren zu können.

Raimund und Schuster sprachen eifrig mit einander und hörten den Unsinn nicht an, den Sartory schwätzte.

Ich würde auch gar nicht so darauf dringen, daß Raimund so bald als möglich wieder auftreten möge, fuhr Sartory fort; aber nächsten Sonntag speise ich bei dem Postmeister Ritter, Montag bei dem Flecksieder Rinderer, Dinstag bei dem Bräumeister Hummel und da bestürmen mich die Weiber „zum Teufel holen!“ um die Wiederaufführung des „Diamants“ — da hab' ich dann gut reden, wann ich sage, „Raimund ist noch krank!“ Man glaubt mir es nicht, weil der verdammte Doktor Lichtenfels aller Welt erzält, es gehe täglich besser! — He, Raimund! sprechen Sie doch auch mit mir, mit Ihrem Direktor! Mit Schuster können Sie ja sprechen, wenn ich fort bin.

Was soll er denn mit Ihnen sprechen? sagte Krones. Sie sehen ja, daß er auf Ihre Propositionen nicht eingehen kann. Wollen Sie ihn rezidiv machen?

Ja oder Nein, kann er doch sagen!

Raimund wendete sich an Sartory und sagte: Mein Arzt, muß vorerst gestatten, daß ich meine Krankenstube verlassen dürfe, dann muß ich auf vier Wochen auf's Land. Habe ich mich in der Gebirgsluft wieder erholt, dann spiele ich Ihnen meinetwegen einen ganzen Monat hindurch alle Tage. —

Du gehst nach Guttenstein? fragte Korntheuer.

Ja, erwiederte Raimund.

Weshalb so weit weg von Wien! fuhr Sartory auf. In Grinzing herrscht auch Gebirgsluft! Dort hat man noch das Bene, daß man auf den dort, für das Publikum „hergerichteten Eseln," täglich auf einen andern Berg reiten kann. —

Ja, versetzte Korntheuer, wenn Raimund so reiten könnte, wie Sie, Herr Direktor, dann möchte er schon reiten, aber wie der Direktor, so reitet keiner! Himmel noch ein Mal! sitzen Sie schön zu Pferde! Bei der gesammten bürgerlichen Kavallerie haben Sie keinen Reiter, der Ihnen gleich kommt. — Neulich sind Sie zwar vom Pferde gefallen, aber mit Anstand, mit unbeschreiblichem Anstand!

Der Reitknecht hatte mir den Sattel nicht fest geschnallt, brummte Sartory; als ich in den Steigbügel stieg, rutschte der Sattel unter den Bauch des Pferdes und ich rutschte mit!

Das hätte ich sehen mögen! rief Krones, und lachte dabei überlaut.

Ich habe es gesehen! sagte Korntheuer; vom Fenster sah ich es. Mir standen Thränen in den Augen! Gott, mein Direktor! rief ich, der Mann, der an der Spitze steht, liegt jetzt unten! — Korporal! donnerte der Eskadrons-Kommandant und erste Rittmeister, der im Dienst ergraute Sperlwirth Scherzer; Korporal! was machen Sie? — Ich mache nichts,

antwortete Direktor-Korporal Sartory; ich liege blos auf der Erde!

Gerechter Himmel! stöhnte Krones, der strenge Rittmeister ließ Ihnen doch nicht etwa „Fünf und zwanzig" aufmessen?

Dumme Person! wetterte Sartory. Bei der bürgerlichen Kavallerie gibt es keine „fünf und zwanzig!" Da gibt es nur Verweise, aber mir kann man auch keine Verweise geben, weil ich außer Dienst mehr bin, als der Kommandant; er ist Wirth, ich bin Direktor.

Sagen Sie mir, fragte Korntheuer, wie Sie nur Korporal bleiben mochten? — Ein Direktor hat ja Obersten-Rang!

Generals-Rang! versetzte Sartory, Somariva und ich sind Kameraden! — Als ich bei der bürgerlichen Kavallerie, den Dienst antrat, waren alle Chargen im Korps schon vergeben! Ein einziger Korporal war noch zu haben! Ich war zu jener Zeit nur noch simpler Schauspieler! — Millionärs-Söhne traten als Gemeine ein. Hol's der Teufel! rief ich mir zu: aus Patriotismus kann man auch Korporal werden! Der Lampelwirth, der Wolfenwirth, der Bärenwirth, der Hirschenwirth, der Adlerwirth, der Löwenwirth, der Straußenwirth, der Roßwirth sind Gemeine! Ha! rief ich, wenn ich zum „Wirthszug" komme, bin ich geborgen.

Einen schönen „Zug" haben Sie, sagte Korntheuer und machte dabei die Pantomime des Trinkens.

Ja wol! sagte Sartory. Ich nahm also die Korporalsstelle an, aber ich quittire, wenn ich bis zum nächsten Frohnleichnamstage nicht wenigstens Oberlieutenant werde.

Ich ginge zur Infanterie über, versetzte Korntheuer. Der Teufel hat das Reiten erfunden! Es könnte Ihnen, bei Ihrer Korpulenz, doch einmal Etwas geschehen. Einem invaliden Direktor möchte ich um keinen Preis dienen.

Die Weiber lassen mich nicht von der Kavallerie weg! Wenn ich zu Pferde sitze — —

Geschieht das zuweilen? fragte Krones.

Alle Jahre am Frohnleichnamstage! Wenn ich zu Pferde sitze und durch die Fuhrmannsgasse reite, fliegen alle Fenster auf. Man weht mit den Schnupftüchern, welches ich aber durchaus nicht leiden kann. —

Natürlich! bemerkte Korntheuer, es könnte leicht das Roß scheu werden.

Man wirft mir Kußhändchen zu.

Das muß rührend sein! meinte Krones.

Ich salutire mit der Hand.

Gott! Wenn Sie hinunterfallen! rief Krones.

Nur das Pferd mit beiden Händen halten und nicht mit den Händen herumvagiren! bat Korntheuer.

Raimund und Schuster lachten bereits, daß sie sich nicht halten konnten.

Dann spreng' ich auf den Sammelplatz.

Ja, sammeln Sie sich! erinnerte Korntheuer.

Ich sprenge hin und her und grüße alle Wirthe.

Das ist eine Hauptsache!

Jetzt ordnet sich der Zug und unter immerwährendem Staunen des Volkes ziehe ich nach der Stadt.

Ist dort die Geschichte zu Ende? fragte Krones.

Gott bewahre! nahm Schuster das Wort. Jetzt beginnt sie erst. Die bürgerliche Kavallerie besetzt die Straßen der Stadt, läßt keinen Wagen passiren, sperrt alle Gassen ab, damit das rohe Gedränge nicht die Prozession hemmen könne. — Bei dieser Gelegenheit zeigt sich Direktor Sartory erst im größten Glanze!

— Wen er nicht begünstigt, läßt er nicht passiren, und wenn er ein Hofrath wäre!

Im Dienste versteh' ich keinen Spaß! — Es muß Alles zurück, mein Bruder wird zurückgewiesen.

Nur der „Antenwirth," entgegnete Schuster, hat Ihnen bei der letzten Funktion das Neujahr abgewonnen. — Herr Sartory! rief er, wenn Sie mich, meine Frau und Kinder nicht aus der Spiegelgasse heraus über den Graben gehen lassen, so nehme ich bei Ihrer nächsten Einnahme keinen „gesperrten Sitz" mehr! — „Passirt!" rief der Herr Korporal, und der dicke Antenwirth, sein feistes Weib, die „Anten," und die Töchter, die jungen „Anten," watschelten über den Graben!

Raimund lachte heftig.

Krones, Korntheuer und Schuster lachten im Chor.

Es ist wahr! eiferte Sartory, der verfluchte „Antenwirth" hat mich ganz perplex gemacht! Aber ich habe ihn ausgezahlt. Ich schickte ihm keine Sperrsitze; er mußte sie holen lassen! Den Korporalen verblüffte er wohl, der Direktor aber wußte sich zu fassen.

Dr. Lichtenfels trat gerade in das Zimmer seines Patienten, als Raimund noch herzlich lachte.

Krones wiederholte dem Doktor die Erzälung Schusters.

Das Lachen fing von Neuem an.

Noch eine solche Lachkur, sagte Lichtenfels und mein Patient kann seinem Berufe wieder angehören. Morgen, lieber Raimund, werden Sie schon Ihre erste Ausfahrt machen. Ich invitire die Gesellschaft um eilf Uhr in das zweite Kaffeehaus in den Prater. Dort wollen wir ein gutes Frühstück einnehmen und von eilf bis zwei Uhr unter den grünen

Bäumen recht froh sein! Fräulein Krones, Herr Direktor, Herr Schuster und Herr Korntheuer, ich bitte Sie Ihren Humor mitzubringen! Ich lasse zwei Equipagen vorfahren, um die Gesellschaft abzuholen.

Pah! sagte Sartory, ich reite in den Prater!

Nur morgen nicht! bat Korntheuer, wir haben ja ohnehin schon einen Patienten.

O ich sitze fest! prahlte Sartory. Ich werde mir sogleich ein Pferd beim Hufschmied bestellen.

Hat dieser recht sanfte Thiere? fragte Krones, die man für Kühe halten könnte, wenn sie nicht eine Roßfisiognomie hätten?

Naseweis! Naseweis! sagte Sartory. Um eilf Uhr ist das Frühstück? — Ich werde mich einfinden; aber Eins setze ich zur Bedingung. Da Sie, lieber Doktor, Herrn Raimund homöopatisch behandeln, so mag Er auch so frühstücken, aber ich muß allopatisch traktirt werden. Ein Gabelfrühstück mit allem Möglichen. Auf eine Motion zu Pferde bekomme ich stets einen unerhörten Appetit.

Und einen nie gesehenen Durst! ergänzte Korntheuer.

Sie werden ein Frühstück finden, versetzte der Doktor, das nichts zu wünschen übrig lassen wird. Ein Frühstück, das man mit Fug und Recht wird ein „Genesungsmahl" nennen können.

Nur viel Chablis! sagte Schuster.

Nur viel Bordeaux! kommandirte Sartory.

Nur viel Rheinwein! ersuchte Korntheuer.

Nur viel Champagner! wünschte Krones.

Alles! Alles wird in Hülle und Fülle zu finden sein!

Die Gesellschaft empfahl sich.

Raimund fragte den Doktor:

Und wann erlauben Sie, daß ich mich aufs Land begeben dürfe?

Schon in nächster Woche. Aber dahin kann ich Sie nicht senden, wenn Sie nicht eine Haushälterin aufnehmen.

Wo finde ich eine solche, die einen Rekonvaleszenten zu behandeln versteht und mit ihm Geduld hat?

Ich habe schon Eine, die wird Sie pflegen wie eine gute Mutter, und mit Ihnen Geduld haben wie eine barmherzige Schwester. Ich habe sie erprobt. Sie diente in einem Bürgerhause und war die Wärterin eines gemüthskranken Fräuleins, das fast eben so viel litt als Sie. — Ich habe die Haushälterin hieher bestellt. Ich kann sie Ihnen empfehlen; sie wird für Ihre homöopatische Küche sorgen, denn das versteht sie perfekt.

Der Bediente meldete:

Eine Frau ist im Vorzimmer. Sie gibt an, der Herr Doktor habe sie hieher gewiesen.

Lasse sie eintreten.

Die Frau trat ein.

Sie machte Raimund einen höflichen Knix und sah ihn dabei so vertrauensvoll an, als wenn sie schon längst mit ihm bekannt wäre.

So war es auch.

Raimund blickte sie ebenfalls an und rief:

Ach Frau Susanna! Sie sinds? Sie wollen zu mir?

Kennen Sie diese Frau? fragte der Doktor.

O ja, recht gut! Sie ist ja auch eine Leopoldstädterin! — Ja, ja, Frau Susanna, wenn Sie zu mir wollen, so bin ich sehr vergnügt darüber; eine bessere Pflegerin kann ich mir nicht wünschen.

Das freut mich! versetzte Lichtenfels. — Bei den weitern Verhandlungen habe ich nicht nöthig zu-

gegen zu sein! Ein Konsilium ruft mich zum Kaufmann Seelig. Ich sehe Sie noch heute Abend, Raimund, und nehme jetzt nicht Abschied.

Der Doktor ließ Raimund mit Frau Susannen allein.

Euer Gnaden kennen mich also noch?

Wie vermöchte ich Sie zu vergessen!

Ach Euer Gnaden, was hat sich Alles ereignet, seitdem wir uns nicht gesehen haben!

Ja wol, Frau Susanna.

Ich bitte, Euer Gnaden, lassen Sie doch das „Frau Susanna" weg; ich höre seit 58 Jahren auf den Namen Sandel, und glaube gar nicht, daß ich gemeint bin, wenn mich Jemand „Frau Susanna" anredet.

So lassen Sie auch das „Euer Gnaden" weg; ich kann es nicht leiden; ich bin der Schauspieler Raimund und kein sogenannter „gnädiger Herr!" — Was macht meine Toni? Meine gute Toni, meine liebe, holde, herzliche Toni?

Ach, die hätten Sie bald nicht mehr gesehen! — Toni hat, als ihre Eltern, Ihnen ihre Hand verweigerten, eine Todeskrankheit ausgestanden. Kein Mensch hätte mehr einen Heller an ihr Leben gesetzt. Ihr Uibel war um so hartnäckiger, als sie ihren Liebeskummer in ihr Herz verschloß, und so den Gram im Innern wüthen ließ, und kein Mensch wußte, was ihr fehle! — Aber ich hab's heraus gebracht! — Ich bemerkte nämlich, daß, so oft sie den Namen Raimund hörte, immer neu auflebte und mich mit tausend Fragen über Sie bestürmte. — Ich ließ nun nicht nach von Ihnen zu reden. Ich drang in sie, mir ihren Gemüthszustand zu schildern. — Endlich fing sie zu beichten an. Ich richtete sogleich meinen Plan ein, sie heiterer zu stimmen. Anfänglich ließen die Eltern den Doktor Pfen-

nigbauer rufen; dieser kurirte Antonie an der Auszehrung! — Er gab ihr so viele Medizinen, daß sie täglich kränker wurde, dabei war er mit dem armen Kinde grob und schonungslos, wenn sie seine Mixturen nicht maßweise verschlingen wollte. — Da rieth Jemand den Eltern, Antonie homöopatisch behandeln zu lassen. Es wurde D. Lichtenfels gerufen. Ich sage Ihnen, der hat die gute Toni mehr durch seine Neigung und Verehrung für Sie, Herr Raimund, als durch seine Pülverchen und Pillen kurirt. Immer mußte er vom Theater erzälen; ich wendete das Gespräch so, daß stets Raimund und abermals Raimund der Hauptgegenstand der Unterredung wurde.

Und erfuhr D. Lichtenfels, daß Toni und ich — —

Gott bewahre! Das blieb das tiefste Geheimniß.

Das wundert mich!

Sie glauben, weil ein altes Weib nicht reinen Mund halten könne? O, wir alten Weiber können schon schweigen, wenn wir nur wollen, aber wollen müssen wir!

Und ich hatte keine Ahnung von Antoniens Krankheit!

Was hätte es genützt! Sie waren ja noch kränker als Toni, Sie verheirateten sich ja, und verheirateten sich sogar unglücklich, wurden zwar wieder besser, und ließen sich scheiden, aber „kehre die Hand um" wurden Sie rezidiv, und wollten sich wieder mit Ihrer Frau vereinigen! — Die gute Toni hat Alles erfahren! Endlich wünschte D. Lichtenfels, daß Toni aufs Land kommen solle, da schickten sie ihre Eltern zu ihrer verheirateten Schwester nach Mähren, und dort — erst als sie lange, lange, nichts mehr von Raimund hörte, als dort Niemand von ihm

sprach, als sie ihn für immer aufgab, kam sie wieder nach Wien zurück. Jetzt ging ihr das Herz auf, und sie entdeckte der Mutter Alles. Was war die Folge? — Die Eltern beklagten ihren Starrsinn; jetzt möchten sie dem Raimund zurufen: Nimm unser Kind, damit es nicht neuerdings bis auf den Tod erkrankt, aber es ist zu spät! — Ich aber, die geschwiegen, und wie es noch Zeit gewesen wäre, Toni und Raimund mit einander zu verbinden, immer noch schwieg, wurde meines Dienstes entlassen.

Also sind Sie eigentlich Schuld, daß ich Toni nicht zur Frau erhielt? daß ich mich unglücklich verheiratete?

Gewissermaßen Ja, aber blos um Toni nicht zu verrathen, um nicht gestehen zu müssen, daß Toni unglücklich sei, — um den Eltern keine Gewissensbisse zu verursachen!

Sie unglückselige Person! — Wer hilft mir nun aus diesem Jammer! Meine Geschichte ist der des Romeo nicht unähnlich! Ich bin für Antonie verloren, weil ich wähnte, sie sei für mich verloren!

Ich bin nur glücklich, daß ich in Ihrem Hause bin. Ich hörte kaum, daß D. Lichtenfels eine Pflegerin für einen Kranken suche, so eilte ich zu ihm. Der Kranke waren Sie! Ich danke dem heiligen Johannes, daß er mich zu Ihnen geführt hat.

13. Liebeserklärung der Krones.

Raimund erholte sich in Gutenstein sichtbar. Frau Susanna pflegte ihn mit aller Aufmerksamkeit.

Damals schon entstand in ihm der Wunsch, sich in jener reizenden Gegend ein „Sorgenfrei" zu grün-

den. Er sah das schöne Haus, das später (im Jahr 1834) sein Eigenthum wurde, das ihm aber von einem Wiener Bürger so zu sagen, „ausgekauft" wurde.

Antonie war während Raimunds Rekonvaleszenz sein einziger Gedanke; nur von ihr fantasirte er, nur von ihr träumte er, aber sein liebster Wunsch, sie zu sehen, sie zu sprechen, blieb unerfüllt.

Je mehr er mit Frau Susanna von Antonien sprach, desto mehr verliebte er sich in sie, in diesen Engel an Sanftmuth und Güte.

Die Ausflüge der Wiener hatten begonnen.

Die Parthien von „Baden" aus, über „Pottenstein," den „Hals" nach „Gutenstein," in die „Oedl" zogen Tausende in jene schönen Gegenden.

Damals gab es noch keine Eisenbahnen. Eine Fahrt nach Gutenstein glich einer kleinen Reise, aber für die Wiener war dies kein Hinderniß; an den Pfingstfeiertagen pilgerten Schaaren nach Pernitz, nach dem Höllenthale, zu der „Sennerin" und auf den Schneeberg. Gutenstein war für alle Freunde der schönen Natur der Zielpunkt. Im Wirthshause zu Gutenstein fand sich Alles zusammen.

Es war auch ein Wirthshaus darnach.

Raimund wohnte in diesem renommirten Wirthshause.

Die erste Person, welche Raimund in seinem Sanssouci aufsuchte, war Therese Krones.

Sie machte die Parthie mit einer Familie, welche im Sommer alljährlich, in Baden wohnte und in den „Feiertagen" (Losungswort der Wiener in der schönen Jahreszeit für Landausflüge) sich nach dem wunderschönen Gutenstein sehnte.

Therese durfte bei den „Exkursionen" dieser Familie nie zurückbleiben.

Der Chef derselben war ein ehemaliger Gold- und Silberdrathzieher, ein Mann von sehr großem Vermögen, der, obgleich erst fünf und vierzig Jahre zählend, so aussah, als hätte er erst fünf und dreißig Jahre zurückgelegt. Er hatte sich von seinem höchst lukrativem Geschäfte zurückgezogen, um — noch im Besitze seiner vollen Mannskraft — das Leben zu genießen.

Seine Frau war vierzig Jahre alt, aber noch immer schön und anziehend, (sie hätte für die ältere Schwester ihrer Kinder gelten können,) auch die Frau hatte die gleichen Ansichten von Genußfreuden, und die Söhne, 19 und 20 Jahre, und die Tochter 18 Jahre alt, waren echte Wiener Kinder, in Wolhabenheit erzogen, für alle Freuden empfänglich, zu welcher Jugend, leichter Sinn, heiteres Gemüth, Reichthum und Sucht nach Zerstreuung berechtigen.

Daß die Familie Baumacker, welche vor 32 Jahren in Wien unter dem Namen der „Fidelen," in allen Kreisen bekannt war.

Anstößig erschienen diese Leute durchaus nicht. Höchstens wurden sie prahlerisch und prunksüchtig genannt. Als Personen, welche sich vor Niemand genirten, schilderte man sie etwas vorlaut, aber wie man in Wien oft dem widerwärtigsten Patron die tollsten Thorheiten verzeiht, wenn er nur Geld hat, so hatte man auch gegen diese Leute nichts, besonders, da man wußte, daß sie das beste Herz für Nothleidende besaßen, und keinen Armen, ohne ihn zu beschenken, von sich lassen konnten.

In dieser Gesellschaft befand sich Therese Krones, von welcher Gesellschaft Vater und Mutter, die Söhne und die Tochter, jedes auf andere Weise, völlig verliebt in die Künstlerin waren.

Therese ging allein zu Raimund.

Meine Freunde, dachte sie, will ich ihm erst vorstellen, wenn er geneigt ist, Fremde zu empfangen. Raimund ist ein Sonderling, und zwar Einer, der noch dazu Launen hat, der an Leuten, welche seine Stücke nicht beinahe auswendig wissen, oder ihn als Schauspieler für den größten Künstler Wiens halten, oder sich nicht besonders gewandt auszudrücken wissen, keine Freude hat.

Zwar hatte Therese den Drathzieher Baumacker und die Seinen hinlänglich instruirt, was zu sagen sei, aber bei dem Mangel an eigentlicher Bildung dieser Personen, befürchtete Krones, daß ihnen Etwas Unpassendes oder Ungeschicktes entschlüpfen könnte.

Krones verband aber mit dieser Visite bei Raimund noch Etwas Besonderes.

Es flog sie auf einmal eine große Neigung für den Meister Ferdinand an.

War es Eitelkeit oder Eroberungssucht, sie wußte es selbst nicht; aber es würde ihr geschmeichelt haben, wenn sie auch den gefeierten Dichter und Bühnenkünstler in ihren Liebesbanden hätte zappeln sehen.

Therese war damals gerade ohne eigentliche Liaison; Raimund sehnte sich zwar nach seiner Antonie, allein bei der Ehrbarkeit und sittlichen Reinheit der Geliebten konnte er an keine Verbindung mit derselben denken, und so hoffte Therese das Interregnum im Herzen Raimunds zu benützen, und, wenigstens auf kurze Zeit, sich einen Sitz im Herzen Ferdinands zu verschaffen.

Therese betrat die Wohnung Raimunds, und fand ihn gerade mit der Vollendung eines Gedichtes: „An Gutenstein," beschäftigt, das er in der „Theaterzeitung" abdrucken ließ, und welches damals mit großem Beifalle gelesen wurde.

Therese schlich sich an den Dichter heran, und ap-

plizirte einen alten Spaß, indem sie ihre Hände über seine Augen hielt, und mit veränderter Stimme rief: „Wer ist es?"

Raimund befühlte die Hände Theresens und sagte:

Der Landner!

Ei, pfui! antwortete Krones mit natürlicher Stimme und zog ihre Hände zurück: habe ich denn Pfoten wie das Mondkalb, der Landner?

Raimund lachte aus vollem Herzen und antwortete:

Ich habe Sie augenblicklich durch die vielen Ringe an Ihrer Hand erkannt.

Desto schlimmer! versetzte Therese, da hätten Sie ja Gelegenheit gehabt, mir ein recht hübsches Kompliment zu sagen, und etwa ausrufen können die „medizinische" Venus oder Venus die „frottirte" (aphroditte) (zwei Späße, welche Krones oft im Munde zu führen pflegte).

Was Venus! erwiederte Raimund, Venus ist eine Hexe gegen Sie; besonders wie Sie heute aussehen! — Besucht man denn in einer solchen Toilette das Land? Sie erscheinen ja als wenn Sie einen Ball betreten wollten.

Wenn man Eroberungen zu machen beabsichtigt, entgegnete Krones, so kann man sich nicht genug putzen. Ich habe heute schon drei Mal den Spiegel zu Rathe gezogen; zuerst in Baden, wo ich bei der Familie Baumacker wohne, dann auf dem Berge „Hals," nachdem mich der Wind ein wenig zerzauste, und hier neben an, Nr. 17, 18, 19, in den Passagierzimmern, welche die Familie Baumacker für die beiden Pfingstfeiertage gemiethet hat.

Also sind Sie meine Nachbarin? Ich bewohne

Nr. 15 und 16, das ist ja allerliebst! — Doch Eroberungen wollen Sie machen? Was wollen Sie denn in Gutenstein für Eroberungen machen? Etwa unsern Amtsschreiber Heidig? Der ist wohl die einzige „ledige" Person in diesem Thale, aber der vermag nicht zu heiraten, weil er den Dampf hat!

Heiraten! Wer denkt ans Heiraten! entgegnete Therese, der Mann, den ich erobern will, kann mich, wenn ich auch wollte, ebenso wenig heiraten als der Amtsschreiber.

Hat er vielleicht auch den Dampf?

Etwas viel Schlimmeres! Er hat eine Frau und keine Frau, ist ein Witwer und kein Witwer, ist ledig und doch nicht ledig!

Dieser Mensch hat also mein Schicksal!

Freilich! Weil Sie es selbst sind!

Warum nicht gar!

Auf Ehre!

Mich wollen Sie erobern?

Wäre es vielleicht nicht der Mühe werth?

Dies zu beantworten verbietet mir meine Bescheidenheit. Aber machen Sie keine Späße!

Wenn ich einem Manne mein Herz antrage spaße ich nie!

Was soll denn da heraus kommen?

Fragen Sie doch nicht wie Einer, der erst gestern in der Welt angelangt ist! — Ist's Ihnen denn nicht selbst schon eingefallen mit mir einen kleinen „Techtelmächtel" anzufangen? — Mir fiel es schon bei der Probe vom „Diamant des Geisterkönigs" ein: Mariandel sagte ich zu mir, dieser Florian ist wirklich nicht übel! —

Raimund lachte laut auf.

Dieser Florian, sagte ich ferner, ist nie treu geliebt worden. —

Und dieses Glück, erwiederte Raimund, soll mir durch Sie zu Theil werden?

Gewiß!

Wenn Sie mir diese Versicherung in irgend einer Szene auf dem Theater geben würden, so lachte das Publikum, daß es nicht zu sich käme.

Das Publikum traut mir weder Treue, noch Beständigkeit zu, ich weiß es; „aber ich bin besser als mein Ruf."

Ich muß mir unser Gespräch aufschreiben; ich bringe es nächstens an. —

Raimund, wir sind allein! So lange ich dieses Mal in Gutenstein bleiben kann, wird mir die Freude nicht mehr zu Theil, mit Ihnen unter vier Augen sprechen zu können, denn meine Gesellschaft hängt sich an mich wie Kletten, daher frage ich Sie und bitte um schnelle Antwort: wollen Sie mir die Kour machen?

Die Kour mache ich Ihnen gerne; Sie gefallen mir schon längst, aber mein Herz wird nicht viel davon wissen; ich fürchte Sie zu sehr! Sie sind ja eine Parodie aller sentimentalen Liebe, und wenn Sie keine Venus sind, so sind Sie doch eine Diana, und zwar jene Jagdgöttin, die nur Hirschgeweihe in ihrem Köcher hat!

Uiberzeugen Sie sich vom Gegentheil!

Ich bin noch Patient und sehr schwach, doch nicht so schwach, daß ich Ihren Scherz nicht erkennen sollte. Ich danke Ihnen. Sie haben mich höchst angenehm zerstreut. — Uiber das Gedicht, das ich gemacht, hatte ich mich ohnehin in zu ernste Gedanken vertieft. Ich hätte es nicht thun sollen; mein Arzt hat mir jede geistige Anstrengung verboten; ich bin

Ihnen daher verbunden, daß Sie mich von meiner poetischen Brütmaschine befreit haben.

Aber so lassen Sie doch mit sich reden! Was muß ich denn thun, daß Sie mir glauben? — Soll denn ein Herz wie das Meine, nicht auch einer wahren Liebe fähig sein?

Sie hätten früher anfangen sollen einer bestimmten Fahne zu folgen; jetzt sind Sie das Desertiren so gewohnt, daß Ihnen kein Werber mehr glaubt und nicht das geringste Handgeld riskiren will!

Raimund mußte abermals lachen.

Ein herrliches Geschöpf, die Krones! sagte er. geschaffen, um sich bis zum Wahnsinn in sie zu verlieben und —

Und? —

Raimund lachte neuerdings.

Endlich sagte er:

Ich werde mir's überlegen! — Ich muß vorerst meinen Doktor fragen, ob die Liebe der Krones eine homöopatische oder allopatische ist; ob ich in ihren Banden nicht wieder in tiefe Melancholie verfalle.

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen und hereinstürzte ganz athemlos Frau Susanna.

Herr Raimund! rief sie, die Toni ist da! mit ihren Schwestern und ihren Eltern ist sie da! Sie sind von Neustadt herüber gekommen, wo sie Verwandte haben; der Landkutscher hat mir Alles erzält. Toni und ihre Familie bleiben über die Pfingstfeiertage in Gutenstein!

Geschwind! rief Raimund in höchster Freude. Meinen blauen Frack und meinen weißen Hut! Ich muß hinab, ich muß trachten, sie zu sehen!

Erlauben Sie, versetzte Krones, Sie brennen ja völlig! Wollen Sie nicht vorher Ihren Doktor fragen,

ob diese Flamme homöopatisch oder allopatisch sei? — Ich glaube, Sie haben sich hidropatisch, mit kaltem Wasser behandeln zu lassen, sonst verzehrt Sie die Liebesbrunst!

Nehmen Sie es nicht übel! bat Raimund, aber ich muß fort, ich muß zu ihr! Lesen Sie indeß mein Gedicht: „An Gutenstein." Wenn ich meine Toni gesehen und gesprochen habe, dann komme ich wieder! Verzeihen Sie, verzeihen Sie, liebe Krones, aber ich muß zu ihr!

Raimund stürzte fort.

Frau Sandel und Mamsell Toni hätte der Blitz nicht ungelegener herbeiführen können! rief Krones unwillig aus. Sagen Sie mir, Frau Susanne, was haben Sie denn die Ankunft dieses zimpferlichen Fräuleins zu melden gehabt? Sie verderben ja dem Doktor Lichtenfels die ganze Kur! — Raimund soll sich nicht aufregen, und nun versetzten Sie ihn in eine völlige Fieberhitze! Dies werde ich dem Doktor sagen! Sind Sie eine homöopatische Krankenwärterin? Statt einer „Verdünnung" reichen Sie ihm eine „Verdickung," denn dick ist Fräulein Toni, daß man aus ihr drei Krones machen könnte!

Mein Gott! klagte Frau Susanna, ich habe ja nicht ahnen können, daß Herrn Raimund gleich der Kopf brennen würde. —

Was, der Kopf! versetzte Krones; das Herz brennt ihm! Und das ist, wie bekannt, nicht zu kuriren durch die Homöopatie! Fragen Sie Doktor Lichtenfels! Er wird es Ihnen erklären. — Warum bin denn ich nach Gutenstein gekommen, als um Raimund zu kalmiren! Ich machte die Reise gleichsam als „niederschlagendes Pulver," doch Geduld, Madame! Morgen kommt der Doktor; ich gehe ihm bis Pernitz entgegen; er kann es nicht zu früh er-

fahren, was er für eine gewissenlose Pflegerin seinem armen Patienten empfohlen hat; dann sollen Sie zum längsten bei Raimund gewesen sein!

Wenn ich aber Alles gut mache?

Wie wäre denn dies möglich!

Wenn ich zu Raimund sage, Herr, täuschen Sie sich nicht mit vergeblichen Hoffnungen; bedenken Sie, daß Toni Sie nie besitzen kann! Daß Toni weit mehr von Ihnen geschieden ist als Ihre Frau. —

Das wäre Etwas!

Wenn ich ihm, statt von Toni zu sprechen, von andern Dingen vorreden würde.

Das wäre wieder Etwas!

Lassen Sie mich nur machen. Bis morgen soll Raimund umgewandelt sein! Doch versprechen Sie mir, daß Sie mich nicht bei dem Doktor anklagen wollen.

Ich werde sehen!

Nein, versprechen Sie es mir!

Gut, aber nur gegen eine Bedingung.

Ich erfülle jede.

Wirken Sie dahin, daß Raimund morgen mit mir und meiner Gesellschaft in das „Höllenthal" fahre, geschieht dies nicht, so sollen Sie die Hölle auf der Welt haben.

Er soll ins Höllenthal.

Ich gehe zu meiner Gesellschaft, auf Nr. 19. — Wo speist Raimund?

Auf seinem Zimmer.

Nicht im Speise-Salon?

Gott bewahre! Dort hat man nur allopatische Bewirthung!

Richtig! Dies beruhigt mich!

Nun, freue Dich, Raimund! sagte Krones, indem sie ihre Gesellschaft aufsuchte, so leicht gebe ich Dich nicht auf! Es wird von meiner Seite noch ein

Sturm auf Dich versucht; wankst Du nicht — dann habe ich das Meinige gethan! Ich überzeuge mich dann, es solle nicht sein! — Auch gut!

14. Zwei Tage in Gutenstein.

Raimund eilte auf die Straße, aber er fand von Antonien und ihrer Familie keine Spur.

Er lief in das Wirthshaus zurück, suchte den Kutscher auf, der Antonie von Neustadt nach Gutenstein gebracht; der Kutscher war nach der „Oede" gefahren, und wohin die Familie den Weg genommen, davon wußte im Wirthshause niemand etwas zu sagen.

Krones stand am Fenster ihres Zimmers, erblickte Raimund und rief ihm zu:

Verziehen Sie fünf Minuten und ich helfe sie Ihnen suchen.

Raimund machte dieser Antrag stutzen.

Ein sonderbares Ding! sagte er für sich. Vor einer halben Stunde machte sie mir eine förmliche Liebeserklärung und jetzt will sie mir meine Herzensflamme aufsuchen helfen!

Krones kam mittlerweile herab aus ihrer Wohnung, hing sich an Raimunds Arm, und sagte:

Herr Baumacker erzälte mir, daß er eine Familie aus Wien nach dem Trappelischen Hause haben fragen hörte. Nach der Beschreibung war Toni dabei; ein kleines, rundes Mädchen mit allerliebsten schwarzen Augen und mit einem Schweizerhute, ferner mit zwei Schwestern, mit einem Papa, etwas bedächtig und einer Mama, ein bischen schlimm. Das sind die Personen, welche wir finden müssen, und das Trappelische Haus dazu!

O das Trappelische Haus kenne ich perfekt, erwie-

derte Raimund, das wollte ich mir selbst kaufen, aber ich kam zu spät!

Raimund wollte im Dupplirschritte vorwärts, doch Krones hielt ihn zurück.

Sie werden sich doch keine Lungensucht an den Hals laufen wollen? sagte sie. Sie schwanken ja noch, als wenn Sie erst gestern aus dem Spitale gekommen wären! —

Sie wollen ihr Herz von Innen und Außen erhitzen, fuhr sie fort, das geht nicht! Zudem brennt die Sonne in diesem Thale so heiß, daß sie in Ostindien nicht heißer brennen könnte; endlich wäre es auch besser, Fräulein Antonie ganz wie zufällig zu begegnen, als sie in einem fremden Hause aufzusuchen. Was können wir denn als Vorwand angeben, um bei Herrn Trappel einzudringen? Und wer ist denn Herr Trappel?

Herr Trappel ist ein reicher Bäckermeister von Wien, übrigens wie ich erfahren habe, ein sehr braver, guter, artiger Mann, bekannt unter dem Namen: „Der starke Bäck" weil er Kräfte wie ein Bär besitzt. Da nun Herr Trappel ein guter Mann ist, weshalb sollten Krones und Raimund nicht bei ihm Gastrollen spielen dürfen? — Wir wollen ihn kennen lernen, und sein Haus bewundern; ist das etwas Schlechtes?

Schlecht ist es nicht; aber gut ist es auch nicht! Sie werden die arme Toni nur in Verlegenheit setzen. Wenn Sie eintreten, wird sie über und über roth werden; die Eltern werden dies bemerken, und wer weiß, was das für Folgen hat.

Haben Sie die Meinung, daß Toni nur in einem Zimmer roth werden könne? O sie wird es unter Gottes freiem Himmel auch, davon habe ich mich schon überzeugt.

Das ist ganz Etwas anderes! das kenne ich besser!

Sind Sie denn schon ein Mal roth geworden?

O ja! Es ist freilich schon sehr lange, ich war damals ein ganz kleines Mädchen, neun Jahre alt.—

Und über was wurden Sie denn roth?

Uiber einen Husaren-Officier, der mich in die Wange kneipte und fragte: Wie heißt Du denn, Du kleines, neckisches Ding?

Und seit jener Zeit sind Sie nicht wieder roth geworden?

Ich kann mich nicht erinnern.

Während dieses Gespräches kamen Raimund und Krones dem Trappelischen Hause immer näher.

Ein Herr kam mit zwei Damen einher.

Der Herr lachte ganz ausgelassen; die Damen machten ihm ungemein viel Spaß; die drei Personen benahmen sich überhaupt mit einer Frechheit und Ungenirtheit, die selbst auf dem Lande, wo man sich allerdings weniger Zwang anlegt, höchst unangenehm auffiel.

Die Weiber, die da kommen, kenne ich von Wien aus, sagte Krones, die eine ist eine gewisse Madame Loth, wegen ihres Schlaraffenlebens „Loths Weib" genannt, die andere ist ihre Schwester.

Und den Herrn, versetzte Raimund, kenne ich; das ist der, aus dem Zuchthause, wo er wegen falscher Wechsel zur Kettenstrafe verurtheilt saß, entlassene Herr Lawinger. Für Einen, der fünf oder sechs Jahre mit Eisen an den Füßen herumsprang, ist dieser Patron kreuzfidel! — Ich habe ihn einmal beim Sperl nach einem Balle durchgeprügelt. Vielleicht erinnert er sich noch!

Und ich habe die dicke Frau Loth wegen Betrug bei der Polizei verklagt, versetzte Therese; kniefällig bat sie mich, sie nicht unglücklich zu machen. Frau Loth ist die schamloseste Wucherin der Welt.

Sie hat mir plattirte Leuchter für silberne verkauft. Ich bin neugierig, ob dieses schändliche Weib noch ferner lachen wird, wenn ich ihr näher komme.

Herr Lawinger, Frau Loth und ihre Schwester kamen nun ganz nahe an Krones und Raimund heran.

Mit einer Unverschämtheit ohne gleichen, schrie Lawinger:

„Der Florian und die Mariandl!"

Frau Loth und ihre Schwester lachten über diesen schlechten Spaß.

Ich habe geglaubt, Er ist krank! sagte die Schwester der Loth ganz laut.

O nein, Er ist gesund! erwiederte Frau Loth, denn es gehört ein gesunder Magen dazu, mit dieser Person spazieren zu gehen!

Das war Raimund zu viel.

Den Spaß mit „Florian und Mariandl" hätte er vielleicht dem Schufte Lawinger verziehen, oder sich so benommen als hätte er ihn nicht gehört, aber ein Frauenzimmer beleidigen zu lassen, welches er am Arme führte, die Krones beschimpfen lassen, welche er als Künstlerin hochschätzte, das vermochte er nicht.

„Ihr Lumpenpack!" herrschte Raimund dem unsaubern Kleeblatt zu, „was erlaubt Ihr Euch, uns auf offener Straße zu beleidigen! —"

Ereifern Sie sich nicht! Monsieur Florian, erwiederte Lawinger, wir wußten nicht, daß Sie Ohren haben, welche so weit reichen, um uns hören zu können. —

Schuft! tobte Raimund, nicht Florian, sondern Raimund heiß ich, und Gott sei Dank! Ich habe es nicht nöthig, meinen Namen zu verläugnen, wie vielleicht Du, den man nicht nennen kann ohne an das

Zuchthaus erinnert zu werden, das Dich, Elenden, viel zu früh entlassen hat.

Lawinger sprang über diese Worte wie ein Wüthender auf Raimund zu. Er schwang seinen Knotenstock.

Das soll Dir, dem ich noch vom Sperl her, Etwas schuldig bin, jetzt vergolten werden, brüllte Lawinger, verwünschter Komödiant!

Lawinger hätte den kranken Raimund sehr leicht überwältigen und mißhandeln können, wenn nicht ein kräftiger Mann im Fluge einhergekommen wäre, Lawinger den Stock aus der Hand gerissen und weit fortgeschleudert hätte.

Mittlerweile kam eine ganze Gesellschaft herbei und unter dieser Toni mit ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren Schwestern.

Andere Leute liefen ebenfalls herzu.

Da Lawinger in seiner Wuth immer wieder auf Raimund eindrang, so packte ihn der kräftige Mann bei der Brust, und legte ihn wie einen Kegel, den die Kugel umgeworfen, ins Gras, Lawinger ganz ruhig fragend:

Wollen Sie jetzt ruhig sein oder ich werfe Sie da in den Bach, und bei dem Hochwasser sollen Sie gewiß nicht mehr heraus kommen, wenn Sie nicht schwimmen können.

Der also sprach und Besitzer von ein paar Fäusten war, mit denen man in die Veste Gutenstein hätte eine Bresche schlagen können, war der Bäckermeister Trappel, genannt „der starke Bäck."

Lawinger entwand sich Trappels Händen und stand auf.

Ich will ruhig sein! sagte er, aber meiner Rache entkommt er nicht. Kommen Sie Frau von Loth und Fräulein Lotti. — Monsieur Raimund! rief er,

merken Sie sich's! Ich habe jetzt über zwei Dinge mit Ihnen quitt zu werden! Ich werde es sicher!

Lump! sagte Raimund, wäre ich von meiner langen Krankheit nicht noch entkräftet, so hätte ich bei Dir die Lektion vom Sperl hier wiederholt!

Lawinger und seine Begleiterinnen gingen die Wiese, auf welcher sich diese Szene zutrug, und dem Bache entlang, fort.

Therese stand sprachlos.

Antonie begab sich zu ihr und redete sie an.

Ich danke Ihnen, sagte Raimund zu Trappel; Sie haben mich vor Mißhandlungen geschützt.

Was war denn die Veranlassung zu diesem Auftritte? fragte Antoniens Vater. Ich glaubte der Zuchthäusler Lawinger würde sich nie mehr unter honnette Menschen wagen?

Wie könnte er denn sonst seine Wuchergeschäfte, die er jetzt mehr denn je betreibt, ausüben, wenn er sich vor der Welt zurückzöge, antwortete Trappel. Jetzt erst ist er vollendeter Schurke geworden, und die Frau Loth und ihre Schwester sind seine Helfershelferinnen. Ich kenne dieses Gesindel, das jetzt noch mehr die Leute „ausraubt" denn je!

Raimund erzälte nun den ganzen Hergang, aber ziemlich konfus.

Er sah Toni wieder.

Lawinger war schnell vergessen; die Beleidigungen, welche ihm Lawinger zugefügt, waren vergessen, Raimund drängte sich an Toni, unter dem Vorwande, Therese seine Theilnahme zu bezeigen, deßhalb sagte er:

Krones, Sie haben recht viel Angst gehabt um mich, und ich um Sie, denn hätte mich der Hallunke überwunden, so wären in diesem Augenblicke auch seine

beiden Kebsweiber über Sie hergefallen; das wäre dann ein unvergeßlicher Pfingstsonntag geworden.

Wohin begeben sich Herr Raimund und Fräulein Krones? fragte Antoniens Vater.

Ins Wirthshaus zurück nach Gutenstein.

Das ist auch unser Weg! versetzte Trappel. — Ich bin noch nicht ganz heimisch in meinem Hause; es fehlt mir noch das Nöthigste, die Küche, und ich muß meine heutigen Gäste ins Wirthshaus führen. — Herr Raimund und Fräulein Krones, wollen Sie ebenfalls an meinem Tische vorlieb nehmen? Ich bin ein Wiener Bürger, und von diesen weiß man ja, daß sie niemals auf Gastfreundschaft vergessen.

Ich danke Ihnen, erwiederte Raimund, ich muß leider nach dem Speiszettel meines Arztes speisen, dies geschieht auf meinem Zimmer, aber in dem Augenblicke, in welchem ich mein frugales Mahl eingenommen habe, setze ich mich an Ihre Tafel, und freue mich, in dem Kreise so edler Menschen verweilen zu dürfen.

Und ich, erwiederte Krones, bin schon invitirt. — Aber meine Gesellschaft muß ihren Tisch in die Nähe dieser Gesellschaft bringen lassen; dann wollen wir so konversiren, als wenn wir alle eine Versammlung ausmachten.

Krones schloß sich wieder an Antonie. — Sie hoffte, Raimund würde sich dem Vater derselben und Meister Trappel anschließen, aber Raimund eilte zu der Angebeteten. Der Zug wanderte nach dem Wirthshause in Gutenstein.

Von seiner Liebe vermochte Ferdinand mit Antonien nicht zu sprechen; er hätte sie mit jedem Worte in die größte Verlegenheit gesetzt, da Therese sehr ängstlich zuhörte, aber mit Blicken sagte er ihr, was er fühle, und sie verstand ihn.

Man trat in den Speisesaal in Gutenstein.

Therese eilte zu ihrer Gesellschaft, und erzälte jetzt unter Lachen ihre und Raimunds Abenteuer.

Therese machte die Familie Baumacker mit der Familie Trappel und Antoniens Eltern und Geschwistern bekannt, und ruhte nicht eher, bis der Wirth in Gutenstein einen Tisch für sechzehn Personen decken ließ, an welchem alle Platz hatten, die sich so schnell zusammengefunden.

Krones that noch mehr.

Sie ersuchte den Wirth, wenn etwa Herr Lawinger und seine Konkubine im Speisesaale sich einfinden sollten, ihnen die Aufnahme zu verweigern.

„Herr Lawinger bestellte ein Essen auf seinem Zimmer," entgegnete der Wirth. „Es ist daher nicht nöthig, ihm den Eintritt in den Saal zu verweigern."

Man speiste um ein Uhr.

Nie verschlang Raimund seine Malzeit auf seinem Zimmer so schnell, als an diesem Tage.

Um zwölf Uhr setzte ihm Frau Susanna seine Suppe, ein halbes Poulard und Kompot vor. — Um viertel auf ein Uhr war er damit fertig.

Er wollte den Platz neben Antonien erobern.

Es gelang ihm ohne Mühe.

Wollten wir dieses fröhliche Mahl beschreiben, wir müßten, um die humoristischen Einfälle, die unversiegbare Laune Theresens zu schildern, unsere Mittheilungen um ein paar Druckbogen erweitern.

Therese elektrisirte die ganze Gesellschaft durch ihren Witz.

Die übrigen Gäste des Wirths in Gutenstein, welche sich an andern Tischen befanden, und deren Anzahl sehr namhaft war, kamen nicht dazu, sich gegenseitig zu besprechen.

Der Wirth war der Schwager des Hofschauspielers Weber aus Wien.

Weber und eine Kotterie junger, heiterer Leute war mit ihm anwesend.

Die Freunde Webers waren als gute Gesellschafter bekannt. In der Nähe Theresens verstummten sie und hörten nur ihr zu.

Manchmal wurde das Gelächter so allgemein, so unaufhaltsam, daß Messer und Gabel, Löffel und Gläser ganz unbeachtet blieben; man aß und trank nicht, man fand nicht Zeit hiezu, man hörte zu und mußte lachen.

Raimund war glücklich.

Ueber Therese Krones vergaß man ihn und Antonien.

Heimlich sprachen diese mit einander.

Was sie sich gesagt, weiß der Verfasser dieser Erzählung nicht anzugeben; wenn auch nicht Liebe, so gelobten sie sich doch Freundschaft — Freundschaft bis zum Tode.

Die große Tafelrunde, aus sechzehn Personen bestehend, beschloß, sich an den beiden Pfingstfeiertagen nicht zu trennen.

Für den Nachmittag wurde eine Partie nach dem Mariahilfer-Berge verabredet.

Für den andern Tag ein Ausflug nach dem Höllenthale und ein Mittagessen bei dem sogenannten „Höchbauer."

Der zweite Pfingstfeiertag ward ebenso heiter zugebracht.

Raimunds Glück war so groß, daß es auf seine Gesundheit den besten Einfluß übte.

Bei dem „Höchbauer" konnte Raimund nicht auf homöopatische Weise bewirthet werden; er machte sich also einen eigenen Speisezettel, und traf es recht gut.

Erst spät Abends kehrte die Gesellschaft nach Gutenstein zurück.

Als Antonie, welche im letzten Wagen mit ihren Eltern fuhr, im Wirthshause in Gutenstein abstieg, bemerkte sie, — obgleich es schon sehr dunkel geworden, — einen langen magern Mann mit zwei Kerlen, die Flinten auf dem Rücken hatten, im Gespräche.

Der lange, magere Mann machte die Kerle (es waren Wildschützen) auf Raimund aufmerksam.

Werdet Ihr ihn Euch jetzt merken? fragte Lawinger (denn er war es) die Schützen.

Wir kennen ihn ohnehin! antwortete der Eine.

Er geht ja alle Tage auf die Brettermühl hinaus! setzte der Andere hinzu.

Um fünf Uhr Morgens, ergänzte Lawinger. Daß er täglich Morgens, um sechs Uhr, seinen Spaziergang antritt, das habe ich dem Hausknecht des Wirths entlockt. — Seht Ihr Raimund vom weiten kommen, so benehmt Euch so, als wenn Ihr Händel mit einander hättet. Ringt um eine Flinte, und wendet sie so, daß sie losgehen muß, wenn er in Euere Nähe kommt. Nur in die Füsse schießt ihn, mehr verlange ich nicht; gebt ihm eine Ladung Schrott in die Schenkel! — Dafür bezahle ich Euch hier 50 fl. und habt Ihr gut getroffen, so holt Euch im Wirthshause zu Pottenstein noch 50 fl., vielleicht gebe ich Euch noch mehr. —

Toni gerann das Blut zu Eis.

Was Lawinger noch mit den beiden Spitzbuben abkartete, auf welche Weise sie das Handgeld der Hölle, nach der Schandthat, erhalten sollten, vernahm sie nicht, denn sie wankte mehr als sie ging, in ihr Zimmer. Da angekommen, ergriff sie ein Blatt Papier und schrieb den banditenmäßigen Anschlag auf Raimund, unter Thränen nieder.

Was hast Du? fragte die Mutter. —

Ich werde es Ihnen mittheilen, wenn wir von Gu-

tenstein fort sind, erwiederte Toni. Jetzt erheischt es die Vorsicht, daß ich schweige. —

15. Das Attentat.

Die Zeilen, welche Toni schrieb, waren für Raimund bestimmt. Sie enthielten eine Warnung vor Lawinger. Antonie schilderte das Attentat, das gegen ihn verabredet wurde.

Der Vater bemerkte die Heimlichkeiten Tonis mit Raimund. Er wollte dem Verständnisse ein Ende machen, und hatte beschlossen, schon um vier Uhr am andern Morgen aufzubrechen und nach Wien zu fahren.

Es war sonach Gefahr im Verzuge.

Toni konnte Raimund nicht mehr sprechen. Sie suchte deshalb Frau Susanna auf und bat sie, ihren Brief Raimund, aber erst am andern Morgen, wenn er zum Fortgehen bereit sei, zu übergeben.

Sie wollte Raimund keine schlaflose Nacht bereiten.

Am andern Morgen nach den Pfingstfeiertagen, begab sich die Familie Toni's um vier Uhr Morgens, auf den Weg nach Wien.

Als im Wagen, Toni ihren Eltern den frevelhaften Anschlag Lawingers entdeckte, zankte der Vater mit ihr.

Du hättest mir gestern noch die schändliche Absicht des Elenden mittheilen sollen, sagte er. Wie leicht kann ein unglücklicher Zufall, Deine Warnung vereiteln. — Ich kann mich darüber nicht hinaussetzen; wir wollen, da wir auf unserm Heimwege an Trappels Haus vorüber müssen, Trappel von dem sträflichen Vorhaben in Kenntniß setzen. Er kennt die obrigkeitlichen

Personen von Gutenstein. Ehe noch der abscheuliche Versuch gemacht wird, müssen die Leute, die ihn ausführen sollen, sammt ihrem Anstifter verhaftet werden.

Der Vater Toni's war ein Profet.

Die alte Susanna, eingeschüchtert durch die Drohungen Theresens, hatte nicht den Muth, ihrem Herrn den Brief Antoniens zu übergeben, und so verließ Raimund am Morgen um sechs Uhr, nach den Pfingstfeiertagen, sein Zimmer in der doppelten Absicht, Toni noch ein Mal zu sehen, und dann seinen gewöhnlichen Spazierweg nach der Schneidmühle anzutreten.

Toni war bereits abgereist mit ihrer Familie.

Raimund erklärte sich wol die Ursache. Er bemerkte es sehr gut, daß die Eltern und namentlich der Vater, dem Herzensbündniß zwischen seiner Tochter und Raimund entgegen treten werden, aber es schmerzte ihn dennoch; daß er die Geliebte nicht mehr sehen, und sprechen konnte.

In sich versunken und mit Antoniens Bilde beschäftigt, trat er den Weg nach der Mühle an.

Indeß wurde es lebendig im Wirthshause zu Gutenstein.

Herr Baumacker und Familie rüsteten sich ebenfalls zur Reise.

Therese drang darauf, zeitlich nach Wien zu kommen, weil sie am Pfingstdinstage die Hauptrolle in „Herr Josef und Frau Waberl" zu spielen hatte. Therese selbst rief noch dem Kutscher und trieb ihn an, den Wagen bereit zu halten.

Als sie zu dem Ende ein Fenster im Korridor des Gasthauses öffnete und mit lauter Stimme

„Christof, einspannen!"

sprach, kam Frau Susanna aus ihrer Stube und theilte Theresen mit:

Da sehen Sie, wie gewissenhaft ich Ihre Wünsche befolge! — Sie haben mir aufgetragen, Raimunds Neigung zu Fräulein Toni nicht zu begünstigen. Ich befolgte Ihren Auftrag. Diesen Brief von Antonien an ihn, habe ich zurück behalten. Ich liefere denselben Ihnen aus. Nun werden Sie mich doch nicht bei Doktor Lichtenfels anklagen.

Der Brief ist offen; haben Sie ihn nicht gelesen?

Da müßte ich erst lesen gelernt haben! versetzte Susanna.

Therese warf einen Blick in den Brief.

Heiliger Gott! rief sie. Diesen Brief muß Raimund sogleich lesen! Der verfluchte Schurke Lawinger! — Wo ist Raimund?

Wie alle Tage, ist er schon um sechs Uhr ausgegangen.

Wohin? Wohin? fragte Therese mit steigender Angst.

Nach der Schneidmühle, wohin er sich täglich begibt.

Schon lange?

Vor einer Viertelstunde!

Mein Himmel! Wenn es nur nicht schon zu spät ist! Ich muß ihm nach! Ich muß ihn retten!

Was ist denn vorgefallen?

Ich eile; Ihnen sage ich nur, daß Sie die bornirteste Person sind, welche je auf der Welt gelebt hat!

Krones stürzte wie eine Wahnsinnige fort, den Brief in der Hand haltend.

Herr von Baumacker und Sohn sahen Therese über die Stiege eilen. Sie riefen ihr zu; aber sie hörte nicht, und lief wie ein aufgescheuchtes Reh.

Was ist denn geschehen? fragte Vater Baumacker.

Weiß ich's! antwortete Frau Susanna. Die

Mamsell Krones ist ja ganz verrückt! — Als sie ehevorgestern von Wien hier ankam, und Raimund eine Visite machte, zankte sie mich aus und machte mir Vorwürfe, daß ich Raimunds Neigung zu Fräulein Toni begünstigte. Bei seinem Arzte, sagte sie, wolle sie mich verklagen, und meinen Dienst solle es mich kosten! — Nun wollte ich anders handeln; das Verständniß der Liebenden nicht mehr begünstigen, zu welchem Zwecke ich einen Brief Tonis an Raimund nicht übergab, sondern dem Fräulein Krones einhändigte. Dies war auch wieder nicht recht. Sie nannte mich die bornirteste Person von der Welt, geberdete sich wie eine Besessene, endlich lief sie fort, als wenn sie die Tarantel gestochen hätte.

Fräulein Krones las diesen Brief? fragte Vater Baumacker.

Ja. Uiber seinen Inhalt erschrack sie heftig.

Gewiß enthält er etwas Gefahrdrohendes für Raimund.

Wahrscheinlich! erwiederte Susanna, weil Krones ausrief: Diesen Brief muß Raimund sogleich lesen! Dabei sagte sie: Der verfluchte Lawinger!

Indeß schlich Lawinger aus seinem Zimmer, und wollte allein, ohne seine beiden Damen, fort. Er hatte sich einen sogenannten Steirerwagen durch den Hausknecht bestellen lassen, welcher Wagen aber nicht auf die Minute eintraf, worüber Lawinger ganz außer sich gerieth.

Vater, sagte der Sohn heimlich zu Baumacker, gewiß hat dieser Herr, Etwas gegen Raimund im Sinne; Therese erzälte, daß er ihm mit seiner Rache gedroht.

Baumacker betrachtete Lawinger.

Lawinger hielt die Blicke Baumackers nicht aus. — Er rief dem Hausknecht ungestüm.

Lump! schrie er über das Fenster in den Hof, befolgst Du auf solche Weise meine Befehle?

Ich kann nichts dafür, daß sich der Bauer mit dem Wagen verspätet, antwortete der Hausknecht, der Bauer kommt von der Schneidmühle! Ich will ihm entgegen gehen!

Nein, nein! tobte Lawinger. Von der Schneidmühle einen Wagen zu dingen, untersagte ich Dir ausdrücklich!

Bei der Schneidmühle muß Raimund eine Gefahr drohen! sagte Susanna Herrn Baumacker ins Ohr.

Ich will mir das Reitpferd des Wirths ausborgen, lärmte Lawinger. Hausknecht, lasse es mir schnell satteln. Ich folge Dir auf dem Fuße.

Halt! rief Baumacker. Ihr Dringen nach der Abreise kommt mir verdächtig vor. Herr Lawinger, sagte Baumacker, ich lasse Sie nicht fort bis ich über Raimunds Schicksal beruhigt bin. Von jener Mühle droht ihm Gefahr. Sie hatten gestern Streit mit ihm; Sie schwuren ihm Rache! — Sie kommen mir nun nicht von der Stelle!

Lawinger kam außer sich.

Was kümmert mich Raimund! tobte er. Ich habe Geschäfte! Ich lasse deshalb meine Damen zurück, weil ich wiederkommen werde, und dafür, daß Sie mich verdächtigen, werde ich Sie zu finden wissen!

Ich bin bereits zu finden, und damit ich Sie auch wieder finde, behalte ich Sie gleich hier. Hausknecht! rief Baumacker über das Fenster: des Wirths Pferd wird nicht gesattelt! Sollte der bestellte Steirerwagen ankommen, so wird er weggeschickt. Ich verantworte es. —

Was unterstehen Sie sich! fuhr Lawinger auf.

Gegen Sie? — Gegen einen Elenden, wie Sie sind,

kann man sich Alles unterstehen! — Und jetzt machen Sie mir keine Geschichten, oder ich packe Sie wie der Bäckermeister. Ich habe auch ein paar tüchtige Fäuste. Augenblicklich begeben Sie sich auf Ihr Zimmer. Ich werde es absperren und Sie bewachen lassen wie einen Arrestanten.

Folgen Sie meinem Vater und reizen Sie ihn nicht zum Zorne! sagte der junge Baumacker. Er raunt Ihnen sonst ein paar Worte ins Ohr, daß Sie blaß werden sollen wie eine Mauer!

Ja, Ihnen und Ihren Damen, versetzte Vater Baumacker, werde ich eine Geschichte von einem versetzten Schmucke erzälen, die Sie noch ein Mal dahin bringen soll, wo Sie unlängst waren.

Lawinger entfärbte sich.

Meinen Namen werde ich Ihnen ebenfalls mittheilen, dann werden Sie wol begreifen, daß wenn ich gegen Sie auftrete, daß Sie verloren sind.

Lawinger entfernte sich wie vernichtet.

Baumacker sperrte die Thüre hinter Lawinger ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Uiber das Fenster wird er mir nicht entkommen, versicherte Vater Baumacker. Ich biete das ganze Wirthshaus gegen ihn auf. Ich lasse das Hofthor schließen. Komm' mit mir, Eduard, wir wollen dem gewissenlosen Schurken beweisen, daß er gegen uns nicht aufzukommen vermag.

* * *

Raimund nahm, während diese Szenen im Wirthshause vorgingen, seinen Weg, ohne Etwas Böses zu ahnen, zur Mühle.

Dort erblickte er wie ein Gespenst bleich und ängstlich Toni, welche ihm zurief:

Nicht weiter, Ferdinand! Um Gottes willen, nicht weiter!

Raimund wollte in freudiger Uiberraschung auf Toni zu eilen.

Fliehen Sie! rief Antonie, fliehen Sie!

Raimund wich zurück.

Mein Gott! Mein Gott! Haben Sie denn meinen Brief nicht erhalten? fragte Antonie.

Einen Brief? Nein — nein!

Dann fliehen Sie! sogleich fliehen Sie! Ich beschwöre Sie beim allmächtigen Gott! bat Antonie händeringend.

Im Hause des Herrn Trappel sehen wir uns! Fliehen Sie dahin!

Während Raimund noch mit sich kämpfte, ob er umkehren oder ihr folgen sollte, eilte Toni fort von ihm, und gerade an den Ort, an welchem ihm, wie es schien, Gefahr drohte. Er sah ihr nach.

Toni winkte ihm, ihr nicht zu folgen. Plötzlich ertönte ein so starker Schuß, daß das Echo im Walde erbebte.

In diesem Augenblicke stürzte Krones ganz athemlos auf Raimund zu.

Sie war so erschöpft, daß sie nicht sprechen konnte, Sie hielt Raimund den Brief entgegen und sank dann ermattet, auf dem Rasen vor ihm nieder.

Mein Gott! Mein Gott! rief Raimund, was geht denn hier vor?

Er sprang Therese bei.

Lassen Sie mich! sagte sie mit beinahe gebrochener Stimme. Ich werde mich erholen! Lesen Sie diesen Brief von Toni, und retten Sie sich dann ungesäumt! Die Mörder haben schon geschossen! Gott weiß es, wen sie getroffen. Raimund, entfernen Sie sich, man trachtet nach Ihrem Leben!

Raimund las den Brief!

Schändlich! rief er, schändlich! Da aber der Anschlag auf mich entdeckt zu sein scheint, so werde ich ja keine Gefahr mehr besorgen dürfen?

Indeß erhob sich ein fürchterliches Geschrei.

Ein Haufe Holzknechte wälzte sich heran; die Jäger der Herrschaft umgaben den Troß, in dessen Mitte man die beiden Wildschützen gefesselt bemerkte, welche gegen Raimund gedungen waren.

„Es war die höchste Zeit!“ sagte der Verwalter von Gutenstein, der mit dem Bäckermeister Trappel und Antoniens Vater den beiden Arrestanten folgte, daß wir kamen. Noch fünf Minuten, und Raimund hätte sicher den Punkt erreicht, auf welchem er ein Opfer der Banditen geworden wäre. Sie hatten ihn kaum von Ferne bemerkt, so befolgten sie auch schon das angeordnete Manöver. Wenn ihm eine Ladung von den Schrotten, wie diese Wildschützen führen, durch den Leib gegangen wäre, so hätte er sicher ausgelebt.

Steht! befahl der Verwalter den Jägern und den Holzknechten.

Die Truppe stand.

Herr Raimund, sagte der Verwalter, indem er sich ihm näherte, ich muß Ihnen doch die Galgenfisiognomien der Mörder zeigen, die ausgesendet wurden, Sie zu tödten.

Der Verwalter ließ die Wildschützen vor Raimund hintreten.

Wir wollten Herrn Raimund nicht tödten, sagte der Eine; nur ein wenig anschießen, davon stirbt man nicht!

Scheusal! wüthete der Verwalter, hättest Du dies, nach der Instruktion jenes Schurken, der Deinen Banditen-Arm mietete, berechnen können? — Fort mit ihnen! Setzt Jeden in ein anderes Loch unter der Erde. Vielleicht hat man auch den Schurken Lawinger

und seine Kebsweiber bereits aufgegriffen; dieses Gesindel will ich in ganz eigene Käfige sperren! — Vorwärts!

Der Zug bewegte sich mit dem Verwalter nach dem Gerichtshause.

Antoniens Vater und Trappel blieben bei Raimund zurück, welcher sich von seinem Entsetzen noch nicht erholt hatte. Auch Therese lag noch fast bewußtlos auf dem Rasen.

Herr Trappel! sagte Antoniens Vater; die die ganze Expedition hätte vielleicht unglücklich ausfallen können, wenn Ihre Geistesgegenwart, Ihre Unerschrockenheit und Ihre körperliche Stärke nicht schnell der Sache ein Ende gemacht hätte.

Ja, sagte Trappel, ich fand die Maßregeln des Verwalters etwas unsicher. Er wollte, daß die Jäger und Holzknechte auf ein Mal aus dem Walde hervorbrechen sollten. Da hätten wir ein Unglück erleben können; denn solche freche Buschklepper, wie diese sind, lassen sich nicht so leicht ergreifen; sie hätten ganz sicher Feuer gegeben, und Einer oder der Andere der Jäger oder der Holzknechte hätte einen Schuß in das Gesicht, in die Brust oder in den Unterleib erhalten können. Ich schlug ein anderes Manöver vor. Ich allein, sagte ich, werde die Mörder unschädlich machen. Ich sah mich erst nach den beiden Wilddieben um und spähete nach ihnen hinter den Bäumen. In dem Augenblicke, als sie des Herrn Raimund vom weiten ansichtig wurden, thaten sie, als wenn sie mit einander stritten und um den einen, ihrer Stutzen rauften. Diesen Moment benutzte ich, stürzte auf die Schufte los, und mit beiden Fäusten schlug ich links und rechts auf ihre Köpfe. Meine Hiebe fielen so gewaltig aus, daß sie ganz betäubt zu Boden stürzten. Der Stutzen ging freilich los, aber der Schuß traf eine Eiche.

Jetzt fielen die Holzknechte aus dem Gestrüppe hervor, und die Jäger hielten ihnen die Läufe ihrer Gewehre auf die Brust, bis die Spitzbuben gebunden waren. — So war es besser!

Was soll ich sagen! sprach Raimund. Wie soll ich danken! Mein Himmel, rief er, bin ich es denn werth, daß so viele gute Menschen sich mit solcher Liebe um mich annehmen!

Raimund hatte Thränen in den Augen.

Werth sind Sie es allerdings! versetzte Krones, welche sich erholt hatte und schon wieder heiter war.

Herr Trappel, bat sie, reichen Sie mir Ihre starken Hände, daß ich sie küsse.

Warum nicht gar! erwiederte Trappel, mir die Hände küssen! Was fällt Ihnen ein! Ja, wenn ich einen Kuß verdienen könnte, so würde ich noch ein halbes Hundert solcher Kerle niederschlagen.

Die gute Toni! rief Raimund, wenn nur die hier geblieben wäre, ihr müßte ich vor Allen zu Füßen fallen!

Dort steht sie ja! rief Krones. Gewiß hat ihr der Papa verboten, mit auf die Mörderjagd zu gehen, doch die Angst ihres Herzens hat sie nicht ruhen lassen.

Wettermädel! rief ihr Vater. Bist Du uns doch nachgeschlichen! Komm her, Toni, Raimund muß Dir ja danken! Ich selbst gebe meinen Segen dazu, wenn er Dir in der Freude seiner Seele ein Dutzend Küsse gibt!

Toni sprang auf Raimund zu.

Er umarmte sie; er küßte sie.

Mein gütiger Himmel! sagte Raimund, du bist nicht sehr freigebig mit deinen Engeln für diese Welt, mir aber hast du doch einen beschieden, einen guten Engel, einen Schutzengel!

Mich hat man schon oft einen Engel geheißen! sagte Krones, aber wenn ich mich mit Toni vergleiche, so muß ich bekennen, daß die Leute mich zum besten hatten!

16. Die Abreise.

An dem einen Arme Toni, an dem andern Arme Therese führend, begleitet von Trappel und dem Vater der Geliebten, trat Raimund seinen Weg nach dem Gasthause an.

In dem „Thale der guten Leute," wie Raimund, Gutenstein nannte, machte der ruchlose Anschlag einen gewaltigen Eindruck. — Der Transport der Gefangenen durch die herrschaftlichen Jäger und die Holzknechte lockte alle Bauern herbei.

Der Verwalter, der fast gleichzeitig Befehle gegeben hatte, Lawinger und seine Kebsweiber aufzugreifen, war sehr erfreut, von dem Wirthe, der ihm entgegen kam, zu vernehmen, daß der Patron bereits von dem Bürger Baumacker fest genommen, und in seinem Passagierzimmer eingeschlossen sei.

Und die Weiber? fragte der Verwalter.

Die habe ich nicht aus dem Hause gelassen, erwiederte der Wirth. Sie geberdeten sich zwar wie wahnsinnig, aber ich ließ sie dennoch nicht entschlüpfen, obgleich sie mir eine namhafte Summe boten, wenn ich ihnen die Thore öffnen würde.

Da wir am Wirthshaus vorüber müssen, bemerkte der Verwalter, so nehmen wir den Galgenschwengel Lawinger und seine Genossinnen gleich mit.

Man kam bei dem Wirthshause an.

Die vielen Gäste, welche über die beiden Pfingstfeiertage daselbst übernachtet hatten, verzögerten ihre

Abreise, und standen theils vor dem Hause oder an den Fenstern, die Dinge abwartend, die da kommen könnten, oder nach Raimund spähend, dem sie bei seiner Rückkehr ihre Theilnahme bezeigen wollten.

Herr Baumacker und Sohn begrüßten den Verwalter und meldeten ihm, daß sie den Mordanstifter in Gewahrsam gebracht, und nun ausliefern würden. Zu diesem Ende überreichte auch Vater Baumacker nicht nur den Stubenschlüssel, sondern auch einen andern Schlüssel von einem Vorhängschlosse, das er zur bessern Vorsicht am Zimmer Lawingers angelegt hatte.

Es wurden die Schlösser aufgesperrt.

Wenn sich der Schurke kein Leid angethan, sagte Baumacker, so wird er Ihnen, Herr Verwalter, kaum so ühe machen, ihn fortzubringen, denn ich habe ihn Mgeängstigt, daß er gewiß ruhig folgen wird.

Die Thüre wurde geöffnet, aber das Zimmer war leer. Lawinger war verschwunden.

Der Kerl ist entwischt! rief Baumacker ganz außer sich.

Er kann aber weder durch die Fenster, noch durch den Ofen entkommen sein; bemerkte der Verwalter; die Fenster sind gut verschlossen, der Ofen ist unversehrt.

Ein großer Kleiderschrank stand im Zimmer.

Man untersuchte ihn genau.

Man fand Lawinger nicht.

Eine Thüre ging in das anstossende Zimmer; sie war aber von beiden Seiten sehr gut abgesperrt.

Man wanderte durch das ganze Haus; von Zimmer zu Zimmer; man visirte den Dachboden, die Heukammer, das Holzgewölbe, den Keller, die „Schupfen,“ die Wagenremisen, den Stall.

Es war keine Spur von Lawinger aufzufinden.

Frau Loth und Schwester befanden sich im Erd-

geschoße in dem Zimmer des Hausknechts. Dieser bewachte sie wie der Hund im Märchen den Schatz des Zephius; die beiden Metzen heulten, daß ein Stein über ihr Gejammer hätte bersten mögen, allein der vierschrötige Hausknecht hatte kein Erbarmen, er ließ die Konkubinen Lawingers nicht aus den Augen.

Indeß kam Raimund mit allen den Personen, welche sich an ihn angeschlossen hatten. — Darunter befand sich auch der Wirth. Von ihm hätte man erwarten können zu erfahren, auf welche Weise es Lawinger gelungen sein mochte, zu entkommen.

Er wußte es eben so wenig als die Uibrigen.

Man erschöpfte sich in Vermuthungen.

Lawinger entkam am hellen Tage aus einem wolverschlossenen Zimmer, entkam aus einem Hause, dessen Thore versperrt waren. Es blieb Allen ein Räthsel, auf welche Weise dies möglich geworden.

Der Verwalter sendete sogleich Gerichtsdiener, Jäger und Holzknechte nach allen Richtungen aus. Er bestimmte eine Belohnung von 50 fl. demjenigen, welcher den entflohenen Verbrecher aufgreifen würde.

Der ausgesetzte Preis brachte ein Hundert Späher auf die Beine. Mittlerweile wurden die Kebsfrauen Lawingers und die beiden Wildschützen nach dem Amtshause gebracht.

Als Raimund in seinem Zimmer angekommen war, wendete sich Krones an ihn und beschwor ihn nicht länger in Gutenstein zu verweilen.

Der schändliche Lawinger ist frei, sagte sie. Gewiß brütet er auf eine andere Gelegenheit, sich an Ihnen zu rächen. — Reisen Sie mit uns nach Wien. Ihre Gesundheit ist hergestellt; kürzen Sie Ihren Urlaub selbst ab. Nur in Wien sind Sie vor neuen frevelhaften Anschlägen auf Ihr Leben sicher.

Raimund sah dies selbst ein. Zudem wollte er noch zeitlich, die überaus schwierigen Dekorationen und Maschinen zu seinem neuesten Stücke „das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär" anfertigen, das Kostüm zu diesem, mehrere hundert Personen beschäftigenden Stücke, ordnen und die Musik vom Professor Drechsler, nach eigenen Angaben, komponiren lassen. Er nahm also den Vorschlag an, nach Wien zu gehen, welches für ihn um so mehr anziehend erschien, als ihm Tonis Vater sagte:

Reisen Sie mit meiner Frau, mit Toni und Fräulein Krones in einem Wagen; Herr von Baumacker und Familie, ich und meine Töchter folgen in den andern Wagen; in Baden finden wir uns im Gasthofe zum „Adler"; da speisen wir und sind dann gewiß um sechs Uhr in Wien.

Nicht vor zehn Uhr nachts! erwiederte Raimund. Das wird für Fräulein Krones höchst unangenehm werden. Was würden Sie anfangen, Therese, fragte er sie, wenn Sie erst nach dem Theater eintreffen könnten?

Wenn ich nicht um sechs Uhr in des Direktors Wohnung bin, versetzte sie, so spielt Mamsell Gärber meine Rolle. Das habe ich schon so ausgemacht!

Desto besser! meinte Herr Baumacker, dann bleiben wir in Baden über Nacht, und brauchen unsere Pferde nicht zu sehr anzustrengen.

Von Herrn Trappel und seiner Familie wurde herzlich Abschied genommen; dem Herrn Verwalter dankte Raimund noch einmal; auch erhielt derselbe die Versicherung, daß die ganze Gesellschaft auf jedesmaligen Wunsch zu den nöthigen Vernehmungen sich in Gutenstein einfinden werde.

Frau Susanna blieb vor der Hand noch in Gu-

tenstein. Der Wirth machte sich anheischig, sie nach Wien zu bringen, sobald ihn Einkäufe dahin führen würden.

Der Weg über den prachtvollen Berg „Hals," dessen Gipfel eine Aussicht bietet, wie sie in der Schweiz nicht reizender gesehen werden kann, gab den Reisenden Gelegenheit, die Wagen anhalten zu lassen, und eine Strecke zu Fusse zu gehen.

Wir wollen die Pferde schonen, sagte Raimund; sie werden den steilen Weg mit den leeren Wagen leichter zurücklegen; in dieser Sonnenhitze würden die armen Thiere zu sehr leiden.

Als die Gesellschaft auf dem höchsten Punkte des Berges ankam, rief Raimund:

„Ich bitte hier zu verweilen! Hier genießt das Auge einen Anblick, wie vielleicht kein ähnlicher mehr zu finden! — Wenn es einen „Alpenkönig" gäbe, so müßte er hier residiren! Auf diesem Punkte habe ich mir, als ich zuerst hieher kam, den Plan zu einem Stücke geschaffen, welches „der Alpenkönig" betitelt sein wird. — Diese wundervolle Fernsicht auf einen „Wald von Alpenspitzen," soll meinem Stücke zur schönsten Dekoration verhelfen."

Als Raimund wieder einige Schritte vorwärts gegangen war, verweilte er neuerdings, hingerissen von der entzückenden Aussicht, und sagte folgende, höchst merkwürdigen Worte:

„Wenn je ein Leichenzug über diesen B rg sich bewegen sollte, und es läge Einer im Sarge, der im Leben so gedacht und gefühlt wie ich; der von dem Anblicke dieser Zaubergegend so hingerissen worden wäre, wie ich; der müßte, wenn ihm Gott Gnade verleihen würde, den Sargdeckel aufsprengen, sich erheben, das geschlossene Auge öffnen und diese Herrlichkeiten noch ein Mal schauen, dann aber erst wirklich

sterben, dem Allmächtigen dankend, daß er ihm diese Herrlichkeiten, vor seinem Hinsinken in die Grube, noch ein Mal zu erblicken vergönnte!"

(Buchstäblich wahr)

(Am 8. September 1836 bewegte sich der Trauerwagen mit Raimunds Leichnam wirklich über dieselbe Stelle.)

In Pottenstein angekommen, stieg die Gesellschaft ab; sie speiste in demselben Zimmer, in welchem Raimund 10 Jahre später, seinem Leben durch einen Schuß ein Ende zu machen suchte und an den Folgen dieses Schußes starb.

* * *

Als die Wagen durch die Straßen der Stadt Baden rollten, blickte Raimund nach dem Theaterzettel.

Es wurde „der Barometermacher auf der Zauberinsel" zum ersten Mal aufgeführt.

Mein Stück? rief Raimund, das muß ich doch sehen!

Die ganze Gesellschaft drängte sich ins Theater.

Es waren nur noch zwei Logen zu haben.

Herr Baumacker nahm diese Logen bei der Kassa in Empfang und die Freunde Raimunds und er und Krones theilten sich darein.

Baumacker wünschte, daß Krones und Raimund die obersten Plätze einnehmen möchten.

Die Anwesenheit beider Künstler erfreute das Publikum sehr. Als aber die Badner Schauspieler erfuhren, wer sich heute unter ihren Zuschauern befand, da wurden diese Schauspieler außerordentlich befangen, besonders ein Herr Wiesinger, welcher den Barometermacher und eine Mamsell Weigl, welche die Zofe spielte.

Der Direktor Hoch kam zu Raimund in die Loge, sagte ihm viel Artiges, berichtete aber auch, daß die Angst seiner Mitglieder, besonders seiner beiden

ersten, so groß sei, daß sie so zaghaft geworden wie in jener Zeit, in welcher sie zum ersten Male die Bühne betraten.

Da wollen wir die Herren und Damen auf dem Theater besuchen! erwiederte Therese, und wollen sie bitten, uns als gute Kollegen zu betrachten, welche sich nicht beruhigen könnten, wenn sie uns für hämische, feindliche Leute ansehen würden.

Ja, das wollen wir, erwiederte Raimund, und augenblicklich standen Raimund und Krones auf der Badner Bühne.

Was muß ich denn von meinen lieben Kollegen erfahren, redete Raimund die Schauspieler an. Meine Anwesenheit im Theater genirt Sie? — Auch wenn Fräulein Krones nicht hier wäre, geschähe Ihnen eine Gefälligkeit? — Sollen wir denn nicht die Freude haben, den Barometermacher zu sehen? — Ich besonders, der ich ihn noch mein lebelang nicht gesehen habe!

Und ich erst, sagte Krones, welche diese Zofe nächstens spielen wird!

Spielen Sie! Spielen Sie! bat Raimund. Wir sehen mit Freuden zu. Es thut uns unendlich wol, daß wir auch ein Mal ein Publikum vorstellen können.

Und applaudiren werden wir, setzte Krones hinzu, daß das Badner Publikum ein Vergnügen an unserm Vergnügen haben soll.

Die Schauspieler waren ganz glücklich über diese freundliche Ermunterung; ihre Befangenheit verschwand und die Vorstellung begann.

Das Theater war sehr voll, und alle Augen waren auf Raimund und Krones gerichtet.

In der Szene mit Tutu erlaubte sich Herr Wiesinger ein Kompliment an Raimund zu extemporiren.

Tutu war so gefällig, zu sagen:

„Fremdling, warum zitterst Du?

„Vor Dir nicht! extemporirte Wiesinger, Dir „bin ich vielleicht gut genug; aber es ist heute ein „anderer Barometermacher da; wenn Du „diesen zu sehen wünschest, so bin ich ver- „loren!

Das ganze Haus applaudirte.

Krones selbst klatschte in die Hände.

Nun hatte es Herr Wiesinger gewonnen.

Er spielte wirklich recht hübsch und sang sehr gut. Auch Mademoiselle Weigl war lebhaft und heiter. Beide wurden öfter vorgerufen.

Der Aktschluß war matt! sagte Raimund. Weßhalb nimmt denn Wiesinger den kleinen Husaren nicht auf den Arm? das macht sich gerade komisch, wenn der Barometermacher nicht selbst ficht, sondern mit einem kleinen fechtenden Husaren in die Schlacht geht! — Ich muß ihm dies sagen!

Als Raimund gegen den Eingang des Theaters kam, bebte er zurück. Es war eine finstere Nacht und Baden damals schlecht beleuchtet; es brannte auf dem Theaterplatze nur eine Laterne und diese war erbärmlich.

Da kam es Raimund vor, als erblickte er die hagere Gestalt Lawingers. Raimund hatte Geistesgegenwart genug, nichts merken zu lassen. —

Er eilte auf das Theater und verweilte da wol sechs Minuten, dann kam er wieder herab.

Die hagere Gestalt kam näher.

Es war wirklich Lawinger.

Raimund, dem es nie an Muth fehlte, sprang herzhaft auf Lawinger zu.

Bandit! rief er, habe ich Dich ein Mal! Jetzt sollst Du mir nicht mehr entrinnen!

Raimund packte den Elenden mit der Kraft, welche

nur Einem, der um sein Leben ringt, gewährt ist, rasch an beiden Armen, drückte ihn an die Mauer und schrie so laut als möglich:

„Nun sollst Du einen Anschlag auf mein Leben ge„wiß nicht mehr unternehmen können!“

In diesem Augenblicke stürzten auch alle Theater-Arbeiter, Director Hoch an der Spitze, Baumacker und Sohn, dann der Stadtwachtmeister mit seinen Wachen auf den Meuchler los.

Er wurde gebunden und fortgeführt.

Raimund hatte die Zeit auf dem Theater benützt, Hoch von dem in Kenntniß zu setzen, was ihm in Gutenstein bedrohte und was jetzt Lawinger gegen ihn auszuführen im Schilde führen könnte.

Hoch, ein bekannter braver, dabei beherzter Mann, sendete augenblicklich den Theaterdiener nach dem Stadtwachtmeister und seinen Leuten; — Hoch selbst nahm seine Theaterarbeiter zur Hand, und stellte sich mit ihnen auf die Lauer.

Hoch hatte sich nicht geirrt, als er sich gegen Raimund äußerte:

Ich glaube nicht, daß der Bandit eine Pistole bei sich hat, um Ihr Leben damit zu bedrohen. Auf welche Weise hätte er sich diese auf seiner Flucht verschaffen können! Auch würde ein Schuß für ihn verderblicher werden, als für Sie; aber ein Messer wird er bei sich haben, einen Stich wird er Ihnen beizubringen suchen; daher packen Sie ihn nur herzhaft an beiden Armen, umfassen Sie ihn mit aller Kraft, die Sie besitzen, besorgen Sie nichts; ich und meine Leute fallen so schnell als Sie selbst über ihn her.

Die Ergreifung Lawingers gelang vollkommen.

Als Lawinger in das Gefängniß geführt wurde, ließ ihm der Sindikus Kicker von Baden, Eisen anlegen und ihn auf das sorgfältigste bewachen.

Nun wurden Alle, die mit Raimund von Gutenstein nach Baden kamen, im Magistratshause vernommen.

Toni zuerst, dann Krones, Tonis Vater, Baumacker und Sohn u. s. w.

Der Sindikus fragte Raimund:

Besitzen Sie noch den Brief mit der Warnung des Fräuleins Antonie, welchen Brief das Fräulein in Gutenstein an Sie geschrieben?

Ich besitze diesen Brief und werde ihn sogleich produciren.

Raimund öffnete seine Brieftasche und suchte unter den vielen Papieren und Notaten, mit welchen die Schreibtafeln vieler Dichter gewöhnlich versehen sind, ein Papier hervor und legte es auf den Gerichtstisch.

Der Sindikus Kicker las es.

Dies ist kein Brief, dies ist ein Theater-Artikel, welcher Sie in Schutz nimmt und dessen Abdruck ich vor mehreren Monaten in einem Wiener Journal gelesen zu haben, mich erinnere. —

Ich bitte um Entschuldigung, versetzte Raimund; in meiner Hastigkeit irrte ich mich. Hier ist der Brief. —

Der Sindikus durchblickte ihn. Ihr Irrthum ist verzeihlich, bemerkte Kicker; es ist dieselbe Handschrift, welche den Theaterartikel geschrieben.

Raimund erstaunte.

Er verglich die Züge beider Schreiben.

Bei meiner Ehre! rief Raimund, dieselbe Schrift! — Also Sie waren es, Antonie, welche vor fünf Monaten meine Ehre und nun mein Leben beschützte?

Antonie sprach kein Wort und schlug die Augen nieder.

Lohne es Ihnen Gott! sagte Raimund. Nur mit

meinem Leben soll meine Verehrung und Dankbarkeit für Sie enden!

Der Sindikus ließ sich durch diese kleine Episode nicht irre machen und diktirte die Aussagen aller Zeugen seinem Aktuar.

Erst nach zwei Uhr Nachts wurden die Protokolle geschlossen; mittlerweile hatte Direktor Hoch, im Gasthofe „zum Adler“ die Zimmer bestellen lassen.

Am andern Morgen, um sieben Uhr fuhr die Gesellschaft nach Wien ab.

Um halb eilf Uhr vormittags traf sie in Wien ein.

Was mit Lawinger geschehen, auf welche Art es ihm gelang, aus dem Wirthshause in Gutenstein zu entkommen; was seine Genossen für ein Schicksal hatten, erzälen wir in einem der nächsten Capitel.

17. „Das Mädchen aus der Feenwelt.“

Wir überspringen abermals einen Zeitraum von fünf Monaten und beginnen mit dem 10. November 1825, als mit dem Tage, an welchem Raimunds „Feenmädchen“ zum ersten Male gegeben wurde.

Seine Krankheit und die Fata, welche sich daran geknüpft, verzögerten die erste Darstellung um ein ganzes Jahr.

In seiner, vom ihm selbst geschriebenen Biografie (Theaterzeitung, Jahrgang 1836) sagt er über dieses Stück Folgendes:

Als der „Diamant des Geisterkönigs“ so glücklichen Erfolg hatte, wurde ich schon kühner und erfand mir selbst einen Stoff. Es war der zum „Feenmädchen“ oder „Der Bauer als Millionär,“ in welchem sich viele läppische Kleinigkeiten befinden,

welche ich aber nur angebracht habe, weil ich fürchtete, das Publikum möchte meinen Stoff zu ernsthaft finden."

Toni war die erste Person, welcher Raimund dieses Stück vorzulesen wünschte.

Sie besitzen umfassende Bühnenkenntnisse, sagte Raimund. Sie haben mir dies bewiesen. Wer vom Theater so viel weiß wie Sie, so gut schreibt wie Sie, kann mir auch sagen, was an meinem Stücke gut oder schlecht ist.

Ich Bühnenkenntnisse? fragte Toni. Ich ein einfach erzogenes, bürgerlich gebildetes Mädchen?

O sprechen Sie nicht von Ihrer einfachen Erziehung, erwiederte Raimund. Ich weiß zu gut, woher sie Ihre literarische Bildung haben. Seit jener Zeit, in welcher ich Sie zum ersten Male sah, verlegten Sie sich auf das Studium aller guten Schriften über die Schauspielkunst, studierten die Werke der Dramaturgen, der berühmten Kunstrichter; von Lessing bis auf Tieck lasen Sie Alles, was die besten kritischen Schriftsteller schrieben; Sie lasen die Theatergeschichte aller Nationen; es gibt kein gutes Journal, das sich nicht auf Ihrem Schreibtische befände. — Ihre Schwestern erstaunen über den Eifer, mit welchen Sie Ihre Studien betreiben. — Sie sind nicht nur im Stande ein gründliches, Sie vermögen auch ein geistvolles Urtheil zu fällen. Daher gestatten Sie, daß ich Ihnen mein „Feenmädchen" vorlese.

Ihre Meinung von meinen unbedeutenden Kenntnissen, bringt mich in die größte Verlegenheit, erwiederte Toni. Meine Schwestern haben mir einen höchst unangenehmen Dienst erwiesen, daß Sie über die Lektüre, welcher ich mich widmete, ein Wort verloren. Meine Schwestern lesen Shakespeare, Schiller, Goethe u. s. w. so emsig wie ich; warum sprechen meine Schwestern nur von mir?

Ihre Schwestern behaupten, daß sie Shakespeare und andere Klassiker nur halb verstehen würden, wenn sie von Ihnen nicht den vollständigsten Kommentar erhielten. Bestreiten Sie daher nicht länger die Ansichten Ihrer liebenswürdigen Schwestern und meine Meinung über Ihr ästhetisches Urtheil, und gestatten Sie, daß ich mein Stück Ihnen vorlese.

Lesen Sie es, bat Antonie; wenn ich aber ein Urtheil darüber fällen soll, so kann dieses nur von meinem Gefühle, nicht von meinem Geiste, der hiezu nicht fähig ist, ausgehen.

Raimund las nun den ersten Akt seines Stükkes vor.

Antonie unterbrach ihn nicht, weder mit einem Worte des Lobes, noch des Tadels.

Als Raimund mit seiner Vorlesung zu Ende war, sah er Antonie fragend an.

Als sie kein Urtheil aussprach, sagte Raimund:

Soll ich fortfahren? Wollen Sie erst das ganze Stück vernehmen, ehe Sie Ihre Meinung darüber äußern?

Heute lesen Sie mir nichts mehr vor, bat Antonie. „Der erste Akt erdrückt mich! ich ersuche Sie, mich erst sammeln zu lassen!"

Raimund wußte nicht, wie er sich diesen Ausspruch deuten sollte. Er war so befangen, daß er auf keine nähere Erklärung drang, sondern sein Manuskript zusammenrollte und mit den Worten von Antonien schied: also ein ander Mal, ein ander Mal erlauben Sie mir, Ihnen den zweiten Akt vorzulesen.

Mit diesen Worten verließ er Antonien.

Raimund konnte sich nicht beruhigen.

„Der erste Akt erdrückt sie!" sprach er für sich. — Ist mein erster Akt unklar, oder zu reich an Handlung und Ideen! Ich verstehe sie nicht.

Raimund kam ganz verstimmt auf die Probe.

Wol erging es auch den Schauspielern beinahe so wie Antonien; auch sie erdrückte dieses Zauberspiel.

Korntheuer meinte:

„Das sind ja sechs Zauberspiele in Einem!"

Die Proben zeigten das Schwierigste, was je einer Schaubühne aufgebürdet wurde; die renommirteste Oper, das größte Ballet, das komplizirteste Spektakelstück boten keine solchen Schwierigkeiten wie dieses Zauberspiel; die Schauspieler, die Choristen, der Kompositeur, das Orchester, der Dekorateur, der Maschinist, der Theatermeister, die Arbeiter auf dem Theater, Alles wurde gejagt wie die verschiedensten Truppen in einer Schlacht; Raimund kommandirte wie ein General; aber ein General hätte noch leichtes Spiel gegen ihn; denn ein General führte wolexerzirte Truppen ins Gefecht, Raimund aber mußte jeden Statisten erst abrichten und jedem einzelnen Handlanger hinter den Kulissen, erst einprägen, was er zu beobachten habe.

Und der arme Requisiteur, welcher die hundert und hundert kleinen Behelfe, die verschiedenen Geräthschaften, die zahllosen Nebendinge zu besorgen hatte, der arme Requisiteur, was mußte dieser ausstehen!

Er war ein Böhme, welcher schlecht deutsch sprach, und tausend deutsche Worte nicht verstand.

Requisiteur! rief Raimund, notiren Sie sich den „Dolch" für den Zauberer „Pistorius," den „Gürtel" für „Ajaxerle," die „Blumen" für die „Jugend," den „Stab" für das „hohe Alter," die neun „goldenen Kegel" bei der Zauberbahn u. s. w.

Mein Gott! mein Gott! rief der Böhme, sagen se mär nur drei Utensili auf böhmisch, was haſt (heißt) me „Gürtel," was haſt me „Stab," was haſt me

„Ajaxerle!“ Weiß ich ja gar nicht, wie sulchene Sachen ausschauen!

Wie viele tausend „Esel!“ Raimund auf diesen armen Mann niederregnen ließ, läßt sich nicht angeben.

Wo ist der Direktor? fragte Raimund im höchsten Zornesausbruche.

Hier! antwortete Sartory aus einer finstern Loge, in welche er sich bei Raimundschen Stücken immer flüchtete, um seinem Unwillen nicht zu verfallen.

Wie können Sie einen solchen „Heuochsen“ als Requisiteur anstellen? fragte Raimund den Direktor, der da glaubt, der Zauberer Ajaxerle sei ein Requisit!

Dieser Mann ist schon zehn Jahre Requisiteur, erwiederte Sartory, und hat noch immer genügt.

Ja, Ihnen mag er genügt haben, aber mir genügt er nicht! Doch ich werde mir schon helfen! — Sie werden für die Requisiten sorgen, Sie, Herr Direktor, Sie haben ohnehin nichts zu thun!

So ging es bei der ersten Probe her. Es fanden aber mehr als ein Dutzend Proben statt.

Als das Stück aus der Zensur kam, waren nur fünf Worte gestrichen. Dies machte einen freudigen Eindruck auf die Mieglieder der Administration des Theaters, und sie gratulirten hiezu dem Dichter.

Dennoch gaben diese fünf Worte Veranlassung, Raimunds Empfindlichkeit neuerdings zu zeigen.

Am Tage der Vorstellung begegnete Castelli dem Theatersekretär Bäuerle.

Hast Du nicht erfahren können, fragte Castelli den Theatersekretär, ob unserm Raimund in seinem „Feenmädchen“ von der Zensur viel gestrichen wurde?

Fünf Worte, antwortete Bäuerle, nichts weiter!

Mittags speisten Castelli und Raimund bei einem ihrer Freunde.

Mit großer Befriedigung habe ich erfahren, sagte Castelli zu Raimund, daß Dir nur fünf Worte gestrichen wurden.

Davon weißt Du? erwiederte Raimund höchst verwundert. Wer hat Dir dies gesagt?

Bäuerle, erwiederte Castelli.

Raimund war wie vernichtet.

Abends bei der Vorstellung stand Bäuerle auf dem Theater hinter einer der ersten Koulissen.

Nach den beiden Szenen der „Jugend" und des „hohen Alters" war der Beifall so enthusiastisch, daß Raimund drei Mal gerufen wurde.

Er ging in derselben Kouliſſe ab, hinter welcher Bäuerle stand.

Ich wünsche Dir vom Herzen Glück, sagte dieser. In einer solchen Begeisterung habe ich das Publikum noch nicht gesehen!

Gehorsamer Diener! versetzte Raimund und warf grimmige Blicke auf Bäuerle.

Wenn das Publikum schon jetzt in solchen Applaus ausbricht, fuhr Bäuerle fort, was wird es erst nach den Szenen des Aschenmannes anfangen!

Gehorsamer Diener! wiederholte Raimund noch grimmiger.

Was hast Du?

Nichts! Nichts!

So sprich doch!

Wenn Du es durchaus wissen willst, so sag' ich es Dir. Es hat mich nämlich sehr geschmerzt, daß Du Castelli die fünf gestrichenen Worte der Zensur mittheiltest.

Die gestrichenen fünf Worte?

Ja! — So Etwas schadet einem Stücke außerordentlich! Castelli kann dies weiter erzälen; er spricht zwar nur von fünf Worten, der Zweite, der es wieder

erzält, behauptet es wären zehn Worte gewesen, der Dritte spricht von zwanzig; — bis es der Hundertste weiter verbreitet, sind es schon zwanzig Seiten, die mir gestrichen wurden, und am Ende glaubt das Publikum, mein Stück habe gar keinen Sinn, weil die Zensur Alles herausgestrichen!

Aber das Publikum sieht ja Dein Stück, und daß es den tiefen Sinn desselben auffaßt, bemerkst Du ja heute!

Nun heute, heute, hast Du wol Recht, aber wenn ich wieder ein Stück schreibe, so bitte ich Dich: theile es nur keinem Menschen mit, wenn mir die Zensur auch nur eine Silbe streichen sollte!

Nach dem „Aschenliede," in welchem die fünf Worte, welche gestrichen wurden, vorkamen, und welches Lied wie bekannt, eine Sensation erregte, wie nicht bald ein Volkslied, kam Raimund wieder auf Bäuerle zu.

Jetzt kannst Du mir Deine Freundschaft beweisen, sagte er. Hast Du bemerkt, was mir geschehen ist?

O ja!

Ich habe „die unglückseligen fünf Worte" gesungen, die mir gestrichen wurden und habe die dafür hingesetzten, weggelassen. Ich hatte meine fünf Worte so im Kopfe, sie rutschten mir heraus, ich weiß nicht wie, ich kann nichts dafür! — Der Polizeidirektor wird nun augenblicklich aufs Theater kommen und mich zurechtweisen.

Raimund sah sich um.

Ach mein Himmel! da ist er schon!

Ich bitte Dich, bat er Bäuerle, entschuldige mich! — Ich muß wieder auf's Theater.

Der Polizeidirektor wendete sich an Bäuerle mit den Worten:

Das Publikum ist ganz bezaubert! Dieses Stück

wird hundert Vorstellungen erleben! Was sagt Raimund hiezu? Ist er recht vergnügt?

Der Beifall, den er heute erntet, macht ihn ganz betäubt! — Erst in einigen Tagen, wenn er sich wieder gesammelt hat, wird er über die Eindrücke sprechen können, die er empfangen.

Das Aschenlied! Das Aschenlied ist herrlich! Raimund hat zwar die Worte gesungen, die ich ihm gestrichen, aber —

Er bedauert unendlich, erwiederte Bäuerle, aber er hatte sich diese Worte so eingeprägt, daß sie ihm, hingerissen von der Musik, aus dem Munde schlüpften, er weiß selbst nicht, wie es geschah.

Er soll sie nur immerhin singen, versetzte der Polizeidirektor und lachte. Sagen Sie ihm dies. Ich legte diesen Worten einen ganz andern Sinn unter als sie haben; durch den Vortrag bemerkte ich erst, wie sie gemeint sind.

Der Polizeidirektor verließ die Bühne.

Als der Vorhang fiel, schlug es ein Viertel auf eilf Uhr auf dem nahen Johannisthurme, aber es schlug auch drei Viertel auf eilf Uhr und das Publikum war noch immer im Theater. Es ließ den Schlußchor einige Male wiederholen und rief am Ende Raimund und alle Hauptpersonen gewiß ein Duzzend Mal hervor.

Nun konnte sich Bäuerle erst des Auftrages des Polizeidirektors entledigen.

Die Zensur, sagte er, hat Dir nun gar nichts gestrichen. Dies werde ich doch Castelli mittheilen dürfen?

Ich bitte Dich, es zu thun! Theile es aller Welt mit! — Meine Freude ist grenzenlos! „Ich bin der „einzige Dichter in Wien, welchem die Zen-

„sur nichts ausstreicht! Meine Stücke könnte „man ohne Zensur geben."

Man hätte glauben sollen, daß Raimund am andern Tage, nach der Vorlesung des ersten Aktes seines Stückes wieder zu Antonie geeilt und ihr auch den zweiten Akt vorgelesen haben würde, aber dies that er nicht! Er ließ sich entschuldigen. Erst nach der Aufführung, zu welcher er ihr eine Loge gesendet, begab er sich zu Antonie.

Nun, sagte er, Fräulein Antonie, wie äußern Sie sich jetzt? Erdrückt Sie noch immer mein erster Akt?

Sie haben ein gigantisches Stück geschrieben, versetzte Antonie. Ich muß es öfter sehen. Heute kann ich Ihnen nur meine Bewunderung „für die gelungenen Einzelnheiten" darbringen. Vieles blieb mir nicht im Gedächtnisse, manches überhörte ich. Bringen Sie mir Ihr Stück, damit ich es mit Muße lesen könne, dann will ich es wieder sehen und mein Erstaunen über Ihre riesige Fantasie auszusprechen suchen!

18. Nach der Aufführung des „Feenmädchens.

Nach dem Theater fand im Saale zum „Erzherzog Karl," auf Veranlassung des Doktor Manquet, ein großes Souper statt, zu welchem die ersten Mitglieder der Leopoldstädter Bühne geladen wurden.

Raimunds Freunde benützten dieses „Festessen" ihn mit einer „Gedächtnißmünze," welche sie während seiner Krankheit hatten prägen lassen, zu überraschen.

Raimund nahm diesen Beweis freundschaftlichen

Wolwollens dankbar an, allein die Medaille erfreute ihn nicht, sie war mesquin und die Art der Uibersendung war so ordinär, daß sie Raimund mehr anwiderte als auszeichnete.

Zu diesem Souper drängte sich eine große Anzahl von Personen, welche dem Theater nicht angehörten.

Manquet hätte den großen Saal im Redoutengebäude miethen können, um alle die Theatergönner unterzubringen, die sich meldeten.

Er mußte eine Auswahl treffen.

Unter den Freunden fielen ein polnischer Graf auf, welcher für die Auszeichnung neben Therese Krones sitzen zu dürfen, fünfzig Bouteillen Champagner übersendete, und ein Gelehrter aus Breslau, der bekannte Dr. Grattenauer, der für den Sitz an Raimunds Seite ein Hundert Dutzend Austern (im November an einem lauen Herbstabende) bot, welche aber nicht angenommen wurden.

Raimund fand sich sehr geschmeichelt, daß der berühmte Kunstrichter einen förmlichen Preis darauf setzte, neben ihm zu sitzen, aber im Verlaufe des Abends schien Raimund mit dem Breslauer Lessing nicht allzusehr zu harmoniren, und als ihn Gräfin Vitzay invitirte, an ihrer Seite Platz zu nehmen, folgte er der Einladung.

Grattenauers Benehmen war abstoßend, sein Ton schneidend und scharf. Emil Devrient hat ihn als Prototipus eines arroganten, norddeutschen Gelehrten in dem Schwank „die Leibrente" auf das Theater gebracht und dadurch lächerlich gemacht.

Wer Emil Devrient in dieser Bluette sah, wird durch die gelungene Kopie Grattenauers sich das widerliche Organ dieses giftigen Rezensenten vorstellen können.

Als Raimund in den berühmten Kunstrichter

drang, ihm ein freimüthiges Urtheil über sein „Feenmädchen" zu sagen, versetzte dieser:

Die Szene, in welcher die „Jugend" von dem Bauer als Millionär Abschied nimmt, und jene, in welcher das „hohe Alter" ihn begrüßt, dann die Szene des „Aschenmannes" sind so genial, daß Ihr Stück schlecht sein könnte und ich würde es gut nennen. — Indeß nehme ich Ihnen doch Manches übel. — Sie haben Mythologie, Feerie, Allegorie und den christlichen Mythos äußerst bunt unter einander gewürfelt. — Dadurch schufen Sie ein Unding, brachten sich um die poetische Einheit und Klarheit, und dies beklage ich.

Ich wähnte, erwiederte Raimund, daß in einem Zauberspiele Alles erlaubt sei.

Inkongruenzen und Inkonsequenzen können nur einer Farce verziehen werden, einem poetischen Gebilde, welches doch Ihr Stück sein soll, nie.

Raimund fiel aus seinem Himmel; er war aber klug genug, nichts zu erwiedern.

Grattenauer besprach nun den Plan des Raimundschen Stückes. — Er ist nicht verständig und nicht verständlich, sagte er. Ihr „Bauer als Millionär" kommt mir vor wie ein Reisender, welcher nicht genug für seine Ausflüge in den Reisekoffer stecken kann, um sich nur ja recht zu belasten. Ihr „Bauer" führt einen ganzen Trödelmarkt bei sich. Welch ein Wust von Häßlichem und Schönem, von Abgeschmackten und Erhabenem, von Flachem und Tiefgedachten. — Dann der Ballast von schwäbischen, kroatischen, türkischen Zauberern, mit einer Fee aus Karlsbad! Endlich die bequemen Allegorien, den Haß als Haß, den Neid als Neid, die Zufriedenheit als Zufriedenheit hinzustellen. Aufrichtig gesagt, Herr Raimund, gegen Ihren „Diamant

des Geisterkönigs" haben Sie einen Rückschritt gemacht.

Raimund war ganz perplex.

Zum Glücke brachte Manquet einen Toast auf Raimund aus, in welchen die ganze Gesellschaft einstimmte und Raimund Veranlassung bot, mit seinem Champagner-Glase in der Hand, sich zu erheben und zum ersten Male in seinem Leben vor einer Dame anstoßend zu erscheinen.

Gräfin Vitzay reichte ihm nämlich ihr Glas entgegen und Raimund stieß mit seinem Glase an. Hierauf ließ die Gräfin den gefeierten Dichter nicht mehr aus ihrer Nähe und befreite ihn sonach von der Gesellschaft des alten, grämlichen Aristarchen aus Breslau.

Zunächst Raimund galten die Lebehochs der Krones.

Auch Raimund brachte Trinksprüche aus, und zwar auf das Wol der beiden Darstellerinnen der „Zufriedenheit" und der „Jugend."

„Der ewigen Jugend, sprach er und der ewigen „Zufriedenheit soll dieses Glas gelten; leben diese „Beiden ewig, dann wird jeder Mensch schon seinen „Himmel hienieden finden!"

Dieser Toast wurde mit Akklamation aufgenommen.

Raimund liebte es bei solchen Toasts die Runde an der Tafel zu machen.

Seine Tour führte ihn auch zu Theresen.

Lieber Raimund, redete Krones ihn an, den Liebesantrag, welchen ich Ihnen in Gutenstein ans Herz legte, nehme ich zurück. Ich bitte mir meine vollkommene Freiheit aus, denn der Herr Graf, den ich Ihnen hier vorzustellen die Ehre habe, überhäuft mich mit so zärtlichen Erklärungen, daß ich meine Herzen-

kammern vollkommen frei haben muß, im Falle ich ihn bei mir einziehen lassen würde!

Ich betrachtete Ihre Worte von jeher als Scherze, versetzte Raimund, und kann mich, da ich jetzt erfahre, daß Ihre Neigung zu mir nur Scherz gewesen, nicht grämen; ich wünsche aber, daß auch Sie sich nie grämen mögen! Therese Krones und Gram passen nicht zusammen.

Der sogenannte Graf, den Therese, Raimund vorstellte, war Severin von Jarosinsky.

Das Souper dauerte bis drei Uhr Morgens.

Die Gesellschaft trennte sich und fuhr nach Hause.

Raimund schlief wenig. — Grattenauers freimüthiges Urtheil raubte ihm den Schlaf.

Aber dieses „Feenmädchen" sollte ihm noch manche schlaflose Nacht kosten.

Da selbst viele seiner ehrlichsten und klügsten Freunde mit Raimund in vertrauter Unterredung beklagten, daß der Plan des „Feenmädchens" verworren, und daß ihn kein Wiener Journal faßlich und deutlich erzält habe, fand sich Raimund gedrungen, den Plan seines Stückes in der „Wiener Theaterzeitung" selbst, und zwar mit seiner Namensunterschrift umständlich mitzutheilen. Die Sache wurde hiedurch nicht besser. Der Plan des „Feenmädchens" blieb immer unklar.

Dessen ungeachtet gefiel das Stück fort und fort. — Der Zudrang des Publikums war so ungeheuer, daß die beiden andern Vorstadttheater, sie mochten darstellen, was sie wollten, kaum auf einigen Antheil rechnen konnten.

Jetzt erst zeigten sich die Uiberschätzungen Raimunds von der burleskesten Seite.

Wer im Dezember 1825 an manchen öffentlichen Orten widersprochen hätte, daß

Raimund der neue Shakespeare sei,
würde von Glück haben sprechen können, wenn er aus den meisten Kaffeehäusern mit geraden Gliedern hätte herauskommen können.

In Jünglings Kaffeehaus ereignete sich Folgendes:

Eine Gesellschaft junger Leute hatte sich am heiligen Dreikönigstage 1826 hier eingefunden.

Jeder, der zufällig in die Abtheilung trat, in welcher Raimunds Apologisten versammelt waren, wurde mit wilder Hastigkeit gefragt:

Welche Meinung haben Sie?

Halten Sie Raimund für den zweiten Shakespeare oder nicht?

Man kannte diese Herren.

Um den Unsinn, den sie schwatzten, ungestört anhören zu können, einen Unsinn, welcher häufig Stoff zu großem Gelächter gab, antwortete Jeder der Leopoldstädter Bürger, welcher in diesen Zirkel trat:

Der zweite Shakespeare ist Raimund! wer könnte es denn sonst sein als er!

Nehmen Sie Platz in unserm Zimmer, hieß es dann. Trinken Sie Ihren Kaffee bei uns! Sie sind unser Mann!

Da betrat an jenem 6. Jänner 1826 auch der Richter der Vorstadt Leopoldstadt, Herr Rott, diese Stube.

Herr Rott (schon ein Mal war in diesem Roman von ihm die Rede), war ein einfacher Mann, seines Zeichens ein Seilermeister, aber ein sehr braver Mann, welcher Raimund wahrhaft achtete, und nichts über ihn kommen ließ. — Dabei hatte Herr Rott, eingedenk seiner Würde als Gemeinde-Vorstand, keinen geringen Dünkel. Er hielt sich für unantastbar bei seinen Aussprüchen.

Als Herr Rott von den jungen Leuten gefragt wurde, „ob Raimund der zweite Shakespeare sei?“ glaubte er, der noch nie den Namen Shakespeare hatte nennen hören, diese Benennung sei eine Beleidigung für seinen Freund Raimund.

Was ist das für eine Dummheit? fragte der Richter barsch. Der Raimund ist der Raimund, mit dem kann er zufrieden sein, und als dieser ist er der Erste! Punktum! Wer ihn noch ein Mal den zweiten Shakespeare nennt, der ist ein Esel! das sag' ich als Richter. Aus ist es!

Die jungen Leute kamen nun völlig außer sich.

Es wagte nicht nur Jemand, einer anderen Meinung zu sein, als der ihrigen, es unterfing sich auch dieser Jemand, die jungen Enthusiasten „Esel“ zu nennen.

Hinaus! riefen die Jünglinge. Hinaus mit dem Kerl!

Kerl? kreischte der Gemeindevorstand. Ich als Richter der Leopoldstadt ein Kerl? — Nun wartet, Ihr Lotter-Buben! — Und mit dem, mit einem goldenen Knopf gezierten, spanischen Rohr, versetzte er den Raimund-Shakespeareanern schnell ein paar Hiebe über die hohlen Schädel, daß es so dumpf klang, als wären ein paar Kürbisse getroffen worden.

Die jungen Leute fielen augenblicklich über den alten Herrn her.

Der Richter ist in Gefahr! schrie ein Bürger seinen Freunden zu, welche im Nebenzimmer saßen.

Eder, ein Fleckſieder, Meyerhahn, ein Schmiedmeister, Lassingleithner, ein Schiffmeister, Auer, ein Maschinentischler drangen herein. Ihnen schlossen sich noch fünf sechs handfeste Kämpen, darunter Oekonom und der Schauspieler Abweser an.

Oekonom rief dem Marqueur zu:

Mach' die Doppelthüre auf!

Und ehe man noch Drei zählen konnte, lagen die Shakespeareaner im Schnee vor dem Jünglingschen Kaffeehause.

Jüngling verlor 21 Gäste an einem Tage. Sie kamen nicht wieder.

Sie besuchten von nun an Schmierers Kaffeehaus am Petersplatz, in welchem sich ohnehin die Essenz der Raimund-Vergötterer befand.

Raimund selbst wagte sich nie in das Kaffeehaus am Peter. Er fürchtete die übertriebene Zuneigung seiner Freunde, und oft sagte er: Das sind die Bären in der Fabel. Ein solcher Bär schleudert Steine nach den Fliegen, die seinen Freund quälen, und wirft ihm dabei Löcher in den Kopf!

* * *

Es wurde vor dreißig Jahren in Wien an öffentlichen Orten, über nichts anderes gesprochen, als über das Theater.

Die Leopoldstädter Bühne stand in der vordersten Reihe des Tagsgespräches, und Raimund à la Tête.

Die Liebe zu Raimund war so ungeheuer, ja bei Vielen, besonders in einigen Vorstädten, so übertrieben, — daß sie völlig fabelhaft erschien.

Oekonom, welchen die Leser schon in dem Romane „Therese Krones," als einen eben so lustigen als schalkhaften Patron kennen lernten, trat eines Tages in das sogenannte „wällsche Bierhaus," vis à vis vom Leopoldstädter Theater.

Dort saßen die Raimundianer zehn Mann hoch, und sprachen von sonst nichts, als von Raimund.

Ja, der Raimund! sagte Oekonom, das ist ein Genie! Der könnte jetzt sein Glück machen! Aber er will nicht.

Soll er von hier fort? fragte der Wachsbossirer aus dem Prater.

Minister soll er werden! erwiederte Oekonom; das Auswärtige soll er übernehmen! Auf Metternichs Platz kann er jede Stunde kommen!

Aber er bleibt bei uns, in der Leopoldstadt?

Er bleibt dem Theater getreu! versetzte Oekonom mit Wehmuth. Ach, was könnte dieser Mann leisten!

Wahr ist's! erwiederte der Dürrkräutler. Aber weniger Verantwortung hat er jetzt!

Es lebe der Raimund! riefen Alle.

Wenn man nur sein Finanzprojekt ausführen möchte! fuhr Oekonom fort.

Hat er ein Finanzprojekt? fragte der Schneidermeister.

Und was für Eins! — Er will ein Steuer-Theater errichten. — Jeder, der eine Steuer bezahlt, bekommt ein Freibillet! Raimund will das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden!

Und dies setzt er nicht durch?

Man weiß noch nichts Gewisses, erwiederte Oekonom. Raimund selbst würde aus eigenen Mitteln das Steuer-Theater erbauen.

Hat er so viel Geld? fragte der Tabakkrämer.

Ich will's glauben! gab Oekonom zurück. So oft Raimund eine Einnahme erhält, trägt er sie zu „Geymüller" aufs Komptoir. 200,000 fl. hat er schon beisammen!

Das ist ein Kreuzkopf! sagte der Stärkmacher.

Er lebe! jubelten alle Gäste des wällischen Bierhauses.

Und der Herr von Oekonom ebenfalls! hieß es, der uns von unserm lieben Raimund gar so viel Schönes erzält!

Gehen wir hinüber ins Theater! forderte der Peit-

schenmacher die „wällischen" Gäste auf, und rufen wir Raimund heraus, weil er das Widerwärtige-Auswärtige nicht übernehmen will!

19. Kriminal-Geschichten.

Als Raimund sich überzeugte, daß Krones mit dem sogenannten Grafen Jarosinski zu einem innigen Liebesverhältnisse sich verband, verbarg er seinen Unwillen darüber nicht.

Dieser sogenannte Graf erregte häufig Störungen im Theater.

Er trat bei den übervollen Häusern, welche das „Feenmädchen" unausgesetzt fand, in das Parterre erst im zweiten Akte, kaum vor der Szene, welche Therese als Jugend erscheinen ließ, drang mit Brutalität durch die dichten Massen, sprach laut, lachte unverschämt, selbst bei Szenen, welche hiezu keinen Anlaß gaben, schrie auf eine dummdreiste Weise der Krones mitten in ihrem Vortrage des Liedes „Brüderlein fein," „Brava!" zu; applaudirte so derb und toll, daß das Publikum über seine Unziemlichkeiten zischte, verließ nach der Szene der Krones seinen Sperrsitz eben so geräuschvoll und ungeschliffen, brachte, während die Vorstellung des zweiten Aktes noch stattfand, die ärgerlichste Störung hervor, fing fast mit jedem, der sich sein ungestümes Drängen nicht gefallen ließ, Händel an, und riß oft so undelikate Witze, wenn er an Damen vorüber ging, daß er sich stets die derbsten Zurechtweisungen gefallen lassen mußte.

Raimund war darüber entrüstet.

Er beschwerte sich über diesen „stockhaarigen

Grafen," wie er Jarosinsky nannte, bei Theresen.

Untersagen Sie ihm doch sein brüsques Benehmen, bat Raimund. Das Publikum ist empört über ihn; und täglich wiederholt er sein ärgerliches Eindrängen und wieder Hinauseilen während der Vorstellung. Wenn er nur nach dem ersten Akte erst kommen und nach dem zweiten Akte wieder weggehen möchte, so wäre alles gut, aber bei so ungeheuer vollen Theatern wird das impertinente Durcharbeiten eines doch für anständig gelten wollenden Mannes, äußerst lästig. Warum nimmt sich denn der Herr Graf keine Loge? Er soll ja reich sein, wie man wissen will.

Er bekommt keine Loge, erwiederte Krones; die Logen sind ja, wie bekannt, stets für zwanzig, dreißig Vorstellungen genommen. Gewiß ist es nicht Geiz oder Schmutz von ihm, da er täglich den Sperrsitz Nr. 7 mit 5 fl. bezahlt. Graf Jarosinski ist die beste Kundschaft des Kassiers.

Numero Sieben ambitionirt der Graf? bemerkte Raimund. Eine verfluchte Nummer! Abergläubische Leute nennen die Sieben die Galgennummer! In Gottes Namen! Es gibt verschiedene Passionen. Sagen Sie ihm doch, die Sieben bleibt ihm ja nicht aus, wenn er auch noch so spät kommt!

Der Graf hat die Marotte, fuhr Therese fort, immer auffallen zu wollen. Neulich erzälte er mir, daß er in Warschau beinahe ein Duell gehabt hätte, weil er im dortigen Theater das Publikum ebenfalls täglich durch sein spätes Kommen genirte. — Der Graf reiste lieber ab, als daß er früher ins Theater kam.

Ach! seufzte Raimund, wenn er nur auch von Wien schon abreisen möchte!

Dies wünsche ich nicht! versetzte Therese. Er schwärmt immer von einer Reise nach Italien.

Reden Sie ihm zu, daß er nach Italien geht! Bis zur Spinnerin am Kreuze, will ich ihn mit Freuden begleiten.

Krones nannte Raimunds Späße unzart.

Was haben Sie denn an diesem burschikosen Bengel? fragte Raimund. Er ist ja häßlich! Ist das ein Gesicht für einen „ersten Liebhaber?“ Wenn dieser Graf sich heute bei unserm Theater engagiren lassen wollte, würde ich ihm den Viehhändler in „Herr Josef und Frau Waberl“ zutheilen. Und wie dieser Mensch hochmüthig, hochfahrend, hochnasig thut! Wenn man einen Kavalier, wie sie in Wien zu Hause sind, ihm entgegen hält, so ist das gerade wie ein Seidensammt und ein Kotzentuch!

Ach in der Liebe sucht er seines Gleichen!

Das mag sein, aber unsers Gleichen gewiß nicht.

Er kann auch schwärmen!

Ja bei einer Flasche Whoutki!

Sprechen Sie nicht so beleidigend von ihm!

Ich kann ihn einmal nicht leiden! Ich weiß nicht, was mir ihn so zuwider macht! Schuster und Korntheuer ergeht es wie mir. Ich muß Korntheuer immer abhalten, daß er auf dem Theater nichts von einem „Stier aus Podolien“ extemporirt.

Es ist entsetzlich! betonte Krones, welche Feinde dieser gute Graf bei unserm Theater zählt und blos darum weil er ungenirt ist und sehr viel Geld besitzt.

Hörens auf! — Da müßte man jeden reichen Mann anfeinden! Die Reichen geniren sich nirgends, aber die reichen Leute, welche unser Theater besuchen, sind wohlerzogene Menschen, sind Freunde der Kunst, kommen zu uns, sich zu erheitern, beweisen uns ihre Zuneigung und betreten unser Schauspielhaus nicht aus gemeinen Nebenzwecken! — Nichts für ungut, Fräulein Krones! Sagen Sie Ihrem Grafen dies

nur wieder! Ich bin zwar nicht reich, aber einem Manne, ohne Erziehung gegenüber, genire ich mich auch nicht.

Raimund entfernte sich.

* * *

In der Zeit in, welcher die Vorstellungen des „Mädchens aus der Feenwelt“ den allergrößten Zudrang fanden, trat eine Ferienzeit für Theaterproben ein. Man dachte an kein neues Stück, und es genirte sonach Raimund nicht im Geringsten, als er häufig seine Vormittage im Kriminal-Gerichtshause zubringen mußte, um gegen Lawinger auszusagen, welcher mittlerweile nach Wien geliefert worden war, um mit seinen gedungenen Mördern hier verurtheilt zu werden.

Es interessirte Raimund, endlich zu erfahren, auf welche Weise Lawinger aus dem versperrten Passagierzimmer des Wirthshauses in Gutenstein entkommen.

Er erfuhr es.

Lawingers Entkommen ging ganz natürlich zu.

Bei dem großen Andrange von Fremden, während der Pfingstfeiertage in Gutenstein, und bei dem Mangel an Unterkunft, mußte der Wirth seine eigenen Wohnzimmer an die Passagiere abtreten, und Lawinger erhielt eines davon, und zwar gerade das, in welchem sich die Einschreibbücher des Wirths, die eingeschraubte eiserne Kassatruhe, die sämmtlichen Schlüssel und die Hauptschlüssel zu allen Zimmern des Hauses, befanden.

Hätte der Wirth ahnen können, welch einen gefährlichen Gast er beherberge, er hätte ihn gewiß nicht aufgenommen.

Obgleich des Wirths Kassa wohl verwahrt und mit guten Schlössern, zu welchen der Wirth die Schlüssel in der Tasche trug, versehen war, so hätte er den Gau-

ner gewiß abgewiesen, allein die Gewinnsucht verleitete ihn, auch dieses Zimmer pr. 5 fl. für die beiden Feiertage abzulassen, und gegen den „propre" gekleideten Herrn und seine beiden geschmackvoll geputzten Damen, die für zwei andere komfortable eingerichtete Zimmer in der Nähe Lawingers den Preis von 5 fl. für den Tag nicht zu hoch fanden, kein Mißtrauen zu hegen.

Lawinger hatte die Hauptschlüssel in diesem Zimmer bald ausfindig gemacht.

Er bediente sich ihrer, schloß nach gemachtem Gebrauche die Haupt- und Doppelthür, die in ein Nebengemach führte, gehörig ab; fand in dem Nebenzimmer den Kittel und den Hut eines Kutschers, bediente sich desselben, und entkam noch früher, als das Hausthor verschlossen wurde.

In Pernitz setzte sich Lawinger auf einen Bauernwagen und fuhr bis Gutenbrunn. Dort warf er seine Verkleidung von sich und eilte Abends nach Baden, wo er nur eine Nacht verweilen, und am andern Morgen über Wien, in weiterer Verkleidung, nach Ungarn entkommen wollte.

In Baden wartete Lawinger in der Nähe des Theaters auf einen Freund aus Pest, den er um einen ungarischen Anzug ersuchen wollte, der aber leider dem „Barometermacher" beiwohnte.

Lawinger lawirte auf dem Theaterplatze, bis sein Freund etwa das Schauspielhaus verlassen würde.

Da erblickte ihn Raimund.

Lawinger versicherte in seinen Aussagen, daß er Raimund nicht gesehen als er auf dem Theaterplatze in Baden erschien, und daß, wenn er ihn gesehen, er alsogleich aus Baden entflohen wäre. Als Raimund von der Bühne des Badner Theaters herabgekommen, sagte Lawinger ferner, hätte er denselben

nicht erkannt, sei aber unwillkürlich ihm näher getreten, im Falle dieser ein Schauspieler oder ein Chorist Hochs gewesen, er ihn habe ersuchen wollen, seinen Freund (Gröpplein hieß dieser) aus dem Parterre herauskommen zu lassen.

Lawingers Entsetzen sei grenzenlos gewesen, behauptete er ferner, als Raimund plötzlich vor ihm gestanden. Lawinger sei darüber so erschrocken, daß er sich unmöglich bei seiner Ergreifung habe zur Wehre setzen können.

Einen Mordversuch habe Lawinger nicht im Sinne haben können, da er Raimund nicht in Baden vermuthet, auch weder ein Messer, noch ein Stilet, noch eine Pistole bei sich gehabt.

Daß Lawinger das Unglück hatte, schwache Augen zu besitzen, war bekannt. Bei der Nacht, in einiger Entfernung sah er sammt den Brillen, die er trug, nicht gut.

Diese Aussage wurde als wahr angenommen.

Daß Lawinger die Raubschützen als Mörder gedungen, leugnete er hartnäckig, so wie er leugnete, die beiden Banditen je gesehen zu haben.

Lawingers beide Konkubinen, Frau Loth und ihre Schwester, von welchen es sich herausstellte, daß sie von dem Attentat auf Raimund nichts wußten, wurden wegen Mangel an Beweis eines Antheils an dem Anschlage entlassen.

Als Raimund, seiner Aussagen wegen, häufiger als ihm angenehm war, das Gerichtshaus auf dem „Hohen Markte" betreten mußte, besuchte er auch den Kriminalrath Schweydler, der in diesen Mittheilungen schon einmal vorgekommen.

Raimund bat Schweydler einstens, daß, wenn einmal ein Raubmörder zum Tode verurtheilt werden sollte, ihm der Rath Schweydler, während der

letzten drei Tage eines solchen Delinquenten, Gelegenheit geben möchte, den Unglücklichen sehen und vielleicht gar mit ihm sprechen zu können.

Rath Schweydler überraschte Raimund, als dieser eines Vormittags in sein Bureau trat, mit den Worten:

Nun vermag ich, lieber Raimund, Ihrem Wunsch, einen zum Tode Verurtheilten, in seinen letzten Tagen zu sehen, zu entsprechen. —

Ein gewisser Georg Plißtiak, erzälte der Kriminalrath, aus Mähren gebürtig, neunundzwanzig Jahre alt, ein Taglöhner, hat, um ein zweiundachtzig Jahre altes Weib, welches 6 fl. 39 kr., in ihren Unterrock eingenäht hatte, zu berauben, die Greisin erdrosselt. Diese That verübte er auf grausame Weise. Er wird nach drei Tagen hingerichtet.

Das ist ja ein Ungeheuer! rief Raimund. Wie sieht denn dieser Kerl aus?

Sie können ihn schon morgen sehen, erwiederte der Rath, morgen, wenn ihm das Todesurtheil vorgelesen wird!

Und da kann ich auch mit ihm sprechen?

Was wollen Sie mit einem solchen Menschen sprechen?

Das weiß ich noch nicht, aber ich rede ihn an. Das ist für mich die Hauptsache!

Sprechen können Sie ihn morgen nicht. Erst wenn er im Aussetzzimmer sich befindet, und da können Sie ihm höchstens Trostesworte sagen. Uiber seine That dürfen Sie nicht mit ihm reden!

Wann soll ich kommen, Herr Rath?

Für Sie, da Sie wahrscheinlich psichologische Betrachtungen machen wollen, wäre es wol am geeignetsten, in der letzten Nacht vor des Unglücklichen Tode ihn zu sehen. — Kommen Sie daher nächsten Mitt-

woch Nachts um eilf Uhr in meine Wohnung; holen Sie mich ab; ich führe Sie zu ihm!

Ich kann es nicht erwarten, erwiederte Raimund. Ja, Herr Rath, ich werde kommen! Einen zum Tode Verurtheilten werde ich sehen, in der letzten Nacht vor seinem Ende! Es wird „schauerlich interessant" sein! Ein Dichter muß Alles sehen, und ein Schauspieler nicht minder! Vielleicht schreibe ich einmal ein Stück und bringe einen Delinquenten hinein! So Etwas packt das Publikum und ich bin ein Freund von gewaltigen Effekten!

20. In der Aussetzstube des Delinquenten.

Raimund erschien mit dem Kriminalrath Schweydler in der Nacht um halb zwölf Uhr in der Aussetzstube des Delinquenten.

Ehe Beide eintraten, fragte Schweydler den Obergefangenwärter in der Vorstube:

Wie benimmt sich denn der Unglückliche?

Er ist gefaßt. — Vor einer Stunde wünschte er noch ein Mal zu beichten. — Er beichtete. Jetzt verzehrt er sein letztes Abendbrot.

So spät? fragte Raimund.

Plißtiack wies früher Speise und Trank zurück. Er hat aber plötzlich Hoffnung geschöpft, daß er begnadigt werde. Die Liebe zum Leben machte sich geltend; er verlangte zu essen und zu trinken.

Kann er begnadigt werden? fragte Raimund den Rath.

Des Kaisers Milde vermag Alles, allein ich zweifle. Jetzt müßte der Gnadenakt schon herab gelangt sein. — Es ist auch kein Grund vorhanden, zu glauben,

daß für diesen Mörder irgend ein Schritt zu seinem Gunsten gemacht worden sei.

Sprechen Sie nicht etwa mit ihm darüber, daß er vielleicht nicht hingerichtet werden würde, wendete sich Schweydler an Raimund. Eine solche Täuschung wäre entsetzlich!

Gott bewahre! versetzte Raimund.

Schweydler führte Raimund in die Armensünderstube.

Da saß Plißtiack und aß mit ziemlichem Appetite. Ein Kapuziner befand sich neben ihm und betete.

Als die beiden Herren eintraten, riß der Unglückliche seine Augen weit auf.

Mein Gott! mein Gott! sagte er, bringen Sie mir vielleicht Pardon?

Raimund beengte es die Brust, daß er nicht sprechen konnte.

Er starrte den Delinquenten an und verbarg, so gut es sein konnte, seine Gemüthsbewegung.

Schweydler antwortete: Wir sind gekommen, Dich zu sehen, und freuen uns, zu vernehmen, daß Du Dein Schicksal mit männlicher Entschlossenheit erleiden wirst.

Ich werde vor Gott Gnade finden, antwortete Plißtiack. Der ehrwürdige Geistliche hat mir dies zugesagt. Da nun Gott mich begnadigen wird, werden es die Menschen wol auch! — Ich habe ein entsetzliches Verbrechen begangen; ich habe einem achtzigjährigen Mütterlein die Lebenstage verkürzt, aber Tags vorher, als ich sie sprach, und sie noch keine Ahnung hatte von dem, was ihr bevorstand; als ich sie fragte, ob sie gerne lebe, antwortete sie mir: „Mein Leben ist mir zur Last, und ich bin der Welt zur Last. Je eher Gott mich abruft, desto lieber ist es

mir!" — Das wird man hohen Orts gelten und mich n i c h t hinrichten lassen.

Ich habe Dir schon gesagt, mein Sohn, erwiederte der Kapuziner, daß die Unglückliche, wie Du selbst behauptest, ausgerufen: „Je eher G o t t mich abruft, desto lieber ist es mir:" G o t t hat das alte Mütterchen aber nicht abberufen, Deine frevelhafte Hand, griff Gottes Rathschlüssen vor! Du hast Dich an dem Allmächtigen schwer versündigt, Du hast Deine Nebenmenschen beleidigt und das Gesetz zur Rache aufgefordert.

Ich erleide seit drei Tagen die T o d e s a n g s t, ehrwürdiger Herr, ich bitte um Gnade.

R a i m u n d konnte sich nicht mehr zurückhalten.

Und das G e w i s s e n? fragte er, Ihr Gewissen, schweigt dies? Vermögen Sie denn noch zu leben, wenn Sie einen M o r d begangen?

Der Delinquent fing plötzlich heftig zu weinen an.

Ach! klagte er, daran darf ich nicht denken. Als sich die alte Frau zu wehren suchte und mir zurief: „Du willst Geld, nimm es, aber laß mich leben!" Da schrie ich: „Daß Du mich verrathen könntest?" -- Hierauf würgte ich sie neuerdings, schlug ihren Kopf heftig an die Baumwurzeln, kniete mich auf sie, und ließ nicht eher ab, sie zu mißhandeln, bis sie verschied! — Ja, ja, sterben! sterben ist für mich das beste! — Euer Hochwürden, sagen Sie mir noch ein Mal Ihr erhebendes Gebet vor. Ich will es noch ein Mal beten und dann sterben!

Der Vater betete laut.

Der Delinquent sprach das Gebet nach.

R a i m u n d wurde so ergriffen, daß er ebenfalls betete.

Dem Rathe S c h w e y d l e r traten Thränen in die Augen.

Als der Sünder gebetet hatte, schlug es auf der Hausuhr des Kriminalgebäudes, zwölf Uhr.

Noch sechs Stunden habe ich zu leben, jammerte Plißtiack.

Gehen wir, sagte Schweydler zu Raimund. Sie haben den Arrestanten gesehen und gesprochen; lassen wir ihn mit seinem Priester allein.

Noch einen Augenblick! bat Raimund.

Willst Du jetzt nicht versuchen einige Stunden zu schlafen? fragte Schweydler den Verurtheilten.

Ich, und schlafen? Sollten Sie mir selbst Pardon bringen, Herr, so würde ich nicht schlafen können; wenigstens diese Nacht nicht — und wol keine Nacht meines Lebens mehr, so wie ich einst schlief!

Sage mir jetzt einmal aufrichtig, fragte Schweydler, warum hast Du, die Blutthat, die Du begangen, selbst noch geleugnet, als Du überführt wurdest?

Weil mir ein Mitgefangener in meinem Arreste tagtäglich zugerufen: „Und wenn zehn Zeugen bei Deinem Morde zugegen gewesen wären, so leugne! Wenn Dein Geständniß fehlt, so kannst Du nicht gehangen werden!"

Dann aber ließest Du Dich eines Morgens plötzlich bei Deinem Richter melden. Du erschienst vor ihm und gestandest die That mit allen Nebenumständen. Was änderte Deinen Entschluß?

Dieser Herr, antwortete Plißtiack, indem er auf Raimund wies, hat es genannt, dieses Ding, von dem der Mensch nicht weiß, wo er es sitzen hat, und das ihn mehr quält als jede fisische Qual, welches schreit ohne Stimme, bis ins innerste Mark verwundet, ohne Dolch und Messer und mit Millionen Hieben peitscht ohne Knute und Geißel.

Dieser Mensch soll ein Taglöhner gewesen sein?

fragte Raimund den Rath. Ein Bursche ohne Bildung und Kenntnisse?

Ein Taglöhner, ja, ja ein Taglöhner! erwiederte der Delinquent. Taglöhner sind wir alle auf der Welt. Vom Niedersten bis zum Höchsten. Jeder arbeitet für den Taglohn. Was Einer Morgens leistet, muß ihm Abends vergolten werden. Bei mir findet eine Ausnahme statt. Was ich an jenem Abende vollbracht, dafür erhalte ich am Morgen den Lohn!

Wird dieser Unglückliche plötzlich inspirirt? fragte Raimund den Kapuziner.

Er ist ein Anderer geworden, versetzte der Kapuziner. Was Sie von ihm hören, sind meine Worte. Ich beklage diesen Armen innig.

Hätten meine Eltern mich in meiner Jugend einem so würdigen Priester anvertraut, wie dieser ehrwürdige Vater ist, ich säße nicht hier. Meine Eltern ließen mich aber nie unterrichten. Ich durfte keine Schule besuchen; ich wurde nicht zur Kirche angehalten; — der Hund, der mich auf die Weide begleitete, erhielt mehr Unterricht als ich. Ihn lehrte mein Vater Wachsamkeit, Anhänglichkeit, Treue, Furcht vor Strafe und den Trieb, seine Obliegenheiten zu erfüllen. Als ich mit dem Hunde und der Herde nach Hause zurückkehrte, wußte „Pack" genau, ob eines der Lämmer fehle; er ruhte nicht, bis er es fand; ich vermochte die Lämmer nicht zu zählen, denn ich hatte es nicht gelernt. Ich erfand mir daher, sie Paar und Paar zu ordnen; blieb eins über, wußte ich, daß eins fehle. Fehlten aber zwei, so vermißte ich keines. Pack allein wußte dies.

Das ist ein ganz neuer Charakter! rief Raimund. Dieser Mensch macht mich konfus! — Die Art und Weise, wie er sich ausdrückt, kann ihm nicht angeflogen sein! — Nehmen Sie es nicht übel, wendete

sich Raimund an den Delinquenten, aber ich glaube es nicht, daß Sie keine Bildung erhielten. Sie erhielten sie durch den Umgang mit gebildeten Menschen. Sie haben viel gelesen. —

Ich kann nicht lesen; ich habe es nicht gelernt.

Gehen wir, gehen wir, sagte Schweydler zu Raimund. Der Vater will mit Plißtiack beten.

Noch einen Augenblick! bat Raimund.

21. Vor der Exekution.

Ich muß Sie dringend ersuchen, den Delinquenten mit mir allein zu lassen, wendete sich der Pater an Raimund. Der arme Sünder bedarf der Ruhe, und keiner weiteren Aufregung. — Er ist durch Ihre Fragen veranlaßt, offenbare Lügen auszusprechen, aber der Lüge soll er in den letzten Stunden seines Lebens nicht mehr verfallen.

Raimund wollte noch Etwas sagen, aber Schweydler zog ihn hastig fort.

Wenn ich nur wüßte, sagte Raimund, als er mit dem Kriminalrathe die Treppe erreichte, was es mit diesem Menschen für eine Bewandtniß hat. —

Wenn ich hätte ahnen können, in welche Gemüthsbewegung Sie dieser Unglückliche versetzt, erwiederte Schweydler, so würde ich Sie um keinen Preis hieher geführt haben.

Im Gegentheile, erwiederte Raimund, ich bin Ihnen ewig dafür dankbar. Nur das Räthselhafte an diesem Menschen quält mich. Es gefällt ihm wahrscheinlich, diejenigen, die sich ihm nahen, zu mistifiziren. Was er war, in welchen Verhältnissen er lebte, muß ja die Untersuchung herausgestellt haben!

Ich werde morgen seinen Richter, den Magistratsrath

Beck, darum befragen. Ich will Ihnen genaue Mittheilungen machen. Heute weiß ich selbst nicht Bescheid. Als sein Prozeß in der Sitzung vorkam, war ich abwesend. Jetzt aber verlassen Sie dies Haus. Ich habe noch Rapporte zu erhalten. Sie wissen es, daß ich Haus-Kommissär bin. Schlafen Sie wol, Herr Raimund.

Ich gehe nicht schlafen! versetzte Raimund, das wäre auch ein schöne Nacht! Ich könnte kein Auge zubringen. Ich danke Ihnen verbindlichst, Herr Rath, daß Sie mich hieher geführt. Morgen besuche ich Sie in Ihrem Bureau; vielleicht können Sie mir morgen schon, über das „logogrifische Ungeheuer" von einem Delinquenten Aufschluß geben.

Als Raimund auf dem Wege von dem Hohenmarkte nach dem „rothen Thurme," den „Fischhof" passiren wollte, sah er das Wirthshaus daselbst, glänzend beleuchtet, und der Tumult froher Zecher drang ihm ins Ohr.

So eben fällt mir ein, sagte Raimund für sich, daß ich noch nicht zu Abend gegessen habe! Vielleicht erhalte ich hier noch einen Imbiß.

Raimund trat in das Wirthshaus.

Der Wirth, Herr List, kam ihm entgegen.

An einem Tische befanden sich die sogenannten Stammgäste, welche Raimund alle kannten, und ihn willkommen hießen.

Sie rückten zusammen.

Raimund mußte an ihrem Tische Platz nehmen.

Meine Herren, sagte Raimund; ich komme gerade vom Delinquenten. Ich muß gestehen, dieser Mensch hat mich so verwirrt, betäubt und bestürzt gemacht, daß ich mich sehr glücklich fühle, hier eine Gesellschaft zu finden, die mich wol aus meiner Verblüffung reißen wird.

Raimund erzälte nun Alles was er durch den „ausgesetzten" Mörder erfahren.

Haha! lachte Doktor Scribanek, (ein geachteter Jurist, der sich ebenfalls an diesem Tische befand,) — so gibt der Unglückliche, seine Neigung, den Mistagogen zu spielen, noch nicht auf! — Während der Untersuchung verfiel er häufig in diese Gewohnheit. Gewiß hofft er auf Begnadigung, weil er seinem alten Hang wieder fröhnt.

Der Kerl spricht aber Dinge, die so lange die Welt steht noch kein Taglöhner gesprochen hat! rief Raimund.

Taglöhner war er ja erst seit einem Jahr, erwiederte der Doktor. Plißtiack mußte Taglöhner werden, weil er in keiner anderen Eigenschaft sein Unterkommen gefunden hätte.

Was war er denn?

Buchbinder!

Da muß er ja lesen können?

Freilich! Und er hat viel gelesen! Nur zu viel! Zum Unglücke sehr schlechte Bücher! Der Patron stahl die guten Bücher und verkaufte sie, die schlechten stahl er zwar auch, aber er eignete sich zuerst ihren Inhalt an. Der Magistratsrath Beck, sein Untersuchungsrichter, hat mir dieses Mittelding zwischen Wissen und Unwissenheit genau geschildert.

Der verwünschte Kerl! rief Raimund. Ei! Jetzt muß ich ihn mir noch ein Mal ansehen!

Sie werden doch nicht noch ein Mal in die Aussetzstube zurück gehen wollen?

Gewiß nicht! entgegnete Raimund. Aber ich sehe den Burschen an, wenn er ausgeführt wird.

Um sieben Uhr besteigt er den hohen Wagen.

Da dürfen Sie sich nicht verschlafen, meinte der Wirth. Es geht schon auf zwei Uhr.

Ich lege mich gar nicht nieder! versetzte Raimund.

Dann machen Sie es wie die Herren an jenem Tische, erwiederte der Wirth, indem er auf einen Tisch in der sogenannten Schwemme wies. Die Herren sind aus den entferntesten Vorstädten, von Matzleinsdorf, Margarethen, Gumpendorf, nach der Stadt gekommen; sie wollen hier bleiben bis vier Uhr Morgens und dann sich den besten Platz am Schrannengebäude erobern, damit sie dem Delinquenten so nahe sind, daß sie ihn jeden Augenblick bei der Hand nehmen können.

An diese schließe ich mich an! betheuerte Raimund.

Und wollen die ganze Nacht aufopfern? fragte der Seidenhändler Elser, einer der standhaftesten Gäste des Fischhofes. — Da mache ich Ihnen einen anderen Vorschlag. Ich wohne in dem Hause, das an das Kriminalgerichtsgebäude anstößt; in dem Durchhause, in welchem sich die Leinwandhandlung zum „breiten Stein" befindet. Meine, dem Schauplatze am nächsten liegenden Zimmer habe ich zwar an einem italienischen Grafen vermietet, aber der Graf wird mir schon ein Fenster für Sie ablassen; — wo lebte denn ein Fremder oder ein Einheimischer, welchem Raimunds Namen nicht bekannt wäre, und der ihm nicht mit Freuden irgend eine Aufmerksamkeit erzeigen möchte! — Das Fenster links in meiner Wohnung, das jetzt dem Grafen gehört, ist so nahe, daß man den Balkon, von welchem das Todesurtheil vor drei Tagen abgelesen wurde, wie zu demselben Hause gehörig betrachten kann, und heute den Delinquenten, bei dem Ausführen, vor sich hat, wie die Flasche Gumpoldskirchner, die mir soeben der Kellner auf den Tisch stellt.

Ich nehme Ihre Einladung an! versetze Raimund. Gehen wir sogleich!

Warum nicht gar! lachten alle.

Sie haben ja Ihren Braten noch nicht verzehrt, bemerkte Skribanek.

Sie müßten nur bei mir noch ein paar Stunden schlafen wollen, warf Elser ein, wenn Sie jetzt fortwollen. — Das kann auch geschehen! Ein Gastbett, und noch dazu ein sehr nettes, steht Ihnen zu Diensten.

Schlafen, meinte Raimund, könnte ich nicht! Den Delinquenten bringe ich vielleicht, vier Wochen nicht aus meinem Kopfe! Seine stieren Augen werden mich in meiner Fantasie noch lange anglotzen, seine eingefallenen, todtengelben Wangen, werde ich nie vergessen!

Wenn dies ist, ermahnte Skribanek, so lassen Sie sich's nicht einfallen, etwa gar zur Richtstätte hinaus zu fahren, und dem Akte des Freimanns beizuwohnen. — Ich war vor fünf und zwanzig Jahren Auditor. Damals mußte ich einem armen Soldaten das Todesurtheil unterm Galgen verlesen, und mußte aushalten, bis er geendet hatte! — Noch jetzt sehe ich den Unglücklichen vor mir! —

Noch eine Bouteille Weidlinger, Herr Wirth, setzte D. Skribaneck hinzu, ich will mir die Erinnerung aus dem Gedächtnisse trinken.

Im Rothgässel, an der Ecke des Fischhofes, wurde es sehr lebendig.

Geschrei, dumpfes Gemurmel, lärmendes Vorüberschreiten wurde immer hörbarer.

Brennt es? Ist ein Unglück geschehen? fragte Raimund, und horchte. —

Gott bewahre! versetzte Herr List. Das sind lauter Neugierige! Das sind blos die Delinquentenbeschauer aus der Leopoldstadt, aus der Jägerzeile, vom Tabor und vom Spitz! — Durch das Rothgässel allein ziehen einige Tausend Menschen, den armen Sün-

der zu sehen. Daraus mögen Sie schließen, welche Massen aus den übrigen dreißig Vorstädten und aus der Stadt selbst, zusammenströmen.

Und diese stellen sich alle auf dem „Hohenmarkte" auf? fragte Raimund.

Was immer der Hohemarkt zu fassen vermag, stellt sich gewiß hier auf; die übrigen vertheilen sich auf den Lichtensteg, in die Bischofsgasse, den Stephansplatz u. s. w., bis zur Spinnerin am Kreuze. Eine halbe Million Menschen hat auf diesem Wege wol Raum!

Es ist eine alte Geschichte, daß an Tagen, an welchen ein „armer Sünder" ausgeführt und gerichtet werden soll, an öffentlichen Orten schwerlich von etwas Anderem die Rede ist, als von demselben. Da kommen die Schreckenshistörchen von allen den Unglücklichen wieder aufs Tapet, die vor ihm hingerichtet wurden. Alle möglichen Gehängten, Geköpften und Geräderten müssen die Revue passiren.

So war es auch hier.

Ein Leinwandhändler, Gröller hieß er, dessen Vater, den Magistratssecretär Zahlheim im Jahre 1786, am 10. März, „ausführen," „zwicken" und „rädern" sah, schilderte die Qualen des Verbrechers so umständlich, daß Raimund beinahe „übel" geworden wäre.

Er war der Letzte, welcher unter Kaiser Josef die Todesstrafe erlitt, bemerkte Skribanek.

Und als unter Kaiser Franz die Todesstrafe wieder eingeführt wurde, ergänzte ein fürstlicher Beamter, der sich ebenfalls in dieser Gesellschaft befand, war Anton Luger (bekannt unter dem Namen der „Stärkmacher Tonerl") der Erste, welcher, und zwar am 16. Mai 1805, gerichtet wurde.

Was haben diese Beiden verbrochen? fragte Raimund.

Jeder dieser Entsetzlichen, erwiederte der Leinwandhändler, hat seine Geliebte grausam ermordet und beraubt.

Und die Greißlerin, Theresia Karrer, erzälte der Wirth, hat gar ihren Ehegatten im Schlafe erschlagen!

Sie ist am 16. März 1809 gehangen worden, bekräftigte der Leinwandhändler. Ich sehe sie noch. — Als sie auf die Leiter hinaufgezogen wurde, verlor sie ihren Schuh, und rief: „Scharfrichter! Geben Sie mir meinen Schuh wieder!"

Ist dies wahr? fragte Raimund.

Ja, ja! antworteten Alle. Das ist wahr! Das hat sie gesagt, zwei Minuten vor ihrem Ende!

Das war ja ein gräßliches Weib!

Seit hundert Jahren, ergänzte der Leinwandhändler, war dies das einzige Weibsbild, das in Wien gehängt wurde!

Und war es sauber?

Bildsauber! Erst 23 Jahre alt, in Atzgersdorf geboren, nur zwei Monate verheiratet!

Diese beiden hat der Tod schnell getrennt! versetzte Raimund.

Und nun erst Johann Georg Grasel, Jakob Fähding, Ignaz Stangel, welche am 31. Jänner 1818 auf dem Glacis, am Samstag vor dem Faschingsonntag gehängt wurden, wobei zu bemerken, daß in diesem Jahre der allerkürzeste Fasching fiel!

Sie wissen ja Alles auf den Tag! bemerkte Raimund.

Ich besitze, erwiederte der Leinwandhändler eine vollständige Sammlung aller Todesurtheile seit Kaiser Karl VI. Regierung bis auf heute.

Da können Sie ja den „österreichischen Pitaval" herausgeben! versetzte Raimund.

Wer weiß, was noch geschieht! antwortete der Leinwandhändler.

Indeß wurde es immer lärmender im Rothgäffel.

Unter ähnlichen Gesprächen verfloß die Zeit. —

Es schlug drei auf der Thurmuhr des nahen Kriminalgerichtshauses.

Brechen wir auf! wendete sich Elser an Raimund.

Ja, ja! versetzte dieser, sonst können wir in Ihr Haus nicht mehr hinein!

Wir müssen uns auf jeden Fall von rückwärts (in der Landskrongasse) aufsperren lassen.

Die Gesellschaft trennte sich.

Elser und Raimund mußten wirklich ihren Weg durch die Landskrongasse nehmen.

Bis Elser und Raimund sich halbwegs heimisch finden konnten, war es vier Uhr geworden.

Der Tag graute bereits.

Die Dienstleute Elsers waren alle auf den Beinen.

Sogar Elsers Frau schlief nicht mehr.

Sie kam in einem eleganten Negligé in das Zimmer ihres Gatten.

Elser stellte Raimund seiner Frau vor.

Ich bin doch wol nicht Ursache? fragte Raimund, daß Sie, gnädige Frau, Ihr Schlafgemach verließen?

Gewiß nicht! versetzte Frau Elser. Die italienische Gräfin, welche seit einigen Tagen bei uns wohnt, hat mich aus meiner Ruhe gebracht. Ihr Gatte wurde gestern zu einem Souper geladen, und ist bis jetzt noch nicht nach Hause gekommen. Die arme Frau ist in beispielloser Angst. — Ich habe unsere beiden Diener nach ihm gesendet. — Die Gräfin fürchtet, daß ihrem Gemal irgend ein Unglück zugestoßen. Er war nie in Wien, sein Diener auch nicht, und nun diese Menschenmasse auf allen Plätzen und — —

Man hörte die Hausglocke läuten.

Jetzt wird er kommen! rief Frau Elser aus.

Ja, ja! er ist es! Seine Frau eilt ihm schon entgegen.

„Dove sei stato si lungo tempo?“

hörte man eine Dame im Vorzimmer fragen.

Hierauf riß die Dame die Thüre auf, führte ihren Gatten herein und sagte:

Gott sei Dank! mein Alberto ist zu Hause!

Raimund traute seinen Augen und Ohren nicht.

Emmi stand vor ihm.

22. Emmi.

Emmi wurde glühend roth als sie Raimund erblickte. Sie faßte sich aber augenblicklich und stellte Raimund ihrem Gemale vor, indem sie sagte:

„Signore Raimund il celebre e rinomato, del guale io ti parlaoa più volte già.“

Raimund verneigte sich.

Der Graf reichte dem Künstler die Hand und begrüßte ihn sehr herzlich.

Das wird eine hübsche Conversation werden, murmelte Raimund. Der Graf versteht nicht deutsch und ich kann nicht wällisch!

Wir haben uns lange nicht gesehen, sagte Emmi. Ich habe wol sehr viel von Ihnen gelesen, auch in italienischen Journalen, und mich vorzüglich darüber erfreut, daß Sie auch als Dichter eine so außerordentliche Anerkennung fanden. — Das Verlangen, eines Ihrer renommirten Stücke zu sehen, wurde bei mir zur Begierde. — Auf unserer Reise nach Wien, sah ich Ihren „Barometermacher“ in Laibach; Ihren „Diamant des Geisterkönigs“ in Gratz, und Ihr „Mädchen aus Feenwelt“ bei meiner Ankunft in Wien. —

Ich würde mein Urtheil für befangen halten, welches Ihre Stücke für die genialsten, geistreichsten anerkennt, welche je für die Volksbühne geschrieben wurden, ich sage für befangen, wenn mein Urtheil allein dastände; ich habe mich aber überzeugt, daß dasselbe nur ein Echo von den unzähligen Stimmen ist, welche in Wien, in den Provinzen und im Auslande zu Ihrem Ruhme sich erheben.

Raimund verneigte sich, ohne Etwas zu erwiedern. Endlich sagte er:

Der Herr Graf, Ihr Herr Gemal, spricht nicht deutsch? Versteht wol auch kaum einige deutsche Worte?

Emmi lächelte.

Mein Gemal spricht nicht deutsch. Auch wenn er die deutsche Sprache so vollkommen in seiner Macht hätte, wie Sie und ich, so könnten Sie vor ihm mit mir sprechen, was Ihnen immer gefiele, selbst von unserm früheren innigen Liebesverhältnisse. Er weiß Alles, ich habe ihm nichts verschwiegen. Er achtet mich meiner Grundsätze wegen so hoch, daß Sie mich in seiner Gegenwart umarmen könnten; — er würde an meiner Treue zu ihm nicht zweifeln.

Es ist aber ein Italiener! versetzte Raimund. Mit diesen ist nicht zu spaßen!

Wenn die Italiener argwöhnisch sind, mögen Sie recht haben. Wenn Sie aber Zutrauen gefaßt und sich überzeugt haben, daß sie ein ehrliches, innig liebendes Weib, oder einen ehrlichen, erprobten Freund besitzen, dann gleicht nichts ihrer Anhänglichkeit, und sie bleiben anhänglich und vertrauungsvoll bis zum Grabe.

Das ist schön! das ist herrlich! sagte Raimund und unwillkürlich reichte er dem Grafen die Hand und drückte sie.

Der Graf wiederholte den Händedruck herzlich, ohne

zu wissen, weshalb ihm Raimund mit so seelenvollen Blicken ins Auge schaute.

Sagen Sie ihm doch, daß ich ihn verehre, bat Raimund — theuere Emmi — nein, nein; verehrte Frau Gräfin, korrigirte sich Raimund.

Er wird unser Gespräch erfahren. Noch einen Beweis seines Vertrauens zu mir, kann ich Ihnen dadurch geben, daß der Graf und ich Sie morgen in Ihrer Wohnung aufgesucht hätten. —

Sie sind also sehr glücklich verheiratet? fragte Raimund.

Sehr glücklich! erwiederte Emmi.

Ihre Ehe ist, wie ich gehört habe, gesegnet?

Ich habe drei Kinder.

Mein Gott! Drei Kinder! seufzte Raimund. Sind sie auch so schön wie die Mutter? Oder sehen sie dem Herrn Grafen ähnlich?

Sie wollen mir zu verstehen geben, daß mein Gemal nicht hübsch sei? Nicht wahr, die häßliche Narbe, welche sich vom linken Auge bis zum Mundwinkel zieht, entstellt ihn?

Folgen eines Duells? fragte Raimund.

O nein. Mein Gemal diente unter Napoleon. Ein österreichischer Husaren-Offizier verwundete ihn in der Schlacht bei Leipzig. Ein Graf Esterházy. Mein Gatte fand ihn in Mailand wieder. Der Graf Esterházy befindet sich jetzt in Wien, und wir sind heute zum Thee bei dem Grafen geladen.

Ihr Gemal speist bei dem, der ihm beinahe den Kopf gespalten?

Mein Gemal verehrt in dem Grafen Esterházy einen der tapfersten Offiziere der kaiserlichen Armee. Beide, der Graf und mein Gemal, wurden die wärmsten Freunde, denn als mein Albert gefährlich verwundet vom Pferde sank, übergab Graf Ester-

házy den unglücklich Blessirten zweien seiner Husaren. Er ließ ihn aus dem Kriegsgetümmel bringen und sendete einen der geschicktesten Armee-Chirurgen zu ihm. Graf Esterházy sorgte für seine Heilung, und daß meinem Gatten nicht nur das Leben, sondern auch das Auge erhalten wurde, war Graf Esterházys Werk.

Gott sei Dank! Gräfin, daß Sie mir von edlen Menschen erzälen; seitdem ich Sie nicht mehr gesehen, habe ich, mit wenig Ausnahmen, nur schlechte Menschen kennen gelernt.

Nun fing Raimund seine traurigen Erlebnisse zu schildern an.

Emmi hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Raimund erwähnte auch seiner unglücklichen Verheiratung.

Emmi schien seine Ehegeschichte nur flüchtig zu würdigen.

Endlich sagte sie:

Wie glücklich hätte ich mich gepriesen, wenn Sie mit Ihrer Gattin so herzlich simpathisirt, wie ich mit meinem Gemale. —

Nun berührte Raimund seine Neigung zu Toni und setzte bei: Nachdem ich Sie, hochgeliebte Emmi, verloren, hätte mir Gott nur durch Tonis Hand Ersatz leisten können. Tonis Eltern wiesen mich zurück. Nun denken dieselben freilich anders, aber es ist zu spät! — Ich kann Toni nicht besitzen!

Herr Elser nahete sich Raimund. In einigen Minuten schlägt es sieben Uhr, sagte er; Herr Raimund, wenn Sie den Delinquenten jetzt sehen wollen, so kommen Sie! — Der Hochgerichtswagen ist bereits vor dem Hause des Kriminal-Gebäudes aufgefahren — der arme Sünder tritt seinen Weg zum Tode an.

Ach, mein Himmel! fuhr Emmi mit Entsetzen auf.

Dieselbe Einladung machte Herr Elser an den Grafen in italienischer Sprache.

Der Graf stand auf und ging in das Nebenzimmer an's Fenster.

Ich gehe nun nicht, um den Aermsten zu sehen! entgegnete Raimund. Sie auch nicht, verehrte Frau Gräfin? Nicht wahr?

Ich würde ohnmächtig zusammensinken, sagte Emmi.

Und ich Thor! erwähnte Raimund, ließ mich verleiten, den Unglücklichen diese Nacht in seinem Aussetzzimmer zu betrachten, und mit ihm zu sprechen! — Seit ich nun Sie gesehen, verehrte Gräfin, ist der Geist der Milde wieder über mich gekommen! Ich schäme mich, meiner ordinären Neugierde wegen.

Das Geschrei, das Drängen, das tolle Gewoge auf dem Hohenmarkte deutete jetzt an, daß der Zug sich in Bewegung setze.

Man hörte das Pferdegetrappel, das Rollen des Wagens, das Schnalzen des sogenannten „Fliegenschützens“ (eines Fuhrmanns, der die drei Rosse leitete, welche den „Armensünder-Karren“ zogen).

Emmi verhüllte sich Augen und Ohren.

Raimund blieb stumm und starr vor Emmi sitzen.

Herr Elser kam mit dem Grafen zurück.

Der Delinquent, meldete Elser, bestieg ziemlich gefaßt den Wagen. Die beiden Kapuziner setzten sich ihm gegenüber. Als aber die Freimannsknechte ihre Stricke um seine Arme schlangen, da brach der Sünder zusammen. — — Daß einen solchen Menschen vor Entsetzen und Angst kein Schlagfluß tödtet, begreife ich nicht. Ich muß meine Frau benachrichtigen, daß die Schreckensszene vorüber ist. Sie hat sich mit den Kindern in die abgelegensten Zimmer eingeschlossen.

Herr Elser ging.

Der Graf sagte seiner Frau einige Worte, reichte Raimund die Hand zum Abschiede und entfernte sich ebenfalls.

Er hat nicht geschlafen, entschuldigte Emmi den Grafen. Morgen wollen wir im „römischen Kaiser" speisen. Um drei Uhr erwarten wir Sie! —

Vermögen Sie es, mich so kalt zu entlassen? fragte Raimund.

Die Gräfin trat einige Schritte zurück und fragte befremdet:

Wie verstehen Sie dies? Herr Raimund.

Sie sagen mir kein Wort, daß Sie meiner seit unserer Trennung auch nur einmal gedacht?

Sie sagen mir kein Wort, entgegnete die Gräfin, daß Sie sich seit unserer Trennung auch nur einmal an mich erinnerten?

Ich wußte, daß Sie sich vermält hatten. —

Ich bin noch immer vermält, und sehr glücklich vermält. — Sie wußten sich aber zu zerstreuen. Bald war es Frau Walla, bald eine Andere. Mir folgte schnell Ihre geliebte Antonie. Dagegen hätte ich nichts einzuwenden. Antonie soll, wie ich höre, ein engelgutes, vortreffliches, höchst moralisches Mädchen sein. — Endlich verheirateten Sie sich! — Zuletzt aber war es sogar Fräulein Krones! — Ich weiß Alles! Ich erfuhr Alles!

Durch den Herrn Onkel, der besaß ja die Kunst, jeden Schritt, den ich that, zu erforschen. —

Mein guter Onkel ist seit zwei Jahren todt; meine Tante lebt in Mailand. — Ich hatte ganz andere Kundschafter! Eben recht! — Eine Auskunft bin ich Ihnen noch schuldig. — Der kleine Ferdinand Raimund wurde von seiner Mutter gerichtlich reklamirt. Die Reklamation wurde mir nach Mailand ge-

sendet. Das Kind, das ich nach Obersteiermark sendete und in gute Hände gab, das ich erziehen ließ als wäre es mein eigen, mußte ich nach Mainz an seine Mutter, welche jetzt Madame Hellborn ist, und nach dem Tode ihres Mannes den Badeinspektor von Wiesbaden geheiratet hat, überliefern lassen.

Emmi, sagte Raimund, welch ein Kontrast! — Als Sie mich wieder sahen, welche Herzlichkeit! Selbst in Gegenwart Ihres Herrn Gemals! — Und jetzt, welche Gleichgiltigkeit!

Eben, weil mein Gatte zugegen war, konnte ich mit Ihnen ungenirter sprechen. — Morgen, im „römischen Kaiser,“ wollen wir uns wieder an die frühern Zeiten erinnern, und recht heiter sein!

Sie reichte Raimund die Hand.

Er küßte ihre Hand.

Die Gräfin verließ Raimund.

Ich bin ein unglücklicher Mensch, sprach Raimund, als er allein war. Was ich nicht durch mein Bischen Talent der Frau Fortuna abringe, alles Uibrige schlägt mir fehl! Liebe, Zuneigung, Freundschaft, sind für mich Hirngespinste. — Welcher Hoffnung ich mich auch hingebe, ich werde immer getäuscht! — Jetzt träumte ich mir wieder einen Himmel! einen Himmel durch den Umgang mit Emmi! Mein Gott! Ich dachte ja nicht daran, sie in den Pflichten einer ehrbaren Gattin irre zu machen — an das Glück wollte ich mich nur klammern, von der, die ich so innig liebte, als ein warmer Freund beachtet zu werden; da tritt sie mir wieder entgegen mit ihrem eisernen Charakter! — Unter allen weiblichen Wesen, die ich je kennen gelernt, ist dieses das liebenswürdigste, aber auch das grausamste Geschöpf!

Raimund ging aus der Stube, suchte Herrn und

Frau Elser auf, und dankte für die freundliche Aufnahme in ihrem Hause.

Als er auf die Straße trat, riefen ihm die Weiber, welche mit „Todesurtheilen" Handel treiben, entgegen:

„Das schöne Todesurtheil habe ich da von dem armen Sünder, der heute gerichtet wurde und reumüthig gestorben ist, und das Lied, das er im Kerker selbst gedichtet hat, drei Stunden vor dem Ausführen, in Ketten und Banden geschrieben!"

Gib mir die Frau das Urtheil und das Gedicht, sagte Raimund, und warf ihr einen Zwanziger hin.

Ist der arme Mensch wirklich reumüthig gestorben? fragte Raimund.

O ja! versetzte das Weib. Es haben ihn auch alle Menschen bedauert!

Ich bin ein ehrlicher Mann! versetzte Raimund, und kein Missethäter, und mich bedauert Niemand!

Raimund las das Gedicht.

Wie sind denn diese Verse? fragte ihn ein Vorübergehender.

Wenn sie wirklich ein, zum Galgen Verurtheilter gemacht hätte, antwortete Raimund, so wären sie zu entschuldigen, aber es hat sie irgend ein Kreuzerdichter fabrizirt, dem der Gerichtete ein paar Gulden für des Schmierers unglückselige Existenz abwerfen soll! — Hören Sie:

„Nur weg'n Raublust muß ich sterben,
„Welch ein schändlicher Gewinn!
„Statt ein Geld mir zu erwerben,
„Zieht es mich zum Galgen hin!"

(Auszug aus dem Armen-Sündergedichte. Wien, 1825, gedruckt bei Schmiedbauer im Bürgerspitale.)

23. In Baden.

Raimund folgte am andern Tage der Einladung. Die Unterhaltung an der Tafel konnte nicht besonders lebhaft werden.

Die Gräfin übersetzte ihrem Gemale fast jedes Wort, das Raimund sprach.

Es ist ein großes Unglück, bemerkte Raimund, wenn man sonst keine andere Sprache spricht, als die Muttersprache. Wenn ich nur so viel französisch oder italienisch gelernt hätte, um den Grafen mit meinen Sprachschnitzern zu unterhalten!

Emmi übersetzte auch diese Worte ihrem Gatten, der herzlich lachte und Raimund mittheilen ließ: Wer in seiner Sprache ein guter Dichter ist, der kann sich damit trösten, daß er seinen Uibersetzer finden wird; er vermag dann doch mit andern Nationen zu sprechen. Hierauf ließ der Graf durch Emmi sich erkundigen: Welche dramatische Arbeit Raimund unter der Feder habe?

Raimund nannte „die gefesselte Fantasie." Ich schreibe dieses Stück, erzälte Raimund, „um Gelegenheit zu haben, meinen Feinden von der Bühne herab zu beweisen, daß man auch ohne ein Gelehrter zu sein, ein unschuldiges Gedicht ersinnen könne." *)

Hierauf erzälte Raimund den Plan seines Stückes.

Emmi und dem Grafen, nachdem Letzterer sich diesen Plan durch seine Gemalin übertragen ließ, gefiel der

*) Raimunds eigene Worte, in seiner von ihm selbst verfaßten Biografie. Theaterzeitung 1836.

Plan sehr, aber die Unterhaltung wurde dadurch nicht lebhafter.

Um vier Uhr war das Diner zu Ende.

Emmi theilte Raimund mit, daß sie in kurzem ihre Kinder in Wien erwarte, daß ihr Gemal ein Haus mit einem großen Garten in der Vorstadt Landstraße anzukaufen beabsichtige, daß er und Emmi sodann immer in Wien zu bleiben gedächten, und Raimund recht oft in ihrem Zirkel zu erscheinen geladen sei.

Als Raimund nach Hause kam, setzte er sich an seinen Schreibtisch.

Es bleibt mir nichts über als den Musen anzugehören, sagte er; so lange mir diese noch treu bleiben, werde ich nicht ganz unglücklich sein.

Raimund schrieb an seiner „gefesselten Fantasie," aber seine Fantasie war in der That gefesselt.

Raimund war ein Selbstquäler. Wer ihn nur oberflächlich beobachtete, mußte bemerken, daß es nicht bald einen Menschen gegeben, der sich aus Laune, Reizbarkeit, übelverstandenem Ehrgeiz solche Peinigungen und Martern auferlegte als er.

Zu diesem kam noch sein Mißtrauen gegen Jeden, der ihn nicht augenblicklich mit Lob überschüttete.

Eine stille Bewunderung kam ihm als eine Mißachtung vor. Diejenigen, welche nicht an die Brust schlugen vor Verehrung, erschienen ihm als Feinde und Widersacher. Er grämte sich, wenn selbst seine wärmsten Verehrer nicht jeden Moment benützten, ihm das dampfende Weihrauchfaß an den Kopf zu werfen.

Ein Beispiel, das den tiefsten Blick in die Art bietet, wie er sich selbst folterte, und seine Freunde unangenehm berührte, ist Folgendes:

Der Dichter Meyerhofer, ein geistreicher Mann, ging häufig mit Raimund um. Meyerhofer ach-

tete Raimund wahrhaft, und bewies ihm dies dadurch, daß er seine vielen Schwächen übersah.

Eines Tages fragte er diesen:

Was beachten Sie an mir mehr, mein Dichter- oder mein Schauspieler-Talent?

Ich stelle Sie als Dichter höher, antwortete Meyerhofer.

Also wäre ich als Schauspieler nichts? fragte Raimund, und ließ sich nicht eher beruhigen, bis Meyerhofer erklärte:

Raimund sei als Dichter und Schauspieler gleich ausgezeichnet.

Den bekannten Kritiker, Dichter und Kompositeur Kanne fragte Raimund einstens:

Welches von meinen beiden Stücken, „der Diamant des Geisterkönigs" oder „das Mädchen aus der Feenwelt," stellst Du höher?

Den „Diamant des Geisterkönigs" stelle ich höher, versetzte Kanne. Das ist nicht nur ein echtes Märchen, es ist auch schön durch seine Einfachheit und durchaus anziehend durch seine Heiterkeit.

Raimund fühlte sich auf das tiefste verletzt, gekränkt und gereizt. Er fuhr auf: „Dann geht das „Feenmädchen" über Deinen Horizont!"

Und doch hätte es den Dichter eben so verletzt, wenn Kanne dem „Feenmädchen" den Vorzug über den „Diamant" eingeräumt hätte.

Bei solcher Selbstquälerei, die sich Raimund täglich neu bereitete, ist es nicht zu wundern, daß er, als er noch mit Gedanken an Emmi beschäftigt war, nicht viel am Schreibtische auszurichten vermochte. Er kaute an der Feder, endlich fiel ihm ein:

Daß er von Emmis Gatten doch kein Urtheil über sein Dichtertalent, noch über sein Schauspielertalent erfahren habe. Er hat mich ja gesehen, sagte er,

wenn er auch nicht deutsch versteht, so ist doch aus dem Spiele eines Künstlers zu entnehmen, was an ihm ist, und was meine Stücke betrifft, so hat ihm den Inhalt derselben seine Frau mittheilen müssen, und hieraus hat er ein Urtheil schöpfen können! Aber weder meine Stücke noch ich haben ihm gefallen. Ein recht fader Patron dieser Graf, der nicht einmal deutsch kann!

Raimund sprang vom Schreibtische auf.

In Wien, sagte er, werde ich wol schwerlich an meiner „gefesselten Fantasie" schreiben können! Wien ist nicht der Ort, poetisch denken und fühlen zu können. Ich gehe aufs Land; die Krankheit der Krones kommt mir gerade recht!

Die schöne Jahreszeit lockte ihn wieder nach Gaden.

Dort besitze ich einen Freund, dachte er, den jungen Bauingenieur Acks, der in Gaden in seinem Berufe der herrlichen Gegend lebt, und bei welchem ich den größten Theil meines „Feenmädchens" geschrieben; den will ich aufsuchen. Füge Gott, daß mich bei ihm die Freundschaft und die schöne Frühlingsluft zu einem Stücke begeistern mögen, welches den Beifall des Publikums eben so findet, wie jenes „Feenmädchen," dessen gelungensten Theil ich unter Acks Augen geschrieben.

Am andern Tage war Raimund schon bei seinem Freunde Acks in Gaden.

Freudig überrascht ging ihm dieser entgegen.

Ich bin gekommen, redete Raimund seinen Freund an, bei Ihnen zu dichten und was ich gedichtet, Ihnen vorzulesen. Sie werden mich gewiß gut aufnehmen. Sie haben mir Ihre Freundschaft schon oft bewiesen. Mein „Feenmädchen" dankt Ihnen größtentheils sein Gelingen; die Idee: „die Jugend von „Wurzel" Ab-

schied nehmen und das hohe Alter bei ihm erscheinen zu lassen, sind mir hier in Ihrem schönen Landaufenthalt eingefallen; hier bei Ihnen zeigte sich meine Fantasie fessellos, es wird also die „gefesselte Fantasie" Glück haben.

Acks sorgte für Raimunds Unterkunft und da der Abend gar so lieblich war, lud Acks seinen dichtenden Freund ein, mit ihm einen Spaziergang nach Sparbach zu machen.

Indeß wird Ihr Zimmer geordnet, sagte Acks. Tinte, Feder und Papier sind in Massen vorhanden. Raimund braucht ja sonst nichts! Alles Uibrige, woraus ein Stück wird, hat er im Kopfe!

Die beiden Freunde schlugen den Weg nach Sparbach ein.

Anfänglich war Raimund sehr gesprächig, erzälte viel, ließ sich erzälen, aber plötzlich wurde er einsilbig und ging ganz lautlos einher.

Ich glaube gar, Sie werden mir auf diesem herrlichen Wege melancholisch! sagte Acks. Was ist Ihnen denn plötzlich?

Raimund schritt immer wie ein Taubstummer neben Acks.

Sie werden noch in den Graben, der neben unsern Weg sich hinzieht, hineinfallen, erinnerte Acks, wenn Sie so starr vor sich hinblicken und nicht Acht haben!

Lassen Sie mich, bat Raimund.

Betreten Sie doch wenigstens den Wiesenweg. Es kommen uns mehrere Reiter entgegen. Sie können niedergeritten werden!

Sie sind aber ein kindischer Mensch! betonte Raimund. Merken Sie denn nicht, daß ich gerade mit dem ersten Akte meines Stückes beschäftiget bin?

Wie kann ich denn dies merken?

Ja, ja, sagte Raimund. Auf diese Art muß es

gehen. Der Aktschluß ist fertig! Geschwind jetzt Papier und Bleistift her! Von dem, was ich geschaffen, darf auch nicht ein Semikolon fehlen.

Ohne Papier und Bleistift geht ein Ingenieur nie ins Freie, sagte Acks.

Acks überreichte seinem Freunde beides und dieser setzte sich auf einen Baumstrunk am Wege und schrieb den Aktschluß nieder.

Wenn ich nur jetzt ein Klavier hätte! sagte Raimund.

Kehren wir um, erwiederte Acks. In Gaden schaff' ich Ihnen ein Spinnett. Zu was gebrauchen Sie es?

Hab ich nicht mein „Brüderlein fein" bei Ihnen komponirt? Muß ich jetzt nicht wieder meine Lieder in Musik setzen? Ich habe bereits eine Melodie.

Raimund sang sie.

Seien Sie so gut, sagte er, und merken Sie sich dieses Tonstück bis wir nach Hause kommen. Zu Hause bei dem Spinnett schreib ich die Melodie nieder.

Acks lachte.

Da kämen Sie schön an! sagte Acks. Ich merke mir kein Lied mit einem Text, ein Lied ohne Text bleibt mir nicht fünf Minuten im Kopfe.

Wissen Sie, was Sie thun können? Singen Sie mein Lied, bis wir nach Hause kommen, in einemfort. Ich dichte indeß die ersten Szenen des zweiten Aktes.

Acks mußte unaufhörlich lachen, brummte aber wirklich die Melodie des Liedes für sich hin.

Acks behielt die Melodie auf diese Weise im Kopfe, bis er mit Raimund nach Hause kam.

Dort angekommen, rief Acks hastig und ängstlich:

Um Gottes willen! schreiben Sie jetzt geschwind die Melodie nieder; ich fühle es, sie will mir entschwinden.

Acks sang mit großer Rapidität noch einmal das Lied.

Da haben Sie es! rief er. Aber nun lassen Sie mich aus mit Ihren musikalischen Anliegen. Ich bin ja keine Noten-Registratur!

Alles recht, erwiederte Raimund, wenn Sie nur jetzt nicht so falsch gesungen hätten!

Ei was! versetzte Acks, Sie haben mich falsch gemacht. Eine so verfluchte Kommission hat mir ja noch kein Mensch auf der Welt zugemuthet!

Die Melodie wurde zu Papier gebracht.

Die ersten drei Szenen des zweiten Aktes schrieb Raimund auch noch nieder, dann sagte er:

Genug für heute! — Acks, haben Sie morgen Zeit?

Ich werde mir Zeit nehmen, wenn es sein muß.

Ja, ja! Nehmen Sie sich Zeit! Ich finde, daß ich Sie herrlich verwenden kann. Sie sind mir lieber, als Grohovski vom Leopoldstädter Orchester. Der merkt sich meine Kompositionen lange nicht so gut wie Sie! — Morgen gehen wir wieder nach Sparbach. Ich sing' Ihnen ein Duett vor, das müssen Sie sich abermals merken! Ich finde, Sie sind der Mann hiezu!

Ich werde Ihnen den Schullehrer von Gaden engagiren, erwiederte der heitere Acks unter beständigem Lachen! der Schullehrer soll seine Geige mitnehmen und Ihre Kompositionen spielen. — Wenn es gut geht, verfertigen Sie noch eine ganze Oper auf unsern Spaziergängen, und verlangen, daß mein Kopf die Partitur behalte!

24. „Die gefesselte Fantasie" — „Moisasurs Zauberfluch."

Raimunds Aufenthalt in Gaden trug ihm die ersprießlichsten Früchte.

An der Seite eines solchen Freundes wie Acks, schritt er mit jedem Tage mit seinem Stücke weiter.

Freilich mußte Acks die Eigenheiten Raimunds mit Geduld ertragen, und so manchen Absonderlichkeiten sich fügen.

Hiezu gehörte, daß Raimund, wie man zu sagen pflegt, mit den Hühnern schlafen ging und mit dem ersten Hahnenruf wieder aufstand.

Was er da dichtete, mußte Acks augenblicklich vernehmen.

Oft lag der junge Ingenieur, der ermüdet von seinen Ausmessungen der Gadenergegend, heimgekehrt war, und nachts noch an seinem Kataster gearbeitet hatte, im weichen Bette, um sich eines erquickenden Schlafes zu erfreuen, aber es half ihm nichts; Raimund weckte ihn, und erheben mußte sich Acks und die Szenen, welche Raimund geschrieben, die Verse, die er gedichtet, die Lieder, die er komponirt, mußte er hören.

Als Acks eines Morgens, die Sonne war kaum aufgegangen, sich des Schlafes nicht erwehren konnte, rief ihm Raimund zu:

Sie sind aber doch ein sonderbarer Mensch! — Ich habe bereits einen halben Akt geschrieben, und Sie sind nicht einmal im Stande, eine Szene, ohne wieder einzuschlafen, anzuhören.

Ich bin zu ermüdet von meinen gestrigen Exkursionen, erwiederte der Ingenieur, aber lesen Sie nur. Ich höre zu!

Nein, dann schlafen Sie wieder, Sie müssen aufstehen!

Acks raffte sich auf, zog seinen Schlafrock an und setzte sich vor den Dichter hin.

Raimund las sein Werk vor. Er ging noch weiter; er spielte auch die interessantesten Szenen

wie wenn er auf dem Theater stände. Die Szene in der „gefesselten Fantasie,“ welche im Wirthshause vorgeht, und in welcher er wie ein Rasender gegen diejenigen eifert, die da nicht glauben wollten, daß er seine Stück selbst geschrieben und seine Lieder selbst gedichtet, gab er mit einer solchen Wahrheit, einem solchen Feuer, daß Acks ausrief:

Um Gottes willen, ereifern Sie sich nicht gar so sehr! Schreien und poltern Sie nicht so laut; — die Bauern in Gaden könnten glauben, ich wolle Sie umbringen!

Glauben Sie, daß diese Szene Effekt machen werde?

Ganz gewiß.

Daß das Publikum, welches durch meine Feinde und Neider irregeführt werden soll, Partei für mich nehmen werde?

Ganz gewiß.

Sagen Sie doch nicht immer „ganz gewiß!“ dieses „Ganz gewiß“ beruhigt mich nicht! Da steckt noch immer ein halber Zweifel dahinter!

So sage ich Ihnen denn, daß das Publikum Ihnen enthusiastisch seine Simpathien bezeigen, ja, daß ich meinen Kopf einsetze, man werde Ihnen die beispiellosefte Anerkennung zollen; kein Mensch in ganz Wien wird mehr zweifeln, daß Sie die Stücke, welche bisher unter Ihrem Namen erschienen, wirklich geschrieben!

So höre ich es gerne; so hätten Sie gleich sprechen sollen! Geduld! Jetzt lese ich Ihnen die Wirthshausszene noch ein Mal vor. Ich bin neugierig, was Sie jetzt dazu sagen.

Raimund marterte Acks mit seinem Vorlesen; aber Acks war ein so warmer, aufrichtiger Freund des Dichters, daß er ihn gerne gewähren ließ.

Als „die gefesselte Fantasie“ zur Aufführung kam, hatte Acks in der That die Wahrheit ge-

sagt, die besprochene Szene fand enthusiastischen Anklang, aber das Stück selbst, so vortrefflich auch Krones die „Fantasie“ spielte, so reich an komischen Nuancen auch Raimund den Harfenisten darstellte, so vermochte sich doch das Publikum nicht recht mit diesem „Zwitterbilde von Poesie und Gemeinheit“ zu befreunden und Publikum und Kritik fällten kein günstiges Urtheil darüber.

Es wurde dieser Zauberschwank wol einige zwanzig Male aufgeführt; die Direktion brachte denselben aber nur aus Artigkeit für Raimund auf das Repertoir; der Theaterbesuch war immer karg.

Raimund schrieb in seiner Biografie über „die gefesselte Fantasie“: „Dieses Stück wurde „zwar belobt, konnte sich aber keines Zulaufs erfreuen. „Was ich schon früher befürchtete, traf hier ein. Es „war dem Publikum nicht komisch genug und die Idee „nicht populär.“

Raimund schrieb nun schnell ein anderes Stück. Es hieß „Moisasurs Zauberfluch,“ welches zwar noch ernster, aber poetischer gedacht und besser gemacht war. Es gefiel, weil er, wie er selbst in der oft bemerkten Biografie sagte, die Vorsicht gebraucht hatte, es im Theater an der Wien aufführen zu lassen.

Die Veranlassung, dieses Zaubermärchen dem Direktor Carl für das Theater an der Wien zu überlassen, ist zu originell, als daß sie hier nicht erzält werden sollte.

Carl sprach sich immer äußerst günstig über Raimund aus.

Bei einem Feste, das Carl im Theater an der Wien, in seiner Wohnung gab, und zu welchem auch Raimund und Krones geladen waren, äußerte sich Carl höchst günstig über dieses Künstlerpaar.

Uiber Raimund als Dichter, erschöpfte sich Carl in Lobeserhebungen und versprach, wenn ihm Raimund einst ein Stück schreiben sollte, ihn wie ein König zu belohnen.

Wie ein „Theater-König," scherzte Raimund. Wenn der Vorhang gefallen, so sieht man erst wie man getäuscht wurde.

Sie würden nichtgetäuschtwerden, versicherte Carl, und da Sie nicht selbst in Ihren Stücken bei mir spielen dürfen, nachdem Sie im Leopoldstädter Theater engagirt sind, so würde ich die Rolle, die Sie etwa für sich schreiben, übernehmen und sie mir von Ihnen einstudiren lassen, wie ein Anfänger.

Topp! sagte Raimund, wenn Sie dies wollen, so schreibe ich Ihnen ein Stück. Es muß aber noch vor der Hand, ein Geheimniß bleiben. —

Wirklich hielt Raimund Wort und brachte sein Manuskript nach ungefähr zwei Monaten dem Direktor Carl.

Hier ist mein Stück, sagte Raimund. Ich werde es Ihnen vorlesen. Gefällt es Ihnen, so lassen Sie es schnell in Szene setzen; ich leite alle Proben und studiere nicht nur Ihnen, sondern allen Ihren Schauspielern die Rollen ein.

Carl sagte Alles zu, was Raimund forderte.

Wir sind einig! versetzte Raimund. Jetzt werde ich anfangen zu lesen, aber ich bedinge mir noch Eins: Ihre Frau Gemalin muß zugegen sein, wenn ich lese. Ihre Frau Gemalin muß ebenfalls ihre Ansicht aussprechen, denn vor dem Urtheile dieser geistvollen Frau, habe ich die größte Hochachtung. Nicht nur, daß sie als Schauspielerin zu den Ersten in Deutschland gehört, so steht sie auch als dramatische Dichterin und Erzälerin oben an. Ihr Urtheil, und

sollte sie selbst mein Stück verwerfen, würde mich ehren und auszeichnen.

Carl, welcher selbst dem Urtheile seiner Frau die höchste Anerkennung zollte, bat dieselbe, der Vorlesung beizuwohnen.

Frau Margaretha Carl erschien und die Vorlesung begann.

Wir werden in diesen Mittheilungen nicht die Eindrücke beschreiben, welche Raimunds Stück auf Herrn und Frau Carl hervorbrachten.

Bald wurden der Direktor und seine Gattin so ergriffen, daß ihnen Thränen in die Augen traten, bald wurden sie so erheitert, daß sie laut auflachten.

Die Meinung, welche Herr und Frau Carl darüber aussprachen, beglückte den Dichter.

Es wurde rasch an das Einstudiren des Stückes: „Moisasurs Zauberfluch" geschritten.

Damals war noch Rott, welcher gegenwärtig im königlichen Hoftheater in Berlin engagirt ist, ein Mitglied des benannten Theaters. Rott spielte in Raimunds Zaubermärchen den „Genius der Vergänglichkeit."

„Moisasurs Zauberfluch," welcher am 25. September 1827 zum ersten Male aufgeführt, wurde überhaupt durch lauter ausgezeichnete Schauspieler dargestellt.

Die weibliche Hauptrolle gab Fräulein Zeiner, jetzt k. k. Hofschauspielerin in Wien, mit außerordentlichem Erfolge; Herr Carl spielte den Bauer „Gluthahn," welchen Raimund für sich selbst geschrieben hatte. Der beliebte Schauspieler Kunst, damals im vollen Besitze seiner schönen Mittel, stellte den Hoanghus dar. Herr Basson, später ebenfalls königlich preußischer Hofschauspieler, spielte den Moisasur; Madame Pann den Genius der Tugend, und

die beiden heitern Landleute wurden von Herrn Schmidt, jetzt k. k. Hofschauspieler, und Frau Kneisel, der leider zu früh verstorbenen Künstlerin, dargestellt.

Das Stück gefiel außerordentlich. Es gehört zu den besten des Dichters, welcher am ersten Abende der Vorstellung von dem begeisterten Publikum fünf Mal gerufen wurde.

Wie Raimund sich bedungen hatte, so geschah es auch. Dort, wo ihm die Künstler zu hoch standen, um ihnen die Rollen förmlich einzustudiren, begnügte er sich, ihnen seine Ansichten mitzutheilen.

Nur mit dem gegenwärtig königl. preußischen Hofschauspieler Rott hatte er einen schweren Stand. Rott gestattete dem Dichter kaum leise Andeutungen. Rott erklärte geradezu: er benöthige der Unterweisungen nicht. Was die Rolle gestatte, werde er daraus zu machen wissen.

Rott entsprach Raimunds Anforderungungun vollkommen und spielte meisterhaft.

„Moisasurs Zauberfluch" verwandelte sich für Raimund in einen wahren Zaubersegen. Nicht nur daß Raimund von dem Publikum und der Kritik ausgezeichnet wurde, so führte ihm dieses Stück auch wieder ein Herz zu, ein zwar räthselhaftes Herz, aber ein Herz, das Raimund über Alles ging, das Herz seiner noch immer unvergessenen Emmi.

Sie war im Theater.

Am Schluße des Stückes kam sie mit ihrem Gatten auf die Bühne.

Emmi war so hingerissen von ihres Freundes poetischer Begabung, daß sie nur die umherstehenden Schauspieler hinderten, ihn zu umarmen.

Emmi lief auf Raimund zu. In freudiger Aufwallung sagte sie:

Plan sehr, aber die Unterhaltung wurde dadurch nicht lebhafter.

Um vier Uhr war das Diner zu Ende.

Emmi theilte Raimund mit, daß sie in kurzem ihre Kinder in Wien erwarte, daß ihr Gemal ein Haus mit einem großen Garten in der Vorstadt Landstraße anzukaufen beabsichtige, daß er und Emmi sodann immer in Wien zu bleiben gedächten, und Raimund recht oft in ihrem Zirkel zu erscheinen geladen sei.

Als Raimund nach Hause kam, setzte er sich an seinen Schreibtisch.

Es bleibt mir nichts über als den Musen anzugehören, sagte er; so lange mir diese noch treu bleiben, werde ich nicht ganz unglücklich sein.

Raimund schrieb an seiner „gefesselten Fantasie," aber seine Fantasie war in der That gefesselt.

Raimund war ein Selbstquäler. Wer ihn nur oberflächlich beobachtete, mußte bemerken, daß es nicht bald einen Menschen gegeben, der sich aus Laune, Reizbarkeit, übelverstandenem Ehrgeiz solche Peinigungen und Martern auferlegte als er.

Zu diesem kam noch sein Mißtrauen gegen Jeden, der ihn nicht augenblicklich mit Lob überschüttete.

Eine stille Bewunderung kam ihm als eine Mißachtung vor. Diejenigen, welche nicht an die Brust schlugen vor Verehrung, erschienen ihm als Feinde und Widersacher. Er grämte sich, wenn selbst seine wärmsten Verehrer nicht jeden Moment benützten, ihm das dampfende Weihrauchfaß an den Kopf zu werfen.

Ein Beispiel, das den tiefsten Blick in die Art bietet, wie er sich selbst folterte, und seine Freunde unangenehm berührte, ist Folgendes:

Der Dichter Meyerhofer, ein geistreicher Mann, ging häufig mit Raimund um. Meyerhofer ach-

tete Raimund wahrhaft, und bewies ihm dies dadurch, daß er seine vielen Schwächen übersah.

Eines Tages fragte er diesen:

Was beachten Sie an mir mehr, mein Dichter- oder mein Schauspieler-Talent?

Ich stelle Sie als Dichter höher, antwortete Meyerhofer.

Also wäre ich als Schauspieler nichts? fragte Raimund, und ließ sich nicht eher beruhigen, bis Meyerhofer erklärte:

Raimund sei als Dichter und Schauspieler gleich ausgezeichnet.

Den bekannten Kritiker, Dichter und Kompositeur Kanne fragte Raimund einstens:

Welches von meinen beiden Stücken, „der Diamant des Geisterkönigs“ oder „das Mädchen aus der Feenwelt,“ stellst Du höher?

Den „Diamant des Geisterkönigs“ stelle ich höher, versetzte Kanne. Das ist nicht nur ein echtes Märchen, es ist auch schön durch seine Einfachheit und durchaus anziehend durch seine Heiterkeit.

Raimund fühlte sich auf das tiefste verletzt, gekränkt und gereizt. Er fuhr auf: „Dann geht das „Feenmädchen“ über Deinen Horizont!“

Und doch hätte es den Dichter eben so verletzt, wenn Kanne dem „Feenmädchen“ den Vorzug über den „Diamant“ eingeräumt hätte.

Bei solcher Selbstquälerei, die sich Raimund täglich neu bereitete, ist es nicht zu wundern, daß er, als er noch mit Gedanken an Emmi beschäftigt war, nicht viel am Schreibtische auszurichten vermochte. Er kaute an der Feder, endlich fiel ihm ein:

Daß er von Emmis Gatten doch kein Urtheil über sein Dichtertalent, noch über sein Schauspielertalent erfahren habe. Er hat mich ja gesehen, sagte er,

„Ihr Talent und der Ruhm, den Sie ernteten, waren es schon vor Jahren, welche mich zu Ihnen hinzogen. Ihr Talent und Ihr Ruhm haben nun auf eine Art an Weihe zugenommen, daß ich heute eben so fühle, wie damals, als ich Sie zum ersten Male sprach. Ich muß Ihnen dies gestehen, ich muß und freue mich beinahe, daß mein Gatte nicht deutsch versteht! Meine Verehrung für Sie könnte ihn eifersüchtig machen! — Ferdinand! kommen Sie morgen zu mir! Kommen Sie, daß ich Ihnen meine Bewunderung noch besser bezeigen kann: Kommen Sie! Ich erwarte Sie!

Mit diesen Worten wollte sie das Theater verlassen, doch Director Carl kam ihr entgegen.

Kaum erblickte Emmi den Direktor, so wendete sie sich mit eben solcher Begeisterung an Carl. Sie dankte dem Direktor für den Genuß, den er ihr und dem Publikum bereitet, und bat ihn, Raimund noch recht viel Freundliches zu sagen. Recht viel Freundliches sagen Sie ihm! bat Emmi.

Hierauf verließ sie in wahrer Aufregung die Bühne.

Carl, welchem die schöne, lebhafte Dame sehr wol gefiel, bestürmte Raimund ihm zu sagen, wer sie sei.

Raimund, durch Emmi freudig überrascht, und sich noch glücklicher fühlend als durch den Beifall des Publikums, erzälte dem Direktor von Emmi.

Einem Glücklichen geht das Herz weit auf.

Raimund verschwieg dem Direktor nichts von dem, was zwischen ihm (Raimund) und Emmi vorgefallen. Endlich schloß Raimund mit den Worten:

Ist ein Frauenherz nicht ein Räthsel und ist dieses Frauenherz nicht das allerräthselhafteste?

Carl lachte.

Guter Raimund, versetzte Carl, in der Naturgeschichte der Frauen habe ich erkleckliche Studien gemacht. Auch solche Sfinxe sind mir schon vorgekom-

men! — Ich wünschte, ich wäre an Ihrer Stelle! — Ist es Ihnen nicht eingefallen, daß Sie bei dieser Dame noch nicht den rechten Ton angeschlagen? — Diese Gräfin ist ja noch, bis auf den heutigen Tag, fast wahnsinnig in Sie verliebt? — Diese Gräfin hat aber ihre Viertel, in welchen ihre Liebe wie der Mond abnimmt oder zunimmt. Heute ist sie klar und durchsichtig wie der Vollmond. Wenn Sie, Herr Raimund, in einem solchen Viertel nicht mondsüchtig werden, so sind Sie zu bedauern!

Ich liebe Emmi ätherisch, seufzte Raimund.

Das ist das Wahre! erwiederte Carl. Im reinen Aether schwebt Luna! — Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Raimund. —

Sie haben mir den Bauer Gluthahn in Ihrem Stücke einstudirt. Ich habe ihn Silbe für Silbe so gesprochen, und Nüance für Nüance so gespielt, wie Sie gewünscht! — Ich möchte mit Ihnen quitt werden! Lassen Sie sich von mir den Gluthahn bei dieser Gluthenne einstudiren. Ich wette, Sie werden gefallen!

Setzen Sie mir nichts in den Kopf, Herr Direktor! versetzte Raimund. Sie wünschen mich konfus zu machen!

Geben Sie mir nur Gelegenheit, mit Emmi bekannt zu werden! — Wäre es gewagt, die Gräfin und den Grafen zu der Tafel einzuladen, die ich Ihnen, Herr Raimund, zu Ehren, am nächsten Sonntage in meinem Hause veranstalte?

Darüber will ich nachdenken, erwiederte Raimund.

25. Eine Uiberraschung.

Am andern Tage begegnete Raimund seinem Freunde Acks.

Ich gratulire Ihnen, sagte Acks. Das war gestern ein Abend!

Ja wol! versetzte Raimund.

Das Publikum war enthusiasmirt.

Und ich glücklich! —

Das begreife ich.

Ach, Sie wissen nicht Alles!

Raimund erzälte seinem Freunde von Emmi.

Ist das die schöne Gräfin? fragte Acks, von der Sie mir so manches mitgetheilt? Eine eben so reizende, als geistvolle und tugendhafte Frau, welche Sie zwar oft völlig rabiat gemacht hat, aber welche Sie dessen ungeachtet wie ein überirdisches Wesen verehren.

Dieselbe! — Aber hören Sie, Acks, mir ist Etwas in den Kopf gesetzt worden! Direktor Carl, der die Gräfin auf dem Theater sah und — wie man überall hört, ein famoser Weiberkenner sein soll, Direktor Carl glaubt nicht, daß sie überirdisch ist, er glaubt sie sei irdisch, sehr irdisch!

Das glaubt dieser Direktor von Jeder, und ist deshalb schon oft übel angekommen. — Ich kann es nicht leiden, wenn man über die Frauen so leichtsinnig aburtheilt. Es ist dies eine Beleidigung, nicht nur für die Frau, welche gerade verdächtigt wird, sondern für alle braven Frauen.

Sehen Sie, Acks, das gefällt mir von Ihnen, das ist schön, daß sie die Frauen vertheidigen! So habe ich mir Sie gedacht! Emmi ist brav, nicht wahr?

Ich kenne sie zwar nicht, aber ich zweifle keinen Augenblick. Was ich noch immer von ihr gehört, spricht für ihre unbegrenzte Ehrbarkeit!

Der Direktor meint: Ich hätte nur noch nicht den rechten Ton getroffen. —

Ich sage Ihnen, daß der Ton, den Sie anschlugen, gerade der rechte war, denn wären Sie fähig einen

andern Ton anzustimmen, so würde Gräfin Emmi Ihnen ihre Zuneigung schon längst entzogen haben.

Das glauben Sie wol selbst, daß Emmi — eine — wie soll ich denn sagen? — nun ja — eine Zuneigung zu mir gefaßt hat.

Allerdings! Sie waren ja Ihre erste Liebe!

Ich meine jetzt wieder eine Zuneigung, nachdem sie schon verheiratet ist — eine nachträgliche Zuneigung. —

Ohne Zweifel! Eine freundschaftliche Zuneigung. Die Frauen sind so! — Ein berühmter Mann gefällt ihnen immer besser, als ein blos schöner Mann. Sei der Mann nun berühmt als Staatsbeamter, Soldat, Künstler oder als Bürger. Einer, der sich durch bürgerliche Tugenden hervorthut, gefällt braven Frauen nicht minder.

Ein Mann, wie Sie zum Beispiel!

Ich bin noch jung, ich muß mir erst Ruhm erwerben.

Wissen Sie, Acks, um wieder auf Emmi zu kommen, so wäre ich doch neugierig, ob sie nicht vielleicht doch — — Sie verstehen mich schon! — — Ich bin heute bei ihr eingeladen. — Ich werde die Gräfin prüfen.

Da nehmen Sie sich in Acht, daß Sie bei dieser Prüfung nicht selbst übel wegkommen! Es wäre mir leid um Sie!

* * *

Raimund folgte der Einladung Emmis.

Er ließ sich melden.

Die Gräfin ging nicht, sie flog Raimund entgegen.

Selbst auf die Gefahr hin, von Ihnen als eine überspannte Frau betrachtet zu werden, sagte Emmi, muß ich Sie umarmen! — Ferdinand,

welch ein wunderbares Talent besitzen Sie! Welche Tiefe des Geistes haben Sie in Ihrem Werke geoffenbart. — Welch eine filosofische Anschauung der Menschen und ihrer Leidenschaften, welche Originalität in Ihren Gedanken und Bildern! — Ich besuche das Theater an der Wien heute noch ein Mal und morgen wieder, und will Ihr Stück sehen, so oft es gegeben wird. Die herrlichen Sentenzen, welche der „Genius der Vergänglichkeit" spricht, müssen Sie mir schriftlich mittheilen, ich will sie auswendig lernen.

Raimund war über Emmis Aussprüche so entzückt, daß er ihre Hände in einem fort an seine Lippen drückte und sie küßte.

Wie ist Ihnen denn zu Muthe, Sie, berühmter Mann! Ach, theilen Sie mir doch Ihre Empfindungen mit! Sie müssen ja selbst staunen, daß ein solcher Geist in Ihnen wohnt! Verwundern Sie sich nicht oft über die gigantischen Ideen, die in Ihnen schlummern, und die nun alle erwachen, wenn Sie den Zauberstab Ihrer Poesie zur Hand nehmen? —

Liebe Emmi, erwiederte Raimund, ich darf Sie doch unter vier Augen, noch so nennen?

Mein theurer Ferdinand, erwiederte die Gräfin, ich würde mich unglücklich fühlen, wenn Sie minder herzlich und vertrauungsvoll mit mir sprächen. Das ist der rechte Ton, in diesem Tone sollen Sie mit mir reden. —

Der rechte Ton? dachte Raimund. Mein Gott! Wenn das Carl wüßte, endlich habe ich ja doch den rechten Ton angeschlagen.

Aber dieser Ton wird mich zu kühn machen, sagte Raimund. Es ist mir so, als wenn Sie wieder ganz so wären wie damals; als wenn das Schicksal keinen — Grafen — keinen Gemal zwischen uns gestellt hätte.

Raimund, sagte Emmi, was ficht Sie an?

Können Sie mir zürnen, fuhr Raimund fort, wenn ich bei solcher Liebe, die Sie mir erweisen, das Unglück vergessen will, daß Sie mir entrissen wurden? — Emmi, ehe ich Ihnen noch danke für die Huld, die Sie mir durch Ihr Urtheil zuwenden, — gewähren Sie mir einen Augenblick, ignoriren Sie, daß Sie einen Gatten besitzen; — vollenden Sie mein Glück und erwiedern Sie —

Es ging die Thüre auf und herein sprangen die drei Kinder der Gräfin.

Arthur, der älteste Knabe meldete:

Mama, wir waren im Prater und hätten so gerne noch eine längere Fahrt gemacht, aber Fritz fing zu weinen an; er langweilte sich und so befahl die Bonne dem Kutscher, nach Hause zu fahren. —

Meine Kinder! sagte die Gräfin und stellte Raimund die Kleinen vor. Arthur, mein ältester Sohn, sechs Jahre alt; Hedwig fünf Jahre und Fritz drei Jahre alt.

Mein Gott! Was sind das für schöne, liebe Kinder! seufzte Raimund, diese Kinder könnten alle Drei mir gehören, wenn das Schicksal nicht so heimtückisch an mir gehandelt hätte!

Emmi sah Raimund ernst an und schwieg.

Und wo befindet sich der Herr Graf, fragte Raimund, den der ernste Blick Emmis aus der Fassung brachte.

Mein Albert ist in unserm Garten, antwortete sie, in unserm Garten, den Sie sogleich sehen sollen. Auch unser Haus müssen Sie beschauen. Es wird Ihnen sehr gefallen; es bietet uns jeden Komfort, den wir wünschen können.

Ach! seufzte Raimund, ich hätte so gerne noch länger unter vier Augen mit Ihnen gesprochen;

nun sind Sie nicht mehr Emmi, sondern Gräfin, sind Gattin und Mutter und ich freute mich auf Emmi so sehr!

Emmi stand von dem Sofa auf, auf welches sie sich niedergelassen, ergriff den Arm Raimunds, nahm Fritz an die Hand und sprach:

Arthur und Hedwig geht voraus. Wir suchen den Papa auf. Wir nehmen den Weg durch die Bildergallerie.

Arthur und Hedwig hüpften vor der Mutter her.

Als die Gräfin in die Bildergallerie gelangte, führte sie Raimund an eine Staffelei.

Wen stellt dies Bild vor? fragte Emmi?

Raimund staunte.

Das ist ja Therese Krones, sagte Raimund, wie sie leibt und lebt! — Wer hat das Bild gemalt?

Mein Gemal. Es ist zu bewundern, wie er Krones höchst ähnlich wieder gab, ohne daß sie ihm je gesessen!

Dann ist ja der Herr Graf ein außerordentlicher Künstler!

Und wer ist dies? fragte Emmi, und wies auf ein Bild, das am Fenster hing.

Mein Himmel! Das bin ja ich! Und wie gut getroffen! So ähnlich, daß ich selbst darüber erstaune. Und der Herr Graf hat mich ebenfalls gemalt?

Nachdem er Sie einige Mal gesehen, überraschte er mich mit Ihrem Bilde. Er hat mir dadurch eine außerordentliche Freude gemacht. — Nun sehen Sie dieses Porträt an. —

Gräfin, das sind Sie! Ach Emmi, Sie leben ja auf diesem Bilde! — Der Herr Graf ist der größte Meister, den ich kenne.

Ich muß gestehen: mein Gemal hat es in der Malerkunst zu einer Vollkommenheit gebracht, die wirklich Bewunderung verdient. Wenn er und ich einstens verarmen sollten, — so würde seine Kunst uns ernähren.

Ich komme nicht zu mir vor Entzücken über Ihr Bild!

Es ist Ihnen bestimmt, lieber Raimund, sprach Emmi.

Da ich Raimund das Original entrissen, sagte der Graf, als er das Bild vollendet hatte, so soll er wenigstens die Kopie besitzen.

Einen solchen edlen, hochherzigen Gatten soll ich sein Kleinod rauben wollen, dachte Raimund, da müßte ich ja ein Ungeheuer sein!

Gräfin, sagte Raimund, führen Sie mich zu Ihrem Herrn Gemal, ich muß ihm danken, und Sie sollen ihm meinen Dank in seine Sprache übersetzen. Gräfin, darf ich dem Herrn Gemal um den Hals fallen? Ich armer Schauspieler besitze ja sonst keine beredtere Pantomime als diese!

Der Graf kam wie gerufen.

Raimund eilte auf ihn hin, ergriff des Grafen Hand und legte sie an sein Herz.

Die Gräfin theilte ihrem Gemale mit, was Raimund zu dieser Exaltation bringe.

Der Graf lächelte, führte Raimund zu dem Bilde der Gräfin und sagte in italienischer Sprache, daß er das Porträt seiner Gattin für Raimund gemalt, und daß es ihm großes Vergnügen gewähre, wenn dieses Bild ihn erfreue.

Wenn ich nur jetzt so viel italienisch spräche, um dem Grafen meine Verehrung auszusprechen.

Hierauf umarmte Raimund den Grafen, umarmte die Gräfin, umarmte die Kinder, nahm dann

den kleinen Fritz auf den Arm, und tanzte mit ihm in dem Saale umher, wie ein Trunkener.

Der Graf war so bewegt wie Raimund.

Jetzt, Frau Gräfin, sagte Raimund, führen Sie mich in den Garten. In dem geschlossenen Raume wird es mir zu enge.

Der Graf führte Raimund zu dem Bilde der Krones, und sah ihr Porträt mit traurigem Blicke an.

Der Graf fragte Raimund in italienischer Sprache, wie die Aermste sich befinde.

Es war kaum ein Monat vergangen, daß Jarosinski seinen Tod auf der Richtstätte gefunden.

Raimund erwiederte:

Krones ist wieder so heiter, als wenn nichts vorgefallen wäre. Das Publikum hat sich mit ihr ausgesöhnt; Krones spielt wieder mit demselben Humor, wie früher, und in Gesellschaft ist sie vielleicht ausgelassener denn je. Ihr Leichtsinn ist ihr Glück. Wenn ich mich in ihrer Lage befunden hätte, wäre ich vom Schlage berührt worden.

Die Gräfin übersetzte diese Aeußerung Raimunds ihrem Gatten.

Eben recht, daß ich mich erinnere, sagte Raimund. Ich habe von einer Gesellschaft gesprochen, welche Krones erheitert, eine solche wünscht die Ehre zu haben, die Frau Gräfin und den Herrn Grafen zu fetiren. Direktor Carl gibt mir zu Ehren ein Festessen. Er fragt durch mich an, ob er auf die Auszeichnung rechnen dürfe, das gräfliche Paar in seinem Hause zu sehen? Krones ist ebenfalls geladen, dann alle ersten Mitglieder der Carlschen Bühne, auch einige andere höchst respektable Personen. — Wenn der Graf und die Frau Gräfin nicht abgeneigt sind, an dem Feste, das Carl mir zu Ehren gibt, Theil zu nehmen, so wird der Di-

rektor selbst bei Ihnen erscheinen und seine Einladung machen.

Emmi übersetzte dem Grafen diese Rede.

Der Graf nahm sie mit Freuden auf und Emmi bemerkte:

Längst hätte ich schon gewünscht, in eine Gesellschaft zu kommen, in welcher sich so viele ausgezeichnete Künstler befinden, besonders die heitere Krones. Diese auch außer dem Theater kennen zu lernen, wird mir große Heiterkeit gewähren.

Während dieses Gesprächs war man in den Garten gekommen.

Raimund nannte diesen Garten ein Paradies. Er bewunderte eben so die Anlage als die herrlichen Gesträuche und Blumen.

Endlich empfahl sich Raimund und verfügte sich nach seiner Wohnung.

Wie erstaunte er, als er über seinem Sofa das Bild Emmis bereits vorfand. Der Graf hatte es gesendet und hiezu ganz unbemerkt Befehl gegeben.

Raimund starrte das Bild an.

Emmi, sagte er, räthselhaft bleibst Du mir immer, doch ist es mir einleuchtend, daß, wenn selbst eine Frau lockere Grundsätze hätte, und einen Gatten wie Emmi besäße, es unmöglich wäre, einen solchen Gatten zu kränken.

Herr Direktor Carl, dachte Raimund, hier wird Ihre Menschenkenntniß auf eine schwere Probe gestellt. Herr Direktor Carl, ich bin auf Ihren Ausspruch begierig.

* * *

Das Festessen wurde leider für lange Zeit hinaus geschoben.

Bald ward Raimund unwol, bald Krones krank, endlich wurde auch Emmi durch die Krankhei-

ten ihrer Kinder, die alle drei an den Masern darnieder lagen, abgehalten, an dem Diner Theil zu nehmen.

Es verging der Herbst und der Winter des Jahres 1827. Das Festessen konnte noch immer nicht statt finden.

Zu Anfang des Jahres 1828 thürmten sich schwere Gewitterwolken über die Häupter der Administratoren der Leopoldstädter Bühne.

Ein Käufer des Theaters, meldete sich, ein Herr Rudolf Steinkeller. Er manövrirte mit seinem Anwalt so geschickt und dabei so geheimnißvoll, daß den Leopold Huberschen Gläubigern, als Nachfolger im Pachte, — das Theater aus den Händen gewunden wurde. Eines schönen Morgens waren, der wackere Doktor Manquet, der ehrliche Nußböck sammt dem Direktor Sartory ihrer Posten entsetzt, und der genannte Herr Steinkeller wurde der Schauspieler-Gesellschaft, als Eigenthümer dieser Kunstanstalt vorgestellt.

Herr Steinkeller war ein Ignorant, ein Mensch, der nicht so viel verstand, um einen Statisten zu beurtheilen, allein er hatte einmal durch sein Geld oder vielmehr durch das Geld seines Bruders, des wahrhaft geachteten Banquiers Peter Steinkeller in Warschau, sich das Theater angeeignet, und so stellte sich denn Herr Rudolf an die Spitze mit all der, nur ihm eigenen Frechheit, Keckheit, Unwissenheit und was das Aergste war, Roheit und Härte.

Nur die Behörde konnte noch einigermaßen helfen, und sie that es, indem sie diesem Manne nicht freie Hand bei der technischen Leitung des Theaters ließ, sondern Ferdinand Raimund dafür aufstellte.

Raimund übernahm die Stelle eines Direktors im Frühjahr 1828, und sein Name als solcher figurirte

am 17. April in demselben Jahre zum erstenmale auf der Theateraffiche.

Diese Direktorstelle bereitete dem guten Raimund den herbsten Kummer. In welche Konflikte sein Verstand mit der grassen Dummheit des Herrn Steinkeller, sein Herz mit der beispiellosten Tirannei, sein wolwollendes Benehmen mit der zurückstoßendsten Brutalität gerieth, wissen noch alle, welche vor 27 Jahren um das Leopoldstädter Theater sich bekümmerten und noch am Leben sind.

Einen Mann wie Rudolf Steinkeller hat es nie gegeben, und wird es wol nie wieder geben. Diesem Manne hat nur unumschränkte Gewalt und die Macht über Leben und Tod gefehlt. Hätte er diese Macht besessen, so würde er hinter jede Couliße eine kleine Guillotine gestellt haben.

Raimund nannte ihn scherzweise den „Caligula" von der Weichsel, und seinen Sekretär den „Sir Kocke" vom Alserbach.

26. Eine ensetzliche Szene aus dem Leben Raimunds.

Rudolf Steinkeller war also Besitzer des Leopoldstädter-Theaters und Raimund Direktor; leider ein sehr ohnmächtiger Direktor.

Er vermochte nichts gegen einen eben so dummdreisten als halsstarrigen, herz-, gewissenlosen und rohen Menschen auszurichten!

Was Raimund immer für die Ehre des Kunstinstitutes unternehmen, was er Rühmliches, Lobenswerthes und dem Publikum Erfreuliches einführen wollte, Steinkeller trat dagegen auf.

„Ich bin der Herr!" polterte Steinkeller, „ich

bezahle den **Direktor und die Gesellschaft! Direktor und Gesellschaft müssen tanzen, wie ich pfeife!"**

In diesen Ansichten wurde der Idiot Steinkeller durch seinen Theatersekretär, Sir Gottlieb Koke, wie Raimund den Schleicher und Tukmäuser zu nennen pflegte, noch auf das nachdrücklichste unterstützt.

Das erste, was der „Caligula von der Weichsel" unternahm, war, daß er die unter der früheren Direktion den Künstlern eingeräumten Benefizen und freien Wohnungen einzog; die Gagen schmälerte und das Personal reducirte.

Der Sekretär hatte das Sprüchwort:

Es müssen ganze Bruten ausgerottet werden!

Es gelang den beiden Ehrenmännern vollkommen, denn binnen achtzehn Monaten verließen dieses Theater:

Johanna Huber, Katharina Ennöckl, Therese Krones, Louise Kupfer, Ignaz Schuster, Johann Lang u. s. w.

Andere Mitglieder wurden in ihren Gagen so zurückgesetzt, daß sie mehr als die Hälfte verloren; unter diesen der ehemalige Direktor Johann Sartory, Josef Fermier, Wenzel Müller, Paul Rainoldi und Frau u. s. w.

Begünstigt wurden von Steinkeller nur die Schauspieler: Schaffer, weil dieser, so zu sagen, ein Schwager des Theatersekretärs war, dann Tomaselli und Landner, weil beide die rohen Späße des Herrn Eigenthümers, die in Püffen, Kneipen, Durchbläuen mit einem spanischen Röhrchen u. s. w. bestanden, duldeten.

Schon in dem Romane „Therese Krones" wurde die Wirthschaft beschrieben, welche in den

Jahren 1828 und 1829 das Theater in der Leopoldstadt durch Steinkeller und seinen Sekretär, so herabbrachte, daß es, mit sehr wenigen Ausnahmen, dem Josefstädter-Theater in der letzten Zeit (unter Herrn Megerles und dann unter Swobodas Leitung) gleichkam.

Wol machte Raimund Riesenanstrengungen; er schrieb zwei Stücke, „die unheilbringende Zauberkrone," welche aber wirklich nur Unheil brachte, und dem Verfasser die Dichterkrone nicht erwarb, und den „Alpenkönig," der allerdings mit außerordentlichem Beifalle gegeben wurde, aber doch nicht den Sturz des Leopoldstädter Theaters aufzuhalten vermochte, welcher so gewaltsam erfolgte, daß Herr Rudolf Steinkeller, vor dem Grimme seiner vielen Gläubiger und dem Hasse des Publikums fliehend, sich in einer Verkleidung aus Wien retten mußte; ein, nur zu wolverdientes Schicksal für einen Menschen, dessen abscheuliches Treiben es gleichsam nicht anders gewollt hatte.

„Es müssen ganze Bruten ausgerottet werden!" war das Motto des engherzigen und bornirten Theatersekretärs, des „Sir Gottlieb Koke vom Alserbach!" Ja wol! Schade nur, daß nicht früher Rudolf Steinkeller und Kompagnie, als die abscheulichste Brut, ausgerottet wurden; die Leopoldstädter-Bühne hätte noch lange seine ersten Mitglieder und seinen Glanz erhalten.

Raimund selbst verließ Steinkeller ein Jahr vor des letzteren schimpflicher Krida.

Man denke sich den Zustand jenes Theaters ohne Raimund, Schuster, Korntheuer, Huber, Ennöckl, Krones, Kupfer! Man denke sich die Entrüstung des Publikums. — Das Lieblings-

theater der Wiener war zur Kreuzerbude herabgesunken.

Raimund spielte im Jahre 1830 im Theater an der Wien. Er trat dreiund vierzig Mal in seinen Stücken auf, und erst in dieser Zeit konnte das längst projektirte Diner im Hause des Direktors Carl statt finden, zu welchem auch Emmi und der Graf so lange invitirt waren.

In der Zwischenzeit besuchte Raimund die geliebte Emmi recht oft, aber trotz allen Vornehmens, bei ihr den „rechten Ton" zu treffen, wollte ihm dies doch nie gelingen.

Raimund wünschte gewiß nichts, was Emmis Ehrbarkeit und seine eigene Rechtlichkeit hätte verlezzen können, aber recht innig vertraut wäre er so gerne mit der einstigen Geliebten geworden!

Dies gelang ihm nicht.

Emmis Liebe zu Raimund galt nur seinem Ruhme; der „nicht berühmte" Raimund hätte nie vor ihren Augen erscheinen dürfen.

Als Carl die schöne Gräfin in seinem Hause sah; als er bei Tische fast ausschliessend mit ihr sprach; als Carl sogar häufig mit Raimund in des Grafen Hause erschien, und fast immer durch seine gewandte Konversation die Gräfin zu den unbefangensten Aeußerungen veranlaßte, da mußte er bekennen, daß diese Frau einen Charakter besaß, wie ein Mann, Grundsätze, welche weder durch die brillantesten Redensarten, noch durch irgend einen Sinnenrausch anzutasten gewesen wären.

„Dieser Frau," sagte Carl zu Raimund, „habe ich viel abzubitten. Diese Frau besitzt die Gabe, in dem Momente, in welchem man bereits einen Sieg über sie erkämpft zu haben glaubt, eine unsichtbare Scheidewand aufzustellen. Ein Weib, wie dieses, erzieht sich

ihren Mann; sie hat den Grafen so liebenswürdig gestaltet, daß er allen Männern zum Vorbilde dienen könnte. — Einem Othello würde sie die Eifersucht unmöglich machen, einem Blaubart Vertrauen einflößen."

Ja, sie ist brav! erwiederte Raimund. Ermessen Sie nun mein Unglück, daß ich ein solches Weib verloren!

* * *

Das Jahr, in welchem Raimund, nachdem sein Kontrakt mit dem Leopoldstädter-Theater zu Ende, und er dasselbe, Herrn Steinkellers und seines Satelliten wegen, verlassen, brachte ihn in Situationen, die ganz jenen ähnlich, welche seinen entsetzlichen Tod herbeiführten.

Nach zahllosen fisischen und moralischen Leiden, nach tausend Kränkungen und Mühen, sehnte sich Raimund nach einem Ausfluge in die herrlichen Gegenden des Salzkammergutes, und engagirte hiezu einen Freund, den gegenwärtig bei dem Wiener Hoftheater angestellten Schauspieler Schmidt.

Die Reise wurde besprochen, der Tag des Aufbruches festgesetzt.

Kurz vorher begegnete Toni, Herrn Schmidt, und da sie sich stets mit warmer Freundschaft um Raimund bekümmerte, so erfuhr sie auch, daß Raimund plötzlich einer Melancholie verfallen sei, welche Schlimmes befürchten lasse.

„Ich vermag nicht selbst um Raimund zu sein, sagte Toni zu Schmidt; ich bin also nicht im Stande zu ergründen, welchen Ursachen sein schweres Seelenleiden zuzuschreiben ist; aber Sie, lieber Schmidt, werden hiezu auf der Reise nach Salzburg Gelegenheit finden; Sie sind klug, umsichtig, dabei heiter und ein guter Gesellschafter, sind ein Freund Ihres Freun-

des! — Wenden Sie also Alles an, ihn von seiner Hipochondrie zu heilen. Bringen Sie ihn gesund, und an Leib und Seele gestärkt nach Wien zurück. Ich lege sein Schicksal in Ihre Hände und bin überzeugt, Raimund wird am besten bewahrt sein. Grüßen Sie mir Raimund herzlich, und geben Sie mir bald Nachricht, daß Ihnen die Heilung Raimunds gelungen."

Schmidt gelobte, den Wünschen Tonis zu genügen.

Die Reise begann.

Die ersten Stationen auf der Straße nach Linz legten die beiden Freunde ganz gut zurück.

Von der dritten Station angefangen, verfiel Raimund in einen Trübsinn, welcher seinem Freunde schwer aufs Herz fiel.

Was haben Sie? fragte Schmidt, Sie werden ja plötzlich so schwermüthig und trübsinnig, daß ich mich vor Ihnen fürchte? Und wie Ihre Mundwinkel zittern! Raimund, sprechen Sie, sind Sie krank? — Wir kommen jetzt nach St. Pölten, dort gibt es geschickte Aerzte, soll ich einen derselben zu Rathe ziehen?

Nein, nein, sagte Raimund; es wird vorüber gehen. Lassen Sie mich nur, wenn ich auch trübe Gedanken habe!

Die Freunde kamen in St. Pölten an.

Raimund sprang aus dem Wagen. Er ersuchte Schmidt einige Augenblicke zu verziehen, weil er im Gasthofe sich erst erkundigen wolle, ob er, da es schon vier Uhr geworden, noch ein ordentliches Mittagsmal erhalten könne.

Schmidt verweilte im Wagen.

Raimund blieb ziemlich lange aus.

Plötzlich kam er, stellte sich an den Wagenschlag und weinte wie ein Kind.

Schmidt eilte aus dem Wagen.

Um Gottes willen! rief Schmidt, was ist geschehen! Sie müssen mir Ihr Herz aufschließen! Ich beschwöre Sie, theilen Sie mir Ihren Gram mit. — Ihrer Erholung wegen, unternahmen Sie diese Reise, und statt diese zu erreichen, versenken Sie sich immer mehr in Ihren Kummer.

Ich will es Ihnen vertrauen, versetzte Raimund, kommen Sie; gehen wir aufs Feld hinaus; schlagen wir diesen abgelegenen Weg ein, damit uns niemand belausche.

Schmidt und Raimund gingen zwischen zwei Getreidefeldern einher.

Plötzlich blieb Raimund stehen und umschlang seinen Freund mit beiden Armen. Die Thränen quollen ihm dabei unaufhörlich aus den Augen.

Ich bin verloren! sagte er. Nicht einmal Gott kann mir helfen! — Hören Sie, was mir geschehen ist, aber entsetzen Sie sich nicht, sondern schenken Sie mir Ihr innigstes Mitleiden.

Schmidt stand sprachlos vor Raimund.

Ich muß etwas ausholen, sagte Raimund; ich muß Ihnen eine Geschichte erzälen, eine schreckliche Geschichte, eine Geschichte, die mich in wahre Verzweiflung versetzt.

Hören Sie!

Sie wissen, wie lieb ich meinen Hund hatte!

O ja, das treue, gute Thier! Besitzen Sie diesen Hund nicht mehr?

Wenn ich ihn noch besäße! Ich war an ihn so attachirt, wie noch an kein ähnliches Thier. Wenn ich aß, saß er neben mir, wenn ich schlief, schlief er zu meinen Füssen; war ich manchmal so menschenscheu, daß mir jedes Gesicht zur Qual wurde, — das kluge Gesicht meines ehrlichen Hundes wurde mir nicht zur Qual; ich liebkoste ihn. Seine Anhänglichkeit, seine

Treue erfreuten mich. Er verstand mich, er fühlte, daß mich irgend ein Kummer peinige; er zeigte mir seine Theilnahme, ja, er zerstreute mich sogar, und sah er mich wieder heiter, so bewiesen mir seine frohen Sprünge, daß seine Freude über meine Heiterkeit, keine Grenzen kenne.

Und ist Ihnen dieser Hund gestohlen worden, oder ist er dem Abdecker verfallen?

Sie sollen Alles erfahren!

Dieser Hund frühstückte vor einigen Tagen, wie immer, mit mir. Das heißt, ich gab ihm von meinem Kaffee, von der ersten Schale meines Frühstückes die Hälfte und dann machte es mir Spaß, eine Semmel mit ihm zu theilen. — Das letzte Mal als ich ihn sah, machte ich es eben so; da nahm er wol die Semmel in seine Schnauze, warf sie aber wieder von sich und verkroch sich hinter mein Bett.

Du hast heute keinen Appetit! sagte ich zu meinem Hunde. Diese Semmel sollst du mir schon noch fressen! Ich will sie dir aufheben.

Landner besuchte mich.

Er erzälte mir von Steinkeller. Von seiner schimpflichen Flucht, und wie Steinkeller um seinen Gläubigern und dem Polizeihause zu entrinnen, nach der Brigittenau sich begeben, wie ihn, von dort, Edelbauer in einer Verkleidung durchgeholfen, u. s. w.

Ich goß mir die zweite Tasse mit Kaffee voll, griff von einem Stück Semmel zum andern und erwischte unglückseliger Weise, auch das Stück Semmel, das meinem Hunde aus dem Maule gefallen war.

Das ist freilich nicht sehr angenehm! erwiederte Schmidt.

Allein die Semmel hatte ich bereits verzehrt und ich dachte nicht weiter daran.

Ich verließ meine Wohnung mit Landner und ging der Jägerzeile entlang, spaziren. Meinen Hund ließ ich zurück.

Ich machte meine gewöhnliche Morgenpromenade, und besuchte mehrere Freunde. Mittags speiste ich bei der Gräfin Emmi.

Als ich Abends nach Hause kam, war der Hund nicht da.

Er ist fortgelaufen! sagte mein Bedienter, gewiß hat er Sie gesucht, er begibt sich an alle Orte, wo er Sie vermuthet. — Er wird schon nach Hause kommen.

Der Hund kam nicht.

Am andern Morgen läßt sich ein Kerl mit dem Halsbande des Hundes bei mir melden, auf welchem mein voller Name und die Adresse meiner Wohnung in Messing gravirt, zu lesen ist.

Ich frage den Burschen, wie er zu dem Halsband gekommen?

Ganz einfach, antwortete der Bursche. Ich bin ein Knecht des Abdeckers. **Ich mußte Ihren Hund vertilgen, weil er wüthend war. Hier bringe ich sein Halsband.**

Ich ward über diese Nachricht so leichenblaß, fuhr Raimund fort, daß es dem Burschen, der sie mir hinterbrachte, auffiel.

Ich habe Sie erschreckt, sagte er, mir ist leid; Sie haben den Hund gewiß sehr lieb gehabt, aber er mußte getödtet werden. Wenn er Sie gebissen hätte, was für ein Unglück wäre da erfolgt; denken Sie an den Prinzen von Nassau!

Was ist diesem geschehen? fragte ich mit einem Angstgefühl, das Sie sich erklären können.

Geschehen, erwiederte der Abdecker, ist ihm nichts, aber er war resoluter als Sie. Ich habe auf seinen Befehl, alle seine Hunde, neun an der Zahl, wel-

che doch nicht wüthend waren, erschlagen müssen, und blos darum, weil ein wüthender Hund in die Caserne gekommen war, in welcher der Prinz wohnte. Die Hunde tödtete ich alle, ohne daß sich hierüber der Prinz entfärbt hätte wie Sie, wegen eines einzigen.

Bin ich denn darüber erschrocken, daß mein Hund todt ist? Ich habe ja ein Unglück durch den Hund gehabt. —

Sind Sie von ihm gebissen worden?

Nein, aber — — und nun erzälte ich dem Burschen, was ich Ihnen so eben erzälte.

„Da müssen Sie abwarten," versetzte der Abdecker, „was geschehen wird; der Fall ist mir neu. Wenn Sie aber neun Tage, neun Wochen, und neun Monate überstehen, ohne daß Sie die Wasserscheu ergreift, so geschieht Ihnen nichts; darauf können Sie sich verlassen!" In vier Tagen sind es neun Tage, soll ich nun nicht in Verzweiflung gerathen?

Es geschieht Ihnen nichts, antwortete Schmidt, Sie werden sich überzeugen.

Vielleicht nicht in neun Tagen, aber wohl in neun Wochen! Indeß tödtet mich die Angst oder ich lege Hand an mich! An der Hundswuth werde ich nicht sterben, das dürfen Sie mir glauben.

Haben Sie denn keinen Arzt befragt?

Wozu? Ein Doktor kann mir ebenfalls antworten, der Fall ist neu!

Warum nicht gar! Ein Arzt, namentlich ein geschickter Arzt, wird anders sprechen; reisen wir sogleich zurück nach Wien. Doktor Lichtenfels wird Sie von Ihrer Angst befreien.

Nein! nein! Wir gehen nach Salzburg; von da nach Hellbronn in den Garten des Erzbischofs, dort sind zahllose Fontainen, Wasserspiele und Wasserkünste; wenn diese alle ihre Wasserstrahlen auf mich wer-

fen, und ich werde nicht wasserscheu, dann will ich mich beruhigen, bis die neunte Woche herankommt.

Schmidt drang wiederholt in Raimund mit ihm nach Wien zu reisen; Raimund hörte ihn nicht, alles was Raimund that, war, daß er mit Schmidt ins Wirthshaus ging und mit ihm speiste.

Bei Tische trank Raimund außerordentlich viel Wasser.

Noch kann ich es trinken ohne Ekel, sagte Raimund, aber am neunten Tage! Am neunten Tage! ach, Gott! ach, Gott! — Am neunten Tage werde ich kein Wasser mehr sehen können; Sie werden sich überzeugen!

Schmidt wendete seine ganze Beredtsamkeit an, beschwor abermals Raimund, in St. Pölten einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Raimund wollte nicht, und so machten sich denn die Freunde auf den Weg, und kamen endlich in Linz an.

Auch in Linz wollte Raimund keinen Arzt annehmen.

Die beiden Freunde kamen nach Vöklabruck.

Dort mußten sie im Wirthshause eine Zeit bleiben, weil der Reisewagen brach.

Raimund fand in der Wirthsstube ein altes Buch, unter dem Titel: „Der erfahrene Rathgeber in allen Lebensgefahren, Krankheiten, Unglücksfällen“ u. s. w.

Raimund fiel über diesen vergilbten Hausschatz her mit einer Gier ohne Gleichen. Er durchflog die Kapitel I: „Wenn man sich verbrennen thut;“ II: „Wenn man sich quetschen thut;“ III: „Wenn man einen Leibschaden erhalten thut;“ IV: „Wenn man einen Ertrunkenen retten will;“ V: „Wenn man einen Erhängten retten soll;“ VI: „Wenn man einen mit der Hundswuth Befallenen findet“ u. s. w.

Raimund verschlang dieses Kapitel mit Heißhunger. Allein Mittel gab das Buch gegen die gräßlichste aller Krankheiten nicht an, sondern nur Andeutungen über die Simptome.

„Vor Allem," hieß es in dem Buche, „beobachte man, ob dem Patienten ein Grauen überfällt, wenn er irgend eine Flüssigkeit sehen thut."

Raimund sah sich sogleich nach einer Flüssigkeit um.

Er fand hinter dem Ofen einen Krug, mit Tinte angefüllt.

Er starrte hinein.

Das ist nichts, sagte er, das ist Tinte! Solche Flüssigkeit kann nicht gemeint sein.

Er las weiter.

„Milch, Bier, Wein, Alles erzeugt bei Einem, den ein wüthender Hund gebissen, Ekel."

Raimund rief dem Kellner: „Schnell, bring' mir „Milch, Bier und Wein! Schnell! Schnell!"

Wie viel Milch, wie viel Bier, wie viel Wein?

So viel Du willst, je mehr, desto besser! Nur um Gottes willen! eile!

Raimund las abermals in dem Buche:

„Am auffallendsten ist aber bei einem solchen Patienten, der Abscheu vor dem Wasser. Ob Wasser in einer Pfütze, in einer „Lacke," in einer Quelle, einem Bache oder Flusse, der Patient entsetzet sich immer; ja, Wasser, noch so gering, in einem Gefässe, erfüllet ihn mit Zuckungen, und sträubet sein Haar empor."

Raimund lief in den Hof zu dem Brunnen und schöpfte eine dort stehende Kufe voll.

Er starrte in dieselbe, er nahm mit der hohlen Hand Wasser heraus und führte es zum Munde. Er bemerkte keinen Abscheu.

Indeß kam der Kellner mit einem Brett, auf

welchem sich ein Glas mit Milch, ein Glas mit Bier und eine Bouteille Wein befanden.

Raimund ließ fast seine Augen in diesen Flüssigkeiten stecken, dann trank er Milch, Bier und Wein in raschen Zügen schnell nach einander.

Es ist nichts! sagte er. Es ist nichts, aber es ist ja auch noch nicht der neunte Tag!

So quälte er sich fort, bis der Wagen reparirt war und er mit seinem Freunde Schmidt nach Salzburg kam.

Beide fuhren nach Hellbronn.

Es war bereits der neunte Tag angebrochen.

Raimund befand sich mitten unter den Wasserkünsten; statt Hoffnungen zu schöpfen, da der neunte Tag herangekommen, wurde er nur noch kleinmüthiger, und fantasirte von den Gefahren des zehnten Tages, endlich von den Gefahren der neunten Woche.

Schmidt wußte sich mit dem Unglücklichen nicht mehr zu helfen.

Reisen wir nach Wien zurück. Ich beschwöre Sie noch ein Mal. Sie haben nun ein Mal zu keinem andern Arzte Zutrauen, als zu Doktor Lichtenfels. Ihrem Zustande muß ein Ende gemacht werden. Ich ruhe nun nicht eher, bis Sie wieder im Wagen sitzen und mit mir nach Wien fahren.

Raimund fiel seinem Freunde an den Hals. Er weinte heftig und sagte unter lautem Schluchzen:

Ja, ja, nach Wien! nach Wien! zu meinem Doktor! — Ich wollte schon in St. Pölten umkehren, scheute mich aber, Ihnen dies zu bekennen, weil ich Ihnen die Freude, Salzburg zu sehen, nicht rauben wollte.

Es wurden alsogleich Anstalten zur Abreise getroffen.

Vorher kaufte Raimund noch einen Becher, um,

wie er sagte, auf dem Heimwege aus jedem Brunnen, aus jeder Quelle, aus jedem Flusse u. s. w. trinken und beobachten zu können, ob bei ihm die Wasserscheu noch nicht ausgebrochen sei.

Was Schmidt durch die immer höher steigende Angst seines Freundes litt, läßt sich nicht beschreiben. Obgleich Raimund den Kutscher unaufhörlich antrieb, schneller zu fahren, so hielt er ihn doch jeden Augenblick wieder an. Wo er einen Wasserquell vermuthete, stieg er aus, spähte darnach, und fand er Wasser, so trank er davon. Auch bemerkte Schmidt, daß Raimund mit selbstmörderischen Gedanken umging. Erblickte Raimund irgendwo einen Abhang, einen steilen Pfad, einen Abgrund, so eilte er auf diesen zu; Schmidt mußte immer hinter Raimund her sein, sonst hätte er sich gewiß ein Leid angethan. Dazu kam noch, daß der Kranke in der Einbildung, große Strecken zu Fuß ging und bei Strengberg seinen Wagen aus den Augen verlor.

Das muß mir auch noch geschehen! sagte Raimund, daß mein Kutscher nirgends zu finden ist. Jede Minute geht mir ab!

Endlich entschloß sich Raimund, die Post zu nehmen, um schneller nach Wien zu kommen.

Nach entsetzlichen Nächten und qualvollen Tagen trafen die Reisenden wieder in St. Pölten ein.

Da fanden sie einen Schriftsteller aus Wien, einen Freund Raimunds.

Sie mietheten im Gasthofe zwei Zimmer.

In dem ersten Zimmer schliefen Schmidt und der Schriftsteller, in dem zweiten Zimmer Raimund.

Die Verbindungsthür blieb offen.

Hier ereignete sich etwas Tragisch-Komisches.

Der Schriftsteller aus Wien war ein Schlafwandler.

Es war eine herrliche Nacht.

Der Vollmond prangte im schönsten Glanze und warf sein Zauberlicht durch die Fensterscheiben.

Weder Raimund noch Schmidt ahnten, welch sonderbaren Gast sie in ihren Zimmern aufgenommen.

Raimund klagte über beispiellose Müdigkeit und Schmidt hoffte, daß Raimund endlich ein Mal eine Nacht werde ruhig schlafen können.

Man begab sich zur Ruhe.

Raimund, der sich nie auf eine Reise begab, ohne ein paar scharfgeladene Terzerole mitzunehmen, eine Gewohnheit die er sich so sehr aneignete, daß er in späteren Jahren nicht einmal in Wien aus dem Hause ging, ohne seine beiden Schießwaffen; Raimund hing seine Terzerole neben seine Taschenuhr an die Wand, an welcher sein Bett stand.

Man schickte sich zum Schlafen an.

Um eilf Uhr wurde Schmidt durch ein Geräusch aufgeweckt.

Er blickte um sich.

Der Schriftsteller war aufgestanden, er ergriff den auf dem Boden liegenden Stiefelknecht und mit diesem bewaffnet, wanderte er im somnambülen Zustande gegen die Eingangsthür.

Schmidt hatte die Thüre verschlossen.

Als der Schlafwandler nicht durch dieselbe gehen konnte, kehrte er um und nahm seinen Weg nach dem Zimmer Raimunds.

Dieser gerade wieder brütend, ob er sich erschießen oder den Ausbruch der Wuth abwarten solle, saß im Bette und quälte sich mit seinen entsetzlichen Befürchtungen.

Plötzlich sah er eine Gestalt gleich einem Gespenste auf sich zuschreiten.

Raimund erschrack heftig und schrie:

Was ist das? Steh, Bestie, oder ich strecke dich todt zu meinen Füßen nieder!

Schmidt sprang aus dem Bette und bat:

Um des Himmels willen, Raimund, schießen Sie nicht. Unser Freund ist es! Er ist ein Nachtwandler. Wenn ich dies hätte ahnen können, so hätte ich die Fensterladen geschlossen; der Vollmond hätte dann keine Macht über ihn gehabt.

Raimund noch immer die beiden Terzerole, mit gespannten Hähnen in der Hand, rief den Nachtwandler beim Namen und dieser aus seinem Zustande aufgeschreckt, stieß einen Schrei aus und stürzte am Bette Raimunds wie vom Schlage gerührt nieder.

Raimund und Schmidt eilten dem Bedauernswerthen zu Hilfe.

Sie brachten ihn zu sich, und endlich in sein Bette.

Sie verschlossen die Fensterbalken, und nun erst vermochten sie zu schlafen.

Auf Raimund machte diese Szene momentan eine gute Wirkung. Er beschäftigte sich mit dem Schlafwandler und seinen Fantasien, vergaß auf sein eigenes Leiden, und schlummerte endlich ein.

Zum erstenmal nach zwölf Tagen, schlief Raimund acht Stunden ohne aufzuwachen; er schlief von Mitternacht bis gegen neun Uhr Morgens.

Die Freunde schickten sich zur Reise an.

Sie nahmen den Schlafwandler in ihre Postkalesche auf, und nachmittags um halb drei Uhr, traf Raimund mit seinen Reisegefährten in Wien ein.

Schmidt begleitete Raimund sogleich zu Doktor Lichtenfels.

Dieser ließ sich den Zustand des Patienten beschreiben.

Warum sind Sie denn nicht augenblicklich, als Sie die Semmel, welche der Hund weggeworfen, und die Sie sodann gedankenlos verzehrten, zu mir gekommen? fragte Lichtenfels. Beinahe vierzehn Tage, welche Sie in der beispiellosesten Todesangst verlebten, hätten Sie sich ersparen können. Es ist noch kein Beispiel vorhanden, daß ein, auf ähnliche Art, mit einem wuthkranken Thiere in Berührung gekommener Mensch, von der Wasserscheu ergriffen worden wäre! — Wenn Sie nicht so viel gelitten hätten, müßte ich Sie auslachen! — Ich beklage Sie! — Ich lache nicht, ich bedauere Sie der Selbstqual wegen, welche Sie sich schon wieder aufgebürdet! Guter Raimund, finden Sie denn noch immer kein Ende, sich das Leben zu verbittern? — Ich werde Ihnen einige homöopathische Gaben reichen, Ihr Blut zu kalmiren, dann aber begeben Sie sich zu Bette, und gönnen Sie sich wenigstens Ruhe, sonst ergreift Sie eine Nervenkrankheit!

Ich habe also nichts zu fürchten?

Sie haben nur sich selbst zu fürchten! Ihre krankhafte Einbildung! Ihre Sucht, sich unaufhörlich Gram, Kummer und Unruhe zu bereiten! Eine andere Furcht, die Sie haben könnten, kenne ich nicht!

Raimund ging wie neugeboren aus dem Hause des Doktors Lichtenfels.

Er dankte seinem Freunde Schmidt für seine Opfer, seine Theilnahme und Liebe.

Schmidt aber denkt so lange er lebt, an die Reise nach Salzburg.

* *
*

Nach einigen Tagen besuchte Acks seinen Freund Raimund.

Acks hatte von dem unglücklichen Wahne Raimunds gehört und konnte sich nicht zurückhalten,

Raimund über seine immerwährenden thörichten Hirngespinnste eine derbe Zurechtweisung zu geben.

Zanken Sie mich nur nicht aus! entgegnete Raimund, ich bin ohnehin unglücklich genug.

Weil Sie unglücklich sein wollen, erwiederte Acks. — Sie setzen ja ein wahres Verdienst darein, sich Martern aller Art zu bereiten. —

Sie haben leicht reden! bemerkte Raimund, aber der Gedanke, daß ich einst durch den Biß eines tollen Hundes sterben werde, peinigt mich seit meinen Kinderjahren! — Schon in der Zeit, in welcher ich im Josefstädter Theater engagirt war, biß mich mein Pudel. Schon damals stand ich Höllenqualen aus. Ich schickte jedoch meinen Hund zur Beobachtung ins Thierspital und gewann bald die Uiberzeugung, daß der Hund vollkommen gesund war. — Dennoch werde ich meinem Schicksal nicht entgehen!

Sie sind ein Narr! fuhr Acks auf.

Warum werden Sie denn unartig?

Weil man auf einem andern Wege mit Ihnen nichts richtet. Sie sind ein verzogenes Kind; Ihre dummen Freunde haben Sie auf dem Gewissen; diese ziehen den Hut vor Ihren größten Albernheiten; ich aber sage Ihnen die Wahrheit und wiederhole, daß Sie sich oft wie ein Verrückter benehmen. Es muß sich anders mit Ihnen gestalten, wenn Sie nicht ein Opfer Ihrer — — Uiberspannung werden sollen.

Seien Sie nur wieder gut, lieber Acks; Sie werden sehen, daß ich mich ändere; ich sehe ein, daß mich mein unglückseliges Temperament noch zu Grunde richten wird. So zum Beispiele bilde ich mir ein, daß ich in Wien nicht mehr recht gefalle; ich habe im Theater an der Wien, drei und vierzig Mal mit großem Zulaufe Gastvorstellungen gegeben; ich hätte gerne noch sieben Rollen, um gerade fünfzig Mal auftreten zu können,

gespielt, aber gegen das Ende meines Gastspiels wurde das Publikum so gleichgiltig, daß ich mir dachte: es ist besser, ich höre auf, sonst werde ich nicht einmal mehr vorgerufen.

Reisen Sie ins Ausland! Sie haben ja ganze Schubladen voll Einladungsbriefe; spielen Sie in München, Berlin, Hamburg, kommen Sie dann wieder nach Wien zurück. Noch beglückt durch den Applaus des Auslandes, werden Sie bei Ihrer Zurückkunft in Wien gewiß wieder die frühere Anerkennung finden.

Ich folge Ihnen, versetzte Raimund. Ich sehe ein, daß mir eine Kunstreise von großem Nutzen sein wird; ich werde augenblicklich nach München schreiben und die Intendanz unterrichten, daß ich unverzüglich in München eintreffen wolle.

27. Raimund in München.

Es verzögerte sich die Reise Raimunds nach München aber noch bis zum 1. Februar 1831.

Er erfuhr, daß Emmi mit ihrem Gatten den Karneval in München bei den Verwandten des Grafen zubringen werde. Er richtete sich daher seine Gastspiele so ein, daß sie mit Emmis Aufenthalt in der baierischen Haupt- und Residenzstadt, zusammen fielen; noch mehr, es gelang ihm sogar mit dem Grafen und seiner Gemalin in einem Hotel zusammen zu wohnen.

Dagegen hatte der Graf kein Bedenken, aber Raimunds Exaltation für die schöne Gräfin nahm an jedem Tage mehr zu und so fand denn doch der Graf eines Tages Veranlassung ein, nicht ganz unbegründetes Mißtrauen zu hegen. Wir werden darauf zurückkommen.

Raimund gefiel in München außerordentlich. Wenn wir hier seinen Biografen in der „Theaterzeitung" sprechen lassen, so geschieht dies nur, um die Sache kürzer zu bringen und den Roman nicht durch eine breite Theatergeschichte langweilig zu machen.

Der Biograf schreibt:

„Raimund spielte vom 1. bis zum 20. Februar 1831 fast ununterbrochen in allen seinen beliebten Stücken. Aber er mochte sich, auf der ihm ganz fremden Bühne, unter durchaus fremden Schauspielern und fremden Verhältnissen zu sehr angestrengt haben; — sein immer reizbares Nervensistem wurde heftig angegriffen; seine Kräfte ließen nach, sein Spleen nahm zu, dazu gesellte sich noch eine Herzensangelegenheit, die ihn vollends erschütterte."

Eines Abends sollte „das Mädchen aus der Feenwelt" gegeben werden. Obgleich die Generalprobe vortrefflich zusammenging, Logen und Sperrsitze schon mehrere Tage vorher genommen waren und das königl. Hoftheater bereits in allen Räumen überfüllt war, so ließ Raimund doch die Vorstellung um halb sieben Uhr absagen, weil er — sich krank fühlte.

Seine plötzliche Erkrankung war jedoch Folge einer Gemüthsbewegung.

Emmi, welche Raimunds Ruhm in München, noch mächtiger anzog, so oft sie Gelegenheit fand, Zeugin von der Anerkennung zu werden, die ihm geschenkt wurde, verfiel wieder in ihre, schon einige Male in unserer Schilderung, bemerkte Uiberschwenglichkeit und eilte, als er nach der Darstellung seines „Alpenkönigs" in sein Hotel trat, freudig aus ihrem Zimmer ihm entgegen. Sie umarmte ihn und wünschte ihm auf eine solche innige, herzliche Weise Glück, daß Raimund sich nicht mehr zurückzuhalten vermochte, und Emmi am Kopfe faßte und sie so feurig küßte und drückte

wie damals, als sie in ihrem Wagen vor dem Polizeihause, nach seiner Befreiung auf ihn wartete, und ihn an der Seite ihres Onkels, in ihre Wohnung führte.

Unglückseligerweise kam der Gemal Emmis zu dieser Szene. Er redete Raimund, was diesen über allen Begriff konsternirte, in deutscher Sprache an.

Mein Herr, sagte der Graf, ich glaubte einen Ehrenmann vor mir zu haben, der um keinen Preis mein Vertrauen mißbrauchen und den Ruf meiner Frau kompromittiren würde. Wohl fiel es mir auf, daß sie nicht im Oktober am Theresienfeste, wie es anfänglich bestimmt war, Ihr Gastspiel in München begannen, sondern dasselbe um vier Monate verzögerten. Jetzt sehe ich klar. — Sie machten ein Manöver! Die Begeisterung meiner Gemalin für Ihren Ruhm an einem fremden Orte wollten Sie benützen, um auf diesem Wege Ihrer sträflichen Leidenschaft desto leichter Eingang zu verschaffen. Ich werde morgen abreisen und so lange Sie leben, wird meine Frau Sie nicht mehr sehen!

Der Graf sprach dies, nahm die Gräfin am Arm und führte sie in ihr Zimmer.

Raimund war wie vernichtet.

Das erste Wort, das er auszusprechen vermochte, war:

Der Graf spricht deutsch! Er spricht deutsch, gut deutsch! denn mehr deutsch und mehr deutlich kann man nicht sein! — Was beginne ich jetzt? — Soll ich zu ihm und mich entschuldigen? — Ich kann mich nicht entschuldigen, ich habe es zu derb gemacht, ich habe sie am Kopf gefaßt und abgeküßt, ja so derb geküßt, wie noch kein Frauenzimmer auf der Welt.

Raimund schlich sich in seine Wohnung.

Was er hier für Monologe hielt, wissen wir nicht; daß er aber wieder eine schlaflose Nacht durchlebte, ist

uns bekannt. Endlich tröstete er sich mit Emmi und hoffte, bei der großen Gewalt, welche sie über den Grafen übe, werde ihr es gelingen, diese Unbesonnenheit zu entschuldigen und Emmi und ihr Gemal dürften vielleicht nicht von München abreisen.

Von diesen Hoffnungen erfüllt, ging Raimund zur Generalprobe seines „Feenmädchens."

Als Raimund von dieser heimkehrte, es war drei Uhr Nachmittags, waren Graf und Gräfin wol noch in München, aber um halb sechs Uhr trat Raimunds Bedienter bei ihm ein und meldete:

So eben sind der Graf und die Gräfin in ihrem, mit vier Postpferden bespannten Reisewagen, nach Wien abgereist.

Dieser Schlag traf Raimund so hart, daß er sich auf sein Bett warf und sich ganz ohnmächtig fühlte.

Um halb sieben Uhr Abends ließ er die Vorstellung absagen.

Er war wirklich höchst unwol. Es packte ihn ein Fieber, er verspürte in seinem Kopfe ein Toben und Pochen als stünden ihm apoplektische Anfälle bevor.

Er ließ einen Arzt rufen, nahm Eisumschläge u. s. w.

Da ereignete sich Folgendes, welches wir einer Erzälung **Spindlers** entnehmen, der darin seine Bekanntschaft mit Raimund schildert.

Spindler schreibt:

Raimund kam nach München. „Der Bauer als Millionär" wurde angekündigt. Eine halbe Stunde vor der Vorstellung ließ sich Raimund zu nicht geringer Verlegenheit der Direktion krank melden.

Der Intendant schickte den Schauspieler Urban zu Raimund und ihn begegnete ich (Spindler). Urban hatte den Auftrag, Raimund auf jede mögliche Weise zum Spiele zu bewegen. Urban ersuchte mich, mit ihm zu gehen und meine Beredsam-

keit ebenfalls anzuwenden. — Da ich den Künstler noch nicht persönlich kannte, so folgte ich, den freiwilligen Parlamentär zu machen.

Raimund lag im Bette bis an den Hals zugedeckt. Auf dem Kopfe hatte er Eisumschläge und so lag er da mit einem desperaten weinerlichen Gesichte.

Ich stelle Ihnen, Herr Raimund, Herrn Spindler vor, der es recht sehr bedauert, Sie heute nicht spielen zu sehen, nahm Urban das Wort.

Sind Sie, Herr Spindler, der berühmte Romandichter? fragte Raimund mit plötzlich lebhafter Freundlichkeit. Mich freut es sehr, Sie kennen zu lernen.

Ich bedauere aber sehr, Sie nicht spielen zu sehen, es hätte mich sehr interessirt.

Wirklich! Würde Sie das interessiren?

Mich und das ganze Publikum.

Ich bin aber krank. Sie sehen ja!

Nun, Ihr Auge ist klar. Ihr Aussehen nicht krank!

Gewiß, ich bin krank, wenigstens werde ich es sein, wenn ich die Bühne betrete. Es quält mich im Innersten. Ich kann die traurigen Gedanken nicht los werden, die mich martern. Ich werde sicher krank sein.

Nun sind Sie es nicht! — Beherrschen Sie Ihre Stimmung.

Ja, das ist ein Unglück! — Und Sie hätten mich gerne spielen gesehen? — Aber jetzt ists jedenfalls zu spät.

Urban benützte den Zweifel Raimunds und erklärte ihm rasch, daß es zwar gleich sieben Uhr sei, aber durch die Ouvertüre eine kleine Zwischenzeit gewonnen würde. Es wäre sonach noch möglich.

Gut, erwiederte Raimund, so will ich spielen, dem Herrn Spindler zu Liebe, weil er mich so gerne

spielen sehen möchte, und das freut mich herzlich. — Aber eine Bedingung, sonst spiele ich nicht. —

Jede gehen wir ein, erwiederten die beiden Herren.

Sie müssen mir versprechen, nach dem Theater in mein Hôtel zu kommen, mit mir zu speisen, wo wir dann ungenirt sprechen und herzlich beisammen bleiben können.

Raimund spielte eine Stunde später den Fortunatus Wurzl mit übersprudelnder Laune und hinreißender Virtuosität. Das Publikum, dessen Liebling er während seines Gastspiels geworden, jubelte ihm entgegen.

„Nach dem Theater fanden sich die Herren, besprochener Weise in dem Hôtel, in welchem Raimund wohnte ein, und trennten sich erst nach Mitternacht."

So weit Spindler.

Raimund vermochte jedoch seine Gastrollen in München nicht fortzusetzen. Die Szene mit dem Grafen, die Abreise Emmis machten ihn so unglücklich, daß er sein Gastspiel wirklich unterbrach, und eine Reise ins bairische Hochgebirge unternehmen mußte, um nicht wieder seiner finsteren Melancholie zu verfallen. Dort zerbrach er sich den Kopf über den Grafen. Daß dieser plötzlich deutsch mit ihm gesprochen, vermochte er sich nicht zu erklären. Hat er es in der kurzen Zeit in Wien gelernt, oder es längst gekonnt und sich verstellt? — Wenn dies der Fall, so ist er falsch, und ein falscher Mensch ist zu Allem fähig! Dann ist er in einer Maske vor Emmi und mir erschienen. Er hat jetzt die Maske abgeworfen, und steht nun als Ungeheuer vor dem engelguten Weibe! — Daran darf ich nicht denken!

Raimund schrieb nach Wien an D. Lichtenfels. Er bat ihn, sich Aufschlüsse über Emmi und den Grafen zu verschaffen.

Nach zwölf Tagen erhielt Raimund Antwort.

Diese lautete sehr beruhigend für ihn.

Lichtenfels schrieb: „Der Graf und die Gräfin „leben im höchsten Frieden. Er bereitet ihr den Himmel auf Erden. Sie lebt nur für ihn und ihre Kinder! „Die deutsche Sprache hat der Graf in Wien gelernt.“

Er quält sie also nicht durch Eifersucht und Rache! sagte Raimund, — der Himmel sei gepriesen. Vielleicht sehe ich sie doch wieder, wenn ich nach Wien komme; vielleicht versöhne ich den Grafen.

Die Beruhigung, welche Raimund durch Lichtenfels Brief erlangte, wirkte auf sein Gemüth. Raimund erholte sich sichtbar und kehrte bald nach München zurück, sein Gastspiel fortzusetzen.

Die Aufnahme, welche Raimund nun in München fand, war jetzt noch enthusiastischer. Anfänglich sollte er sechs Gastrollen geben, er mußte sie aber auf vierzehn ausdehnen. Die guten Münchner hatten den herzlichen Raimund auch im Leben lieb gewonnen. Von seinem Unwolsein unterrichtet, entließen sie ihn mit bangen Sorgen, und freuten sich nun doppelt als er frisch und munter wieder auf ihrer Bühne erschien.

Die sämmtlichen Hofschauspieler gaben ihm ein Fest, und Eßlair benahm sich mit solcher Liebe und Achtung gegen Raimund, spielte so wunderschön in dessen Stücken, daß Raimund niemals den Namen Eßlair aussprach, ohne mit der innigsten Verehrung seiner zu gedenken.

Am Josefstage 1831 reiste Raimund nach Wien ab.

In seiner Postkalesche dachte er wenig an die in München gepflückten Lorberen; er dachte nur an Emmi, und wie er es einzuleiten habe, ihren Gatten zu beruhigen und sie wieder zu sehen.

Lichtenfels, der auf Raimunds Empfehlung

Hausarzt des Grafen geworden, muß helfen! sagte er. Er muß mir helfen! Ich sterbe sonst an einer Gemüthskrankheit.

Mit diesen Worten setzte Raimund seine Reise fort und kam nach Braunau.

Dort beschloß er, da er mittags ankam, den Nachmittag zu verweilen und abends ins Theater zu gehen.

Er hatte von den Schauspielern in München, gar so viel Drolliges, ja Pudelnärrisches über die Truppe in Braunau gehört, daß er höchst neugierig war, einer Vorstellung beizuwohnen. Ein ehemaliges Mitglied des Lipperl-Theaters in München, ein Herr Karpfen, führte die Direktion, und setzte ein eigenes Verdienst darein, Trauerspiele von Shakespeare, Schiller und Goethe durch die Darsteller parodiren zu lassen.

Wenn es Ihnen gelingt, sagte Urban zu Raimund, „Kabale und Liebe," „die Räuber," oder gar „Othello" zu sehen, so erhalten Sie einen Spaß, über welchen Sie viele Jahre noch lachen werden.

Raimund hielt am Posthause, stieg dort ab, und, welche Freude: mit großen Buchstaben blickte ihm dort der Theaterzettel entgegen und verkündigte:

„Othello,
„der Mohr von Venedig,
„oder
„Tod aus Eifersucht eines Schnupftuchs wegen.

„Herr Ferdinand Raimund, aus Wien, wird „auf seiner Kunstreise von München nach seiner „Vaterstadt, die Ehre haben, als Jago seine dritte „Gastrolle zu geben. Er empfiehlt sich der Gnade „des verehrungswürdigen Braunauer-Publi-„kums."

Raimund traute seinen Augen kaum.

Ich trete hier auf? sagte er. Lese ich denn auch recht? —

Herr Postmeister! rief er diesen an. Heute ist ja der 21. März und nicht der erste April. Enthält dieser Theaterzettel einen Puff? — Wer tritt hier auf?

Raimund aus Wien, sprach der Postmeister.

Raimund aus Wien?

Ganz gewiß. Er gefällt hier schrecklich. Gestern hat er den „Pachter Valentin" gegeben; morgen spielt er den „Rosenfarbnen Geist." Ich sage Ihnen, dieser Raimund ist ein Genie; Lustigkeit und Traurigkeit, Edelmuth und Bosheit, Barbiererschnack und Fürstenwürde, Alles hat er in einem Sacke! Wenn Sie heute über ihn weinen, müssen Sie morgen über ihn lachen! Ich höre, er soll ein Jud' sein, aber das macht nichts, die Juden sind die größten Genies! —

Mir ist es recht! sagte Raimund. Kann man noch eine Loge haben?

Eine Loge? O ja! Bei uns im Posthaus werden Logen und Sperrsitze ausgegeben. Im Parterre kostet eine Loge für vier Personen 48 kr. Reichswährung, im ersten Stock 1 fl. —

Geben Sie mir eine Loge im ersten Stocke, sagte Raimund. Ich mag jedoch nicht allein darin sitzen. Wollen Sie nicht Ihre Frau, und wenn Sie Töchter oder Söhne haben, diese mit mir eintreten lassen? — Ich setze mich dann zurück; ich prange nicht gerne im Vordergrunde einer Loge.

Recht haben's! erwiederte der Postmeister. Für einen Mann schickt es sich auch nicht! In Braunau sehen Sie in den Logen nur Damen: die „Lederin," die „Glaserin," die „Fleischhackerin," die „Bräumeisterin," die „Lohgärberin" un heute die „Postmeisterin!"

Das ist charmant! sagte Raimund. Wer spielt denn die Desdemona?

Auch eine Wienerin! Eine Lebzelterin aus der Josefstadt.

28. Der falsche Raimund.

Raimund ging ins Theater.

Er setzte sich rückwärts in die Loge. Die dicke Postmeisterin saß vor ihm und verdeckte ihn hinlänglich.

Die Darstellung des „Othello" war wirklich so burlesk wie Urban in München sie geschildert hatte.

„Othello" ward zur Parodie.

Raimund lachte, wie er noch nie, selbst in der lustigsten Posse nicht gelacht hatte.

Jago, dargestellt durch den falschen Raimund, war schauderhaft.

Der gute Mann kopirte Ochsenheimer auf einem Umwege, das heißt, er kopirte Raimund, wenn dieser Ochsenheimer kopirte, und Desdemona war die Lebzelterin von der Josefstadt, welche die Leser aus unseren Mittheilungen bereits kennen. Sie spielte so hirnlos, daß Raimund sich wunderte, wie man bei solcher Liebe zur Kunst, sich so wahnsinnig an ihr versündigen könne.

Während der Vorstellung wendete sich die Postmeisterin öfter an Raimund und fragte ihn: Wie ihm die Vorstellung gefiele? —

Ausnehmend gut, replizirte Raimund. Solche Künstler habe ich hier nicht vermuthet!

Nicht wahr? erwiederte die Postmeisterin. Unser Fleischhacker, der alle Montage nach Linz fährt und dort Kälber einkauft, und bei dieser Gelegenheit

das Theater besucht, versichert, daß sie in Linz keine solchen Künstler besitzen.

Heute haben Sie ein besonderes Glück, fuhr die Postmeisterin, an Raimund sich wendend, fort, heute sehen Sie den Othello schwarz angestrichen, sonst gibt ihn der Direktor immer mit seinem gewöhnlichen weißen Gesicht.

Nicht möglich! fuhr Raimund auf.

So ist es! bekräftige die Postmeisterin. Die Ursache war, daß unser Direktor an einem abscheulichen Ausschlag litt, und sich nicht schminken, auch keine Mohrenlarve oder eine Florverhüllung um das Gesicht nehmen durfte. Wir haben deshalb immer einen weißen Mohren gehabt. Dies hat uns jedoch nicht genirt.

Mich interessirt am meisten die Frau, welche die Desdemona spielt.

Nicht wahr? Ein „Mordstuck?" Sie ist die Geliebte Raimunds. Wie es heißt, nimmt er sie mit auf seine Kunstreisen.

Ist diese Dame, Frau oder Witwe?

Witwe! Ihr Mann ist in Wien gestorben. Sie war vor Jahren schon in Braunau. Sie soll ein Mal viel Geld gehabt haben, hat aber beim Theater Alles „verputzt."

Witwe? — Warum heiratet sie Herr Raimund nicht, da sie seine Geliebte ist?

Das geht nicht! Taufen laßt er sich nicht, und so befinden sie sich denn in einem sehr freundschaftlichen Verhältniß.

Und wo wohnt diese Frau?

Im „rothen Hasen" im Wirthshaus.

Wenn ich nur nicht fortreisen müßte, sagte Raimund, dann würde ich die Künstlerin morgen besuchen.

Besuchen können Sie sie ja heute noch, nach dem

Theater. Sie finden da auch Herrn Raimund. Raimund und Frau Trur soupiren mit einander.

Man wird mich abweisen.

Sagen Sie nur ich, die Postmeisterin, sendet Sie. O, auf mich und meinen Mann halten die hiesigen Schauspieler große Stücke; wir gehen in alle Benefizvorstellungen und bezahlen immer um zwölf Kreuzer mehr für unsere Loge.

Das Theater ging zu Ende.

Das Publikum von Braunau, applaudirte wie besessen.

Alles wurde gerufen. Auch Jago.

Er dankte mit den bekannten Ochsenheimerschen Worten:

„Ich bin oft in der Lage, Gefühle zu äußern, die ich nicht habe, heute bin ich aber in der schönen Verlegenheit, ein Gefühl zu haben, das ich nicht äußern kann.“

Ein vertrackter Kerl! dachte Raimund, auch diese Worte hat er von mir gehört!

Nach der Vorstellung ging Raimund in das Wirthshaus zum „rothen Hasen,“ verweilte da in der Gaststube so lange bis Desdemona und Jago zum Souper sich eingefunden hatten, was Raimund genau beobachten konnte, da sich Desdemona und Jago zwei Portionen Lungenbraten und eine Maß Regensburger aus dem Wirthshause, auf ihr Zimmer bringen ließen.

Als Desdemona und Jago es sich gerade am Besten schmecken ließen, pochte Raimund an ihre Thüre.

Herein! sagte Jago.

Raimund trat ein und bekomplimentirte das Künstlerpaar.

Ist es erlaubt, sagte Raimund, daß ein alter Bekannter seine Aufwartung mache?

Jago war im Begriffe aufzustehen; als er Raimund erblickte, fiel er beinahe vom Stuhle und schlug bei dieser Gelegenheit sein Deckelglas um.

„Wer hat denn's Bier umg'schütt?"

hätte man jetzt singen können.

Jesus, Marie! rief die Lebzelterin, der Herr von Raimund!

Wie heißt? — fragte Jago in einer Konsternation ohne gleichen.

Wie können Sie mich denn Raimund nennen? fragte Raimund. Ich heiße ja Wegeles, bin aus Iglau, und habe mit Raimund sonst nichts gemein, als daß ich ihn auf dem Theater kopire. Ich wollte Gastrollen in Braunau spielen, da aber der ächte Raimund hier ist, so komme ich schlecht an. Die Bewohner Braunaus würden mich unbarmherzig auspfeifen.

Herr Raimund, Sie sind grausam gegen mich! erwiederte Wegeles. Diese Ironie ist ärger als Ohrfeigen! Verzeihen Sie, verzeihen Sie! Wenn Sie jedoch ein Wort in Braunau fallen lassen, daß ich Wegeles bin, Wegeles von Iglau, dann darf ich nicht mehr auftreten; mein Honorar für die Gastrollen, das mir der Direktor noch nicht bezahlt hat, meine Einnahme ist hin und der Sindikus, der ohnehin zweifelte, daß ich Raimund aus Wien sei, setzt mich hin in ein grausames Kerkerloch bei Wasser und Brot!

Ich weiß nicht was Sie faseln? erwiederte Raimund. Sie werden doch nicht glauben, daß ich meinem Vorbilde Etwas Unangenehmes zufügen wolle? — Ich bin Wegeles und Sie sind Raimund, so bleibt es. Als Abraham Wegeles werde ich mich auch in den Fremdenzettel eintragen, davon werden Sie sich morgen im Posthause, wo ich abgestiegen bin, überzeugen. Und nun beenden Sie Ihr Souper, sonst laufe

ich augenblicklich fort, und lasse mir den Gedanken nicht nehmen, daß Sie den Abraham Wegeles für einen schlechten Patron halten.

Gott! welche Dolchstiche! seufzte Jago.

Und nun, schöne Frau, ein Wort zu Ihnen! — Als Sie noch in der Josefstadt, im Hause Ihres Gatten lebten, da wurde es mir sehr gut bekannt, daß Sie auf den blonden Ferdinand Raimund ein Auge hatten! — Jetzt ist er zwar, wie ich sehe, schwarz geworden, aber Sie lieben ihn noch immer, das freut mich am meisten. Es geht nichts über treue Liebe! Wie würde sich erst Kindler freuen, wenn er wüßte, wie sehr Sie noch immer an seinem Freunde Raimund hängen!

Herr von Raimund, endigen Sie Ihren Spott, bat Desdemona, Sie sehen ja, in welcher peinlichen Verlegenheit wir uns befinden.

Auf Ehre! Endigen Sie Ihre Persifflage. Meine Einnahme in Braunau, trete ich Ihnen ab, wenn Sie endigen Ihre Persifflage! Wir haben gefehlt gegen Sie. — Ich habe gefehlt, daß ich gesagt, ich sei Ferdinand Raimund; sie, die Frau Trux, daß sie bekräftigt, was ich behauptet.

Verzeihen Sie uns! flehte Desdemona. — Ich wollte anfänglich nicht in Herrn Wegeles Ansinnen, ihn für Sie auszugeben, eingehen, aber er stellte mir so überzeugend vor, welch ein Gewinn daraus für uns Beide entstünde, welche volle Häuser der Name Raimund dem Direktor verschaffen müßte, und welches Glück es für mich wäre, wenn dieser Raimund in meinem Benefiz spiele. Herr Wegeles kopirt Sie überdies so meisterhaft, daß Sie sich selbst zu sehen glauben, wenn er spielt. —

Ich habe das Vergnügen gehabt, versetzte Raimund und lachte.

Herr Wegeles bemerkte ferner, fuhr Frau Trur fort, daß bei den Theatern es ja eine bekannte Sache sei, daß man unter andern Namen spiele; ob man sich nun Schuster, Meyer, Hirsch, Schneider oder Raimund nenne, das sei egal.

Bei Gott! betheuerte Wegeles. In Neunkirchen sah ich einen Taddädl-Darsteller, der sich Talma nannte. Talma in Paris hat sich nicht aufgehalten.

So denk' ich auch! versetzte Raimund. Ich wende nichts dagegen ein.

Und nun kommt mein Benefiz! sagte Frau Trur. Wenn Sie, Herr Raimund, meines Freundes Nimbus zerstören, so bringen Sie mich um 60 fl. Reichswährung. Ich gebe den „Bauer als Millionär" zu meiner Einnahme.

Was? rief Raimund, und sprang von seinem Stuhle auf.

Ja, ja, sagte Frau Trur, Herr Wegeles spielt den Wurzel. —

Das war Raimund zu viel. — Als Schauspieler hätte sich Raimund gerne preisgegeben, aber als Dichter durch eine erbärmliche Darstellung blamirt zu werden, dies brachte er nicht über's Herz.

Wo haben Sie mein Stück her? fuhr Raimund, wuthentbrannt, auf. Mein Stück ist nicht gedruckt, es ist nur im Manuskript vorhanden, es kann daher nur gestohlen sein!

Was reden Sie von gestohlen! Gottes Wunder! Wer wird stehlen ein Manuskript! Habe ich doch ehrlich gekauft von dem Souffleur in Oedenburg den „Barometermacher," den „Diamant des Geisterkönigs," den „Bauer als Millionär" um zwei Gulden!

Wo sind die Stücke?

Ich hab' sie!

Wo sie sind, diese Stücke? frag' ich.

Ich bewahre sie! versetzte Frau Trur.

Auf der Stelle geben Sie meine drei Stücke heraus, oder ich bin in fünf Minuten bei dem Sindikus! Meine Stücke wollt Ihr auch noch parodiren? Ihr gewissenlosen Leute? Kehren sich nicht ohnehin Shakespeare, Schiller und Goethe im Grabe um, wenn Ihr Komödie spielt, und ich soll mich noch bei lebendigem Leibe umkehren? — Heraus mit meinen Stücken, oder ich mache einen solchen Spektakel in Braunau, daß die Stadt glauben soll, es brenne an allen vier Enden.

Gib sie heraus! sagte Wegeles. Welch ein Geserres! — Habe ich doch die „Teufelsmühle" um 7 kr. gekauft, und Leopold Huber hat eine Freud' gehabt, wie ich sie in Meidling zu meinem Benefiz gegeben.

Hier sind die Stücke! sagte Frau Trur.

Da sind 6 fl. dafür, für jedes 2 fl. — Was ist's mit der Partitur?

Partitur? Wie heißt Partitur! sagte Wegeles. Was braucht man zu dem Liede „Brüderlein fein," zu dem Liede „Ein Aschen!" zu dem Liede „Mariandl ist so schön," eine Partitur. Jeder Leierkasten spielt diese Lieder! — Ich hätte sie gesungen aus dem Kopfe, ohne Orchester, ohne Klavier; gebrummt hätte ich die „Mariandel," gesumst das „Brüderlein fein," da haben Sie die Partitur!

Ihr seid ein nichtswürdiges Pack. Ich will mit Euch nichts mehr zu thun haben. Sie, Herr Wegeles, kenne ich von dem Probespiele im Leopoldstädter-Theater. Als Sie meine Rollen probirten, sagte ich Ihnen, daß Sie mich nicht kopirten, sondern ausspotteten! Mit Ihnen habe ich nichts zu reden. Aber Ihnen, Madame, sage ich, daß ich

Sie bedauere. — Ihre Wuth, Schauspielerin um jeden Preis, Schauspielerin ohne Talent, ohne Beruf, ohne Verstand sein zu wollen, hat Sie in die jammervollste Lage versetzt. — Als Ihr Mann starb, waren Sie reich! Jetzt haben Sie nichts! — Sie haben Ihr Geld verspielt, mit dem Komödienspiel haben Sie es verthan! — Sie haben weder Organ, noch Gestalt, noch eine genügende Haltung für die Bühne, aber aufdringen mußten Sie sich dem Publikum, und wäre es nur das Publikum einer kleinen Stadt gewesen! Was Sie für ein Ende nehmen werden, weiß ich nicht; es wird jedoch eine Zeit kommen, in welcher Sie sich glücklich fühlen dürften, könnten Sie noch in der Josefstadt in der Piaristengasse am Kirchweihfeste lebzelterne Kinder und Reiter, Wiegen von Lebzelten, „Schiffeln" und Marzipan verkaufen.

Mit diesen Worten verließ Raimund die bestürzte Desdemona und den verblüfften Jago.

Am andern Morgen um vier Uhr saß er wieder im Postwagen und befand sich auf dem Wege nach Wien.

29. Raimund in Hamburg.

So viele Mühe sich Raimund und sein Arzt nach seiner Ankunft in Wien auch gaben, eine Versöhnung mit Emmi und deren Gemale zu Stande zu bringen, so scheiterten doch alle Versuche.

Emmi selbst, so schien es dem Doctor, hielt sich absichtlich von Raimund entfernt.

Es ist nichts mit ihm anzufangen, sagte Emmi eines Tages zu Dr. Lichtenfels. Jede Bewunderung, die ich seinem Talente zolle, hält er für

eine Liebeserklärung an seine Person. Er kann sich ein Weib, das ihm freundschaftlich huldigt, nicht anders als verliebt denken; wäre ich wirklich in ihn verliebt gewesen, auf eine Weise verliebt wie in meinen Gemal, so hätte ich Raimund meine Hand gereicht und hätte ich darüber bettelarm werden müssen.

Seinetwegen darf ich Raimund nicht mehr sprechen, und wenn ich ihn zufällig auf der Reise durch Deutschland, welche ich im nächsten Jahre mit meinem Gemale an den Rhein, von da nach Preußen und dem Norden Deutschlands antreten werde, in einer Stadt irgendwo finde, in welcher er Gastrollen spielt, so werde ich das Theater besuchen, mich über seine Triumfe freuen, ihn wieder bewundern, aber mich ihm gewiß nie nähern. Sollte er zufällig von meiner Anwesenheit Nachricht erhalten, oder mir gar irgendwo begegnen, so gebe ich mein Wort, daß ich mit meinem Gemale augenblicklich abreisen werde. — Ich wiederhole, es ist mit Raimund nichts anzufangen! Er ist zu leidenschaftlich! Er brennt immer lichterloh! Will man sich an seinem Feuer nicht versengen, so ist es nothwendig sich so fern als möglich von ihm zu halten!

Doktor Lichtenfels berichtete seinem Freunde Raimund getreulich, was er gehört hatte.

In des Himmels Namen! rief Raimund. Emmi will mich nicht mehr sehen, sie will nicht einmal, daß ich ihr und dem Grafen meine Unbesonnenheit abbitte. Ich kann mich darüber auch nicht wundern; weshalb soll mir plötzlich ein Glück, das mein Herz betreffen würde, zu Theil werden; ist es mir doch schon bei meiner Wiege vorgesungen worden, daß es besser gewesen wäre, wenn ich gar kein Herz auf die Welt gebracht.

Raimunds Mutter sang nämlich das bekannte Wiegenlied:

Schlaf, Kindlein, schlaf!
Dein Vater ist kein Graf,
Dein Vater ist ein schlichter Mann,
Er hat's der Mutter angethan.
Das Herz, macht' er ihr schwer,
Ach hätt'st kein Herz du mehr!
Schlaf, Kindlein, schlaf,
Dein Vater ist kein Graf!

* *
*

Der Ruf, den Raimunds außerordentliches Talent als Schauspieler und Dichter errang, brach sich Bahn durch ganz Deutschland.

Die Bühnen von Hamburg, Berlin, Frankfurt, Karlsruhe, Stuttgart, Leipzig, Dresden u. s. w., sendeten Briefe über Briefe, um den ausgezeichneten Künstler ebenfalls als Gast zu empfangen.

Raimund, den sein Selbstgefühl antrieb, Wien so schnell als möglich zu verlassen, um aus dem Gesichtskreis Emmis, die ihn, wie er sich äußerte, höchst lieblos behandelte, zu verschwinden, reiste noch im August 1831 nach Hamburg, und trat dort am 1. September als Wurzel im „Bauer als Millionär" auf.

Zum ersten Male also, vor einem norddeutschen Publikum, das gegen das Münchner und Wiener, in der Weise, wie es seinen Beifall auszusprechen pflegt, bedeutend verschieden ist.

Aber die wahre Kunst kennt keine Landsmannschaften. Raimund gefiel in Hamburg so außerordentlich, so allgemein, daß seit Iffland kein Gast mit größerem Beifalle erschienen war.

Interessant ist die Szene, welche zwischen Raimund und Lotz, dem erblindeten Redakteur der „Originalien," im Hause des Letzteren, stattfand.

Lotz wünschte Raimund zu sprechen. Kaum er-

fuhr dies der Künstler, so eilte er zu ihm, dem geachteten Manne seine Achtung zu bezeigen.

Ich hätte Ihnen längst meinen Besuch machen sollen, sagte Raimund, und Ihnen danken für die freundlichen, liebevollen Urtheile, die Sie in Ihrer geachteten Zeitung über meine Gastvorstellungen in Hamburg, abdrucken ließen.

Sie waren nur ein Echo des schönen Eindrucks, versetzte Lotz, den sie in mir erzeugten. Obgleich ich blind bin, so ließ ich mich doch, so oft Sie spielten, ins Theater führen, und über Ihren „Alpenkönig" diktirte ich das Urtheil, das Sie in meiner Zeitung gelesen haben werden. — Herr Raimund, weshalb schreiben Sie nur Zauberspiele? Sie besitzen doch ein so treffliches Talent für das Lustspiel, wie Ihr „Alpenkönig" in seinen gelungensten Szenen, darlegt?

Der Wiener Geschmack veranlaßt mich hiezu.

Ei, Sie müssen diesen Geschmack verbessern.

Dann bieten Zauberspiele der Fantasie einen höheren Spielraum. Bedenken Sie, daß ein Volkstheater den Sinnen schmeicheln muß; Dekorationen-Pracht, glänzendes Kostüme, Tanz und Evolutionen lassen sich nur in fantastischen Märchen anbringen. —

Ich bin ein blinder Mann, und sehe diesen Firlefanz nicht; aber gewiß könnten Sie ihn entbehren, wenn Sie wollten. Sie werden mir zugestehen müssen, daß nur die Szenen, welche Sie dem wirklichen Leben entnahmen, Ihrem Werke die großen Eindrücke verschafften, die es in allen Städten fand. — Ich bin nicht dagegen, zu Zeiten ein Märchen auf die Bühne zu bringen, aber in einemfort, blos des blendenden Effektes wegen, besonders, wenn man ein so entschiedenes Talent besitzt, wie Sie, finde ich nicht gut.

Und nun, fuhr L o tz fort, erzälen Sie mir von Wien. — Ach in W i e n hätte ich gar so gerne eine Zeit zugebracht! Mein Neffe T o e p f e r theilte mir so viel von Ihrer herrlichen Kaiserstadt mit! — Sein Aufenthalt daselbst ist ihm unvergeßlich. Er schwärmt davon wie ein Liebender von seiner Braut! — Leider hat das heitere Wien einen herben Verlust erlitten. Eine seiner schönsten Repräsentantinnen, die geniale K r o n e s ist gestorben! — Lieber Herr R a i m u n d, das hat Sie gewiß recht tief betrübt.

Ich gestehe, daß mir ihr Tod sehr nahe gegangen ist. Für das Genre, das sie sich, so zu sagen, selbst geschaffen, kommt schwerlich eine solche Darstellerin mehr! Sie war der personifizirte Humor. „L e i d e r l e b t e s i e s o g e s c h w i n d, d a r u m s t a r b s i e a u c h s o g e s c h w i n d."

Man muß nichts thun, um seinen Tod herbeizurufen. Der Tod schwingt leider seine Sense mit der größen Unbarmherzigkeit. Vor einer Stunde war mein Arzt hier und berichtete mir, daß in der heutigen Nacht, im Hospitale hiesiger Stadt 49 Menschen an der Cholera gestorben sind.

Ist es möglich? fragte R a i m u n d. So gräßlich wüthet die Cholera in H a m b u r g, und ich weiß nichts hievon? Im Direktionsbureau des Theaters versicherte man mich, daß die Cholera äußerst glimpflich auftrete. Sie sei nur sporadischer Natur. —

So wünscht es das Theater und besonders zur Zeit eines so beliebten Gastes wie Sie! Soll sich die Direktion selbst, durch ihre Angst vor der epidemischen Seuche, das Publikum verscheuchen?

E p i d e m i s c h tritt die Cholera in Hamburg auf?

Gewiß. In den engeren Straßen richtet sie ja förmliche Niederlagen an. Sie kennen vielleicht die Orte nicht einmal, an welchen hier die ärmeren Klassen

wohnen, die Kneipen, Boutiken, in welchen die Matrosen hausen, die feilen Dirnen sich befinden, und die Hefe des Volkes hantirt! — Lesen Sie den Rapport über die Todten! — In sieben Tagen sind 320 Menschen gestorben. Das Uibel greift immer weiter. Ich selbst würde zittern für mein Leben, wenn mir an meinem Leben Etwas läge! — Ob aber ein alter blinder Mann heute oder morgen aus der Welt geht, das ist ganz gleichgiltig!

Hätte Lotz, Raimunds Züge sehen können, er würde den schrecklichen Eindruck bemerkt haben, den diese Worte auf ihn hervorbrachten. — Raimund entfärbte sich; er fing zu zittern an, haschte nach einem plausiblen Vorwande, sich zu entfernen und eilte schnell in das Theater-Bureau, um anzuzeigen, daß er seine Gastrollen, die für sechs und dreißig an der Zahl kontrahirt waren, mit der achten schließen wolle.

Der Direktor war untröstlich. Er bot Alles auf um Raimund zu halten, aber vergebens; Raimund reiste von Hamburg ab und traf zu Anfang October in Wien ein.

Als er aus seinem Reisewagen stieg, war Toni die erste Person, die er sah.

Sie hatte in den Zeitungen gelesen, welche Verwüstungen die Cholera in Hamburg anrichte und war, wie alle seine Freunde, in großer Besorgniß um ihn.

Die Freude des Wiedersehens war groß.

Toni lud Raimund in das Haus ihrer Eltern ein. Dort ward er wie ein Sohn aufgenommen. Er besuchte alle Abende den Kreis dieser biederen Familie und dachte den ganzen Winter nicht an das Theater. Er lebte wie er selbst häufig erwähnte, in dem Hause von Tonis Eltern und Geschwistern die schönsten Tage seines Lebens. Nur an einem Abende

zeigte er sich dem Publikum. Er spielte am 24. Febr. 1832 zum Besten brotloser Familien in Wien in der 118. Vorstellung seines „Diamants des Geisterkönigs."

Das Theater in der Leopoldstadt war in der Zwischenzeit in die Hände des Franz Edlen von Marinelli, eines Sohnes des Erbauers des Leopoldstädter-Theaters, übergegangen und — wenn auch Franz von Marinelli kein Genie war, so war er doch ein braver herzlicher Mann, der das Publikum achtete und seine Theatermitglieder wie ein Vater seine Kinder behandelte. —

Die Rollen Raimunds spielte in jener Zeit der Komiker Weiß vom Lemberger Theater.

Der Komiker Weiß, Gatte der berühmten Frau, welche mit ihrem Kinderballete, Europa und Amerika durchreiste, und in zwei Welttheilen den größten Beifall errang, sich mit ihren graziösen Kleinen nicht nur Ruhm, sondern auch ein ansehnliches Vermögen errang; dieser Komiker Weiß spielte Raimunds Rollen mit so großem Erfolge, den „Florian," den „Wurzel," den „Barometermacher," den „Rappelkopf" u. s. w., mit so entschiedenem Glücke, daß ihn Raimund selbst, der ihn mit großem Vergnügen in allen seinen Darstellungen sah und belobte, als seinen besten Nachfolger bezeichnete. Dazu kam noch, daß Weiß ein vortrefflicher Sänger war, Raimunds Lieder trug er mit hinreißender Innigkeit vor.

„Die treffliche Stimme, sagte Raimund, hat Weiß noch vor mir voraus. Weiß ist ein Talent ohne gleichen; einen solchen begabten Nebenbuhler lasse ich mir gefallen! Es kopiren mich zwar viele, aber „eigentlich spotten sie mich nur aus." Meine kleinen Angewohnheiten eignen sie sich an und wähnen dann, jetzt wären sie schon „lauter Raimunds." Viele davon sind nicht besser als Herr Wegeles in Braunau."

Wir nehmen unsere Zuflucht wieder zu dem Biografen Raimunds in der „Theaterzeitung." Dieser schreibt:

Raimund lebte bis zum 15. März 1832 in einer Art Letargie, in Wien, aus welcher ihn nur das Hoftheater in München zu wecken vermochte. Die Intendanz des königl. Hoftheaters ruhte nicht, bis Raimund zum zweiten Male eine Reihe von Gastvorstellungen zusagte.

Der Künstler ging nach München und spielte neuerdings mit dem glänzendsten Erfolge.

Nun konnte er auch der auszeichnenden Einladung des Königstädter Theaters in Berlin nicht länger widerstehen.

Er reiste von München, nach fünf und dreißig, mit Enthusiasmus aufgenommenen Darstellungen, direkte nach Berlin, und erschien zum ersten Male, am 4. April, als Florian im „Diamant des Geisterkönigs."

Obgleich das Berliner Publikum von ungeheueren Erwartungen erfüllt war, und bekanntlich im Besitze sehr beliebter und talentvoller Komiker ist, so konnte das dortige, etwas kritische Parterre, doch nur einen halben Akt, mit prüfender Kälte beobachten. — Kaum war aber die Exposition des Stückes vorüber, als auch das Eis der Befangenheit der Berliner Tonangeber im Theater zu schmelzen anfing, und nach Raimunds zweiter Szene, ein Beifallsjubel losbrach, welcher selbst Schmelka, dem damaligen Abgott des Berliner Volkes, nicht rauschender hätte gezollt werden können.

Nun fingen auch die kritischen Blätter Feuer, und die „Vossische Zeitung," der „Berliner Figaro," „der Gesellschafter," die „Haude- und Spenersche Zeitung"

und „der Freimüthige," bemerkten ziemlich einstimmig, „die Wiener Journale hätten Raimund viel zu wenig gelobt, ja, Herr Gubitz vermeinte sogar, „die Bewohner der Kaiserstadt wüßten gar nicht, was sie an Herrn Raimund für ein Talent besäßen!!!" — Auch Herr Oettinger verlautbarte Etwas in diesem Sinne. Ob man einen Künstler mehr preisen kann, als ihn die Wiener Journale priesen, ob man ihn und seine Stücke mehr applaudiren und auszeichnen kann, als dies das Wiener Publikum that, wird zu erörtern nicht nöthig sein.

Raimund spielte siebzehn Mal in Berlin bei stets überfüllten Häusern. Die meisten seiner Stücke hatte man zwar schon früher gesehen, da sie aber Raimund selbst in die Szene setzte, und hierdurch einen eigenen Geist in seine Schöpfungen brachte, auch die Hauptrollen ganz anders spielte, und mit seiner südlichen Glut Publikum und Schauspieler erwärmte, so entstand hieraus für die Berliner ein ganz neuer Reiz.

Raimund hätte in Berlin noch dreißig Mal auftreten können, er würde stets vor vollen Theatern gespielt haben und bewundert worden sein, aber es drängte ihn, Deutschland zu durchreisen, und so ging er denn im Sommer 1832 an den Rhein.

30. In Wiesbaden.

Raimund besuchte auch Wiesbaden.

Er stieg in dem ersten Hôtel ab und wunderte sich nicht wenig, daß er von einem elegant gekleideten jungen Mann sehr höflich gegrüßt und im österreichischen Dialekte angeredet wurde.

Raimund hörte auf seiner Reise den österreichischen Dialekt fast gar nicht sprechen.

Die „heimatlichen Klänge" überraschten ihn also um so mehr, als sie mit den herzlichen Worten begannen:

Ach lieber Herr von Raimund, Sie sind auch da? — da hätt i mir doch eher den Tod einbüldt als Sie hier z'sehn.

Raimund faßte den jungen Mann ins Auge. Er erkannte ihn nicht.

Endlich sagte er ebenfalls echt Wienerisch:

Ja, stöll'ns Sie sich vor i bin wirklich da, und freu mi, daß i einen Landsmann seh, aber i kenn' Sie nicht.

I bin ja der Poldel! Herr von Raimund, der Poldel vom Mussi Dolliner (einem bekannten Theater-Maler des Leopoldstädter-Theaters). Wissens, der Poldel, der Ihre Bäume im „Alpenkönig" alle z'dunkel gemalt hat.

Der Poldel! sagte Raimund, aber Sie sahen ja damals aus wie ein Stiefelputzer, und jetzt sind Sie angezogen wie ein Graf! Sie haben gewiß eine Erbschaft gemacht!

Gott bewahr'! Ich hab mein Glück auf eine andere Art gefunden. — Ich bin, wie Sie vielleicht noch von Wien aus, wissen werden, ein gelernter Kartenmaler, bin als solcher zu zwei fremden Herren, welche im „goldenen Lamm" in der Leopoldstadt einlogirt waren, recommandirt worden, diese haben einen Kartenmaler gesucht, und mich in ihren Dienst genommen. Diese Fremden waren Spieler von Profession, ich habe ihnen Karten mit besonderen Kennzeichen machen müssen; ich bin dann mit ihnen nach Füred und Mehadia gereist, dort habens unerhört's Geld g'wonnen und jetzt

sind sie in Wiesbaden, wo ihr Geschäft noch besser geht!

Also dient der Poldel bei einem Paar' Hallunken?

Ja man könnt's schon so nennen; sie betrügen die Leute schändlich, besonders im „Halberzwölfe-Spiel,“ aber was gehts mich an! Ich werde gut bezahlt, ich verdiene alle Tage vier Dukaten; ich tausch mit keinem Starosten.

Aber, wenn der Betrug aufkommt?

Unmöglich! Die Kerle sind zu fein! Jetzt sieben sie gerade wieder einen reichen Marchese ab. Dieser hat binnen drei Tagen gewiß 2000 Friedrichsd'or verloren. Sie möchten den Marchese gar so gerne bewegen, daß er „va banque!“ rufe, da zieheten sie ihn ganz aus (da würden sie ihn ganz ausziehen).

Den Marchese soll man warnen.

Warum nicht gar! Er soll nur Haar lassen, warum ist er ein Adelicher wor'n (geworden).

Kann man denn eine solche Spielbank nicht sehen?

O ja! Sie ist hier im Hause. Im großen Saal, im zweiten Stock. Ich führe Sie hinauf. — Ich bitte Sie aber um Gottes willen, spielen Sie nicht! Sollten Sie aber durchaus spielen, so legen Sie viel Geld heraus, da lassen Sie die Bankhalter drei — vier Mal g'winnen, sie rechnen darauf, daß Sie immer höher setzen werden. Wie Sie etwa 20, 30 Friedrichsd'or setzen, macht der Banquier „halber zwölf,“ und Sie verlieren das Doppelte. Geben Sie nur acht!

Wie kennt man denn die falschen Karten?

Neun, Zehn und Aß haben auf dem Rücken dunkle Punkte; eine Figur hat in jedem Eck (in jeder Ecke) zwei Sterne neben einander. Ich bringe Ihnen ein Spiel Karten mit 52 Blättern, das ich gefälscht habe und explizire Ihnen die ganze Manipulation.

Ich dank Ihnen, lieber Poldl und werde Ihre Warnung benützen.

Kommen Sie, Herr von Raimund, zuerst in mein Zimmer, und dann in den Spielsaal, aber, wenn Sie Ihr Geld lieb haben, so spielen Sie nicht, das ist das Allerbeste!

Raimund verfügte sich zu Poldl, ließ sich die betrügerischen Karten zeigen, und ging dann in den Saal.

Da saßen Herren um einen ovalen grünen Tisch. Andere Herren bildeten eine Gallerie hinter den Sitzenden und standen. Die Banque der falschen Spieler war wieder im Glücke. Ein Berg von Gold war aufgehäuft.

An den blassen, verstörten Gesichtern, erkannte Raimund sogleich, welche schreckliche Folgen das Spiel auch hier gehabt.

Raimund stellte sich hinter dem Banquier, der mit dem Gesichte gegen die Thüre gewendet saß. Raimund sah dem Treiben eine Weile zu.

Die Croupiers hatten alle Hände voll zu thun. Sie konnten mit ihren Spielkrücken nicht genug Gold einstreichen.

Raimund gegenüber stand ein junger Mann, der blaß wie ein Gespenst auf den Abzug jeder Karte ängstlich lauerte, der gewiß sein letztes Häuflein Gold auf eine Figur gesetzt hatte, und als der Banquier rief:

Onze et demi!

wie ein Verzweifelter vom Spieltische fort stürzte, und zur Thüre hinaus wollte.

„Halt!" rief ein Croupier, ein scheußliches Gesicht mit einer durch ein Lasterleben ruinirten Stimme; „Halt! mein Herr, Sie müssen erst bezahlen, was Sie verloren! Ihr Einsatz genügt nicht!"

Ich habe Alles, was ich besessen, hingegeben, schrie er: 800 Friedrichsd'or! begnügen Sie sich damit!

Va-t-en! rief der Banquier.

Der junge Mensch stürzte zum Saale hinaus.

Raimund war rasch hinter dem Unglücklichen her.

Mein Herr! rief Raimund. Auf ein Wort!

Der junge Mensch blieb auf dem Korridor des Saales stehen.

Lassen sie mich! sprach der junge Mann mit dem Tone der Verzweiflung.

Wo wollen sie hin!

Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich!

Sie wollen sich ein Leid zufügen!

Der junge Mensch schwieg.

Sie haben 800 Friedrichsd'or verloren? — Sie sollen sie wieder erhalten! Ich schaffe sie Ihnen. —

Herr, Sie retten mir das Leben, die Ehre und die Freiheit!

Ich schaffe Ihnen Ihr Geld, aber kehren Sie ruhig in den Spielsaal zurück, begeben Sie sich unter die Zuschauer. Sprechen Sie mit Niemanden von Ihrem Verluste. Wenn ich Sie brauche, werde ich Sie finden.

Indeß stürzte wieder ein Geplünderter aus dem Saale, rief seinem Bedienten, gab diesem seinen Schlüssel, und befahl ihm, seine Chatouille in den Saal zu bringen.

Den rette ich auch! sagte Raimund. Nun wartet, Straßenräuber! Euerem Treiben werde ich ein Ende machen!

In diesem Momente huschte eine weißgekleidete Dame, dicht verschleiert, an Raimund vorüber.

Sie kam fast athemlos über die Treppe herauf. Sie eilte auf die Thüre des Saales zu, warf einen langen, prüfenden Blick hinein, und zog sich dann wieder zurück.

Sie schien Jemand zu suchen.

Raimund ging auf sie zu.

Kann ich Ihnen einen Dienst erweisen? sagte Raimund; ich bin bereit. —

Die Dame erschrack heftig, machte eine Bewegung mit der Hand, als wenn sie sagen wollte:

Ich danke Ihnen.

Treten Sie ein in den Saal, und bezeichnen Sie mir, wen ich herausrufen soll — oder ist es Ihnen lieber, wenn ich Ihnen den Saal-Diener sende?

Nein, nein, sagte die Dame, ich wollte nur — —

Großer Gott! rief Raimund, Gräfin Emmi! — Ist der Graf in dieser Räuberhöhle?

Wie, Sie wissen?

Ich weiß, daß hier Jeder, der sich diesen Gaunern nähert, ausgezogen wird. —

Ach, mein Albert verliert, seit wir hier sind, enorme Summen! Leider ließ er sich nicht zurückhalten. Durch einen Croupier sendete er mir einen Zettel, ich möchte ihm sein Portefeuille mit den preußischen Kassenanweisungen senden, verliert er auch diese noch, so können wir nicht von hier abreisen; all das bare Geld, das wir von Berlin mitgenommen, ist fort!

Ich schaffe es wieder!

Unsere Vermögensumstände erleiden durch diese Verluste keine Erschütterung; die Verluste ruiniren uns nicht, aber es macht mich unglücklich, daß mein Gemal der Leidenschaft des Spiels ergeben, daß es ihn drängte von Berlin, wo wir uns befanden, abzureisen, um die Spielbanken in den deutschen Bädern aufzusuchen.

Fassen Sie sich, Gräfin. Die Summe, die Ihr Gemal hier verloren, soll er wieder erhalten. — Sagen Sie ihm kein Wort, daß Sie mich gesprochen. Was ich hier unternehme, soll dem Grafen und allen jenen zu Gute kommen, die hier durch falsches Spiel betrogen wurden; die Beweise werde ich liefern.

Ach, Raimund, wie würden Sie meinen Gemal und mich verpflichten! —

Das will ich nicht! Liebe Emmi, ich werde Ihnen zeigen, daß man sich an meinem Feuer nicht versengt, und wenn man mir auch noch so nahe kommt! Dann aber, liebe Emmi, werde ich Ihnen auf Ihrem Lebenspfade nicht mehr begegnen. Ich werde Ihnen aus dem Wege gehen. Es wird nicht nöthig sein, daß Sie aus irgend einer Stadt abreisen, in der ich mich befinde! Ich werde mich entfernen.

Der Bade-Kommissär erschien auf dem Korridor.

Raimund eilte auf ihn zu und sagte ihm einige Worte. Hierauf verneigte sich Raimund gegen Emmi, bot ihr seinen Arm und geleitete sie in die Belle étage in den Konversations-Saal.

Der Bade-Kommissär folgte Raimund.

* *
*

Die Gräfin fühlte sich durch Raimunds Benehmen sehr verletzt.

Nie sah sie ihn in solcher Aufregung und Verstimmung. Wol kannte sie Ferdinands Empfindlichkeit, aber in einem so schneidenden Tone sprach er mit ihr nie.

Gräfin Emmi wollte dessenungeachtet Raimund nicht verurtheilen, wußte sie doch nicht, was sonst auf ihn eingestürmt. Sie glaubte, Raimund habe an der Spielbank ebenfalls verloren, und sein Verlust habe ihn so unwirsch gemacht.

Indeß die Gräfin im Lesezimmer des Konversationslokales sich aufhielt, bemerkte sie, daß Raimund mit dem Bade-Kommissär im eifrigen Gespräche blieb. Endlich sah sie, daß derselbe einen schriftlichen Befehl ausfertigen ließ, dem zufolge sich vier Gendarmen augenblicklich einfanden.

Raimund ging zu Emmi.

Jetzt gilt es! sprach er. Vielleicht in einer Viertelstunde schon, bin ich im Stande, eine Bande Gauner den Gerichten zu überliefern. Den Raub sollen sie herausgeben müssen; dafür stehe ich!

Raimund verfügte sich allein nach dem Spielsaale.

Während dies im Konversations-Saale vorging und ein großer Coup gegen die Diebshölle beschlossen wurde, brachte das falsche Spiel den Bankhaltern fort und fort Glück.

Die Goldstücke häuften sich auf dem grünen Tische und hessische, preußische, französische und englische Bankbillets flogen umher, als hätte sie ein Wirbelwind in die Kassa der falschen Spieler aus allen Enden hingetragen.

Raimund suchte sich ein paar der unglücklichen Pointeurs aus, die am meisten geplündert wurden.

Der Eine wurde ihm als ein Weinhändler aus Frankfurt am Main bezeichnet, Kopps war sein Name; der andere war ein königl. sächsischer Hofschauspieler, dessen eigentlicher Name nicht hieher gehört, weil er noch lebt, den wir Ferst nennen wollen.

Beide hatte die Banque in Wiesbaden im Sinne des Worts fast zu Bettler gemacht.

Kopps, ein robuster, großer Mann, war dunkelroth im Gesichte, sein kollerisches Temperament steigerte seinen Unmuth um so mehr zur Wuth, als er der Banque eine Anweisung auf 40 Körbe Champagner einlegen wollte, wenn man ihn auf Kredit weiter spielen lassen würde, was nicht angenommen wurde.

Dieser Mann fluchte in seinem Frankfurter Dialekte, daß die Wände des Saales, zitterten.

Ferst war ganz das Gegentheil von dem Kollerischen. Er war ein stiller, eher flegmatischer als hitziger Mann, schmächtig, fein im Benehmen, aber der Teufel behalte sein Flegma und sein feines Benehmen

wenn man in einigen Stunden die reichen Honorare von einigen siebzig, mit Glück durchgeführten Gastrollen, dargestellt auf drei großen Hoftheatern, in wenigen Stunden verliert. Sein Urlaub war zu Ende, kein Heller war mehr zu verdienen und Frau und Kinder zu Hause, freuten sich auf die brillanten Bezahlungen, von welchen er ihnen bereits in der Freude seines Herzens geschrieben hatte. Was er für die Familie verdient, hatten in Wiesbaden zwei Damen, die Coeur-Dame und die Carro-Dame in den Schlund der Spielhölle geführt.

Zwischen diese beiden unglücklichen Spieler pflanzte sich Raimund hin.

Auch er nahm sein reiches Honorar, das er in Berlin, für 17 Mal 25 Friedrichsd'or erhalten und noch ganz beisammen hatte, aus seiner Börse, und legte 425 Goldstücke vor sich hin.

Der Chef der Spielhölle, ein Kerl, der auf beiden Augen schielte, warf seine Blicke auf den neuen Gast.

Wolle Sie sich auch rupfe lasse? fragte der Weinhändler.

Rupfen? erwiederte Raimund. Ich bin ja kein Vogel, am wenigsten ein Gimpel. Wo ich noch immer spielte, Notabena unter ehrlichen Leuten, hatte ich zum mindesten kein Unglück. Es wird mich Frau Fortuna auch hier nicht verlassen.

Darf ich mir von der Noblesse der Bank eine „Dame" ausbitten? fragte Raimund.

„Wie die Karten fallen," antwortete der Banquier.

Auch gut! versetzte Raimund. Ich glaubte einen Augenblick, ich sei der Schiffsbarbier Bims, und müßte Etwas Extra haben!

Raimund flog eine Figur zu.

Charmant! sagte Raimund.

Er setzte 30 Friedrichsdor auf seine Karte.

Das Spiel ging herum.

Raimund erhielt eine Neun.

Der Banquier schlug ebenfalls eine Figur auf.

Dieser Kartenfigur folgte eine Zwei, darauf folgte eine Neun.

Onze et demi!

sagte der Banquier.

Raimund bezahlte 60 Friedrichsdor der Spielkassa.

Höre Sie! sagte der Weinhändler zum Banquier, mache Sie heute nichts anders als „halber Zwölfe?“

Es scheint! versetzte der Banquier, mit verächtlicher Gleichgiltigkeit.

Wer noch Geld zu verlieren hatte, verlor es.

Raimund warf einen Blick auf Emmis Gatten und bemerkte, wie dieser 500 Thaler in preußischen Kassenscheinen dem Croupier hinschob.

Wieder wurden die Karten herumgegeben.

Raimund erhielt wieder eine Figur.

Er legte 60 Friedrichsdor auf die Karte.

Nehmen Sie sich in Acht! sagte der sächsische Hofschauspieler. Was sich hier ein Schauspieler durch sein Spiel an hundert Abenden verdient, das nimmt dieses Spiel an einem Abende.

Wir wollen sehen! erwiederte Raimund, ich werde noch 40 Friedrichsd'or zulegen!

Indeß war der Kommissär in den Spielsaal getreten, und stellte sich dicht hinter dem Banquier.

Vier große Männer in blauen Uiberröcken traten unbemerkt mit dem Kommissär ein und begaben sich zwei und zwei neben dem Banquier und dem Banquier vis-á-vis.

Das Spiel wurde fortgesetzt.

Raimund erhielt eine Drei dann eine Sieben.

Der Banquier hatte ebenfalls eine Figur.

Er schlug eine Asse auf.

Ein Schrei des Unwillens flog durch den Saal.

Das ist unmöglich! versetzte der Weinhändler. „Halber zwölfe" wurde bis jetzt mit vier Spiel-Karten gespielt; diese haben 16 Asse. Dies Aß ist aber das siebzehnte! — Ich habe genau Acht gegeben; zählen Sie, meine Herren, die Asse hier auf dem Tische!

Der Banquier warf einen verächtlichen Blick auf den Weinhändler.

Ein Croupier wollte nach den weggeworfenen Karten greifen.

Niemand rühre ein Blatt an! herrschte der Kommissär den Spielern und Croupiers zu. Niemand bewege sich!

Die Gendarmen holten unter ihren Uiberröcken die blanken Säbel hervor, und kreuzten sie über die Bankkassa.

Im Namen des Gesetzes! rief der Kommissär. Ich verhafte die Banquiers und Croupiers als falsche Spieler!

Was? rief der Banquier. Wer erfrecht sich, dies auszusprechen?

Ja, falsche Spieler! Schufte seid Ihr! rief der Weinhändler. Alle, die hier sind, habt Ihr ausgeraubt, Ihr Gauner!

Es entstand ein fürchterlicher Tumult.

Diesen wollte der Chef der Bank benützen, und einen Theil des Goldes retiriren.

Man will uns plündern! schrie er. Diese Geschichte ist abgekartet.

Ein Gendarme gab dem Spieler-Chef einen so argen Stoß, daß er die Goldbeutel liegen ließ; aber der Banquier erfand ein anderes Manövre; er streifte mit

einem Rucke alle Karten, die vor ihm lagen, unter den Tisch.

Cartouche! rief ihm Raimund zu. Vergebens suchst Du die Karten zu changiren! Wir bedürfen ihrer nicht, da wir Deinen Fabrikanten Dir entgegen halten können.

Herr Leopold! rief Raimund.

Der Kartenmaler erschien.

Hier, Gauner, donnerte Raimund dem Banquier zu, steht Dein Fälscher! Kannst Du noch läugnen? — Oben in seiner Kammer, wo er die markirten Karten anfertigen mußte, ist bereits Alles versiegelt; willst Du Betrüger aus Spaa, und wollen Deine Genossen aus Füred und Mehadia noch mehr erfahren? Euer Lohn soll nicht ausbleiben.

Gebe Sie mir die Kerle Preis, bat der Weinhändler den Kommissär; ich füttere meine Küfer, lauter Sachsehäuser, mit ihnen. In acht Minute thut ihnen kein Bein mehr weh!

Die Banque ist aufgehoben, das Geld wird vorläufig deponirt, sagte der Kommissär. Jeder der von diesem Gesindel betrogenen Herren soll sein, ihm gestohlenes Eigenthum wieder erhalten. Ich lasse den Saal schließen.

Lasse Sie die Spitzbube auch gleich schließe! versetzte der Weinhändler.

Die Betrüger wurden fortgeführt, das vorgefundene Geld vor Zeugen gezählt und darüber ein Protokoll aufgenommen. Hierauf wurden in der Wohnung der Bankhalter die Kassa mit Beschlag belegt.

Nachdem sich die sämmtlichen Spieler entfernt hatten, ging der Graf, Emmis Gemal, auf Raimund zu.

Sie retten mir nicht nur die Summen, die ich verloren, redete der Graf, Raimund an; Sie retten

auch mich selbst aus der Gefahr, je wieder zu spielen. — Ich hatte keine Ahnung, daß man auf eine solche Weise an öffentlichen Spielbanken betrogen werden könne; nie mehr werde ich in derlei Häusern mich zerstreuen. — Herr Raimund, als wir uns zum letzten Male sahen, schied ich mit Groll im Herzen von Ihnen. Heute wollen wir unsere Freundschaft erneuern. Herr Raimund, begleiten Sie mich zu meiner Emmi. Sie soll ihren Dank mit dem meinigen vereinen; sie soll Zeugin von der Erklärung sein, die ich Ihnen vom Herzen gebe, daß ich Ihnen zu ewigem Danke verpflichtet bin.

Keinen Dank! erwiederte Raimund. Ich habe nur als ein honnetter Mann gehandelt, und gewiß nicht anders als Sie, wenn Sie mich in ähnlicher Lage getroffen hätten! — Vor Ihrer Frau Gemalin kann ich in diesem Leben nicht mehr erscheinen. Dem Doktor Lichtenfels hat sie mich als ein Ungeheuer bezeichnet, das die Absicht zeigt, dem Rufe ehrbarer Frauen gefährlich zu werden. — Wenn Gräfin Emmi dieselben Worte auch nicht gesagt, so liefen die ihrigen doch auf denselben Sinn hinaus. Jetzt, da ich mir, wie Sie sagen, ein Verdienst um Ihre Freundschaft erworben haben soll, darf ich Ihre Frau Gemalin nicht mehr sprechen; — das geringfügigste, aber im herzlichen Tone ausgesprochene, Wort könnte als ein Attentat auf die Tugend Ihrer Gemalin gedeutet werden. — Nein, Herr Graf, in eine solche Gefahr begebe ich mich nicht. Weder Emmi, die ich einst liebte, und die mir gestattete, sie lieben zu dürfen, noch ihren Gemal, noch sein Haus darf ich je wieder sehen. Sie sollen die vollste Uiberzeugung erhalten, daß Ferdinand Raimund ein Ehrenmann ist, obgleich Sie mir in München diese Benennung streitig machen wollten.

Der Graf war sehr bewegt.

Raimund verabschiedete sich von ihm, und suchte den Bade-Kommissär auf.

Schon nach wenigen Stunden ließ der Kommissär im Konversationsaale des Badehotels verlautbaren, daß die Bankhalter, die Erklärung abgegeben hätten, sie seien erbötig, denjenigen Badegästen, welchen sie durch betrügerisches Spiel Geld abgenommen, und aus welchen sie mehr denn dreißig näher zu bezeichnen im Stande wären, die Summen zurück zu erstatten, nur möchten sie sie nicht ferner verfolgen, und ihre persönliche Freiheit nicht gefährden.

Die Spieler gingen bis auf den Weinhändler hierauf ein.

Die Stunde, in welcher die Beträge zurückgestellt werden sollten, wurde festgesetzt.

Raimund verwendete sich, daß der junge Mann, der um 800 Friedrichsd'or geplündert wurde, diese zuerst erhielt. Hierauf empfing der sächsische Hofschauspieler sein Geld zurück, dann der Weinhändler und so fort Alle. Der Graf, welcher nach preußischem Gelde das meiste, wie es sich erwies, über 30,000 Thaler, eingebüßt hatte, war der letzte.

Welchen Dank Raimund von den so arg betrogenen Badegästen erntete, läßt sich nicht beschreiben.

Der junge Spieler, den sein Unglück bald zum Selbstmörder gemacht hätte, wäre Raimund nicht sein Retter gewesen, stürzte zu seinen Füßen nieder, und so dankte ihm jeder in seiner Art auf die rührendste Weise.

Der Weinhändler schüttelte Raimund die Hand.

„In ganz Deutschland soll man von Ihnen rede," sagte er, „wie vom Erzengel Michael, der den Drache erlegt hat; ich laß' Ihre Edelthat in die „Didaskalia" und in die „Frankfurter Oberpostamtszeitung"

einrücke, und in meinem großen Keller in Frankfurt am Main, zwische dem Hundert-Eimerfaß aus Hochheim und dem Hundert-Eimerfaß aus Rüdesheim, laß' ich Ihne, auf einem Hundert-Eimerfaß aus Johannisberg ein Monument errichte. So lange Sie lebe, erhalte Sie alle Jahre an diesem Tage einen Korb Liebfrauenmilch „franko Wien." — Insbesondere mach' ich Ihnen aber noch eine Freud'; gebe Sie nur acht! — Sie wisse, ich bin der Einzige, der nicht dafür gestimmt hat, daß die Spitzbube, die falsche Spieler, rein ausgehen solle, und es möge damit abgethan sein, wenn Sie nur das gestohlene Geld zurückgeben." —

Ich weiß es, erwiederte Raimund.

„Ich weich' davon auch nicht ab, daß die Bösewichte Etwas abbekommen sollen," fuhr der Weinhändler fort. „Sie solle zwar nicht verarritirt werde, sonst habe wir sammt und sonders, eines Kriminalprozesses wege, ein halb Jahr der Zeugenaussage wege, hier zu verbleibe, aber dafür solle die Spitzbube ihre „Merks" erhalte. — Meine Küfer sind in Wiesbade. Sie habe Wein hieher befördert. Es sind Kerle, Fäuste habe sie wie die Riese; in der hohlen Hand kann jeder eine Maß Wein einfange, es wird kein Tropfe danebe gehe. Die sechs Kerle lasse ich mit den Räubern wirthschafte! Herr Raimund, das wird ärger als eine Festungsstraf' sein! Die schurkische Hände lasse ich ihne so arg zerschlage, daß sie binnen Jahr und Tag keine Karte mehr in die Hand nehme solle.

Darüber hat der Kommissär zu entscheiden, sagte Raimund. Zu dieser Linch-Justiz gebe ich meine Zustimmung nicht.

Dann, sagte der Weinhändler, habe ich darauf angetragen, daß der Kartenmaler, der den Betrug, auf Ihr Zuthun, aufgedeckt hat, belohnt werde. Wir Bade-

gäste habe eine Kollekte veranstaltet. Der Graf allein gab 1000 Thaler, im Ganzen bekommt der Kartenmaler über 1500 Thaler und von mir extra noch 20 Flasche Markabrunner.

Dies hat meinen vollen Beifall, erwiederte Raimund. Ich nehme dann den Monsieur Leopold mit mir nach Wien und werde über ihn wachen, damit er nie mehr auf Abwege gerathe.

31. „Der Verschwender."

Raimunds Benehmen an der Spielbank in Wiesbaden erwarb ihm tausend Segnungen.

Man wird sich erinnern, daß im Jahre 1832 eines der Dampfschiffe, welches den Rhein befuhr, den Namen „Ferdinand Raimund" erhielt. Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß das segenvolle Auftreten des gefeierten Dichters an dem grünen Tische, zu dieser Taufe des Schiffes Veranlassung gab.

Die projektirte Linch-Justiz des Weinhändlers fand nicht statt. Die falschen Spieler fielen der Justiz in die Hände. Diese bestrafte sie nach dem Gesetze. Das geraubte Geld wurde den Betrogenen zurück erstattet.

Raimund ging von Wiesbaden nach Karlsruhe, Mannheim, Stuttgart, begab sich hierauf nach Preußen zurück, verweilte eine geraume Zeit in Warmbrunn, reiste im Herbste zum zweiten Male nach Hamburg, trat vierzehn Mal mit eben so glänzendem Succeß wie das erste Mal dort auf, und kehrte am 14. November 1832 nach Wien zurück.

Kaum erfuhr der wackere Stöger, gegenwärtig (1855) Direktor des Prager Theaters, damals Pächter des Theaters in der Josefstadt, daß der unvergleichliche Künstler wieder seine Vaterstadt begrüßt habe, so

eilte er zu ihm und machte ihm wahrhaft glänzende Anträge für eine Reihe von Gastrollen im Theater in der Josefstadt.

Stöger, der sich stets als ein Direktor erwies, welcher das wahre Verdienst und das ausgezeichnete Talent anzuerkennen verstand, bot Raimund ein so brillantes Honorar, daß dieser verwundert ausrief:

Was fällt Ihnen ein, lieber Direktor! Was Sie mir da bieten, ist ja viel zu viel! — Bei einem solchen Honorare bliebe ja Ihnen nichts von allen meinen Gastspielen. Ich werde Ihre Generösität nicht mißbrauchen; es ist die Hälfte von dem genug, was Sie mir antragen, nur müssen Sie mir noch Ruhe gönnen; zwei Monate möchte ich so gerne für mich leben, aber dann will ich auch auf Ihrem Theater fortspielen, so lange ich dem Publikum gefalle, und Sie Ihre Rechnung finden!

Raimund spielte wirklich zwei Monate nicht. Er lebte nur seinen freundschaftlichen Verhältnissen und brachte die größte Zeit im Hause von Tonis Eltern zu, welche den wackern Raimund wie einem Sohne zugethan waren.

Da lernte er erst einsehen, welch eine Perle er an Toni verloren. Ihr Herz, ihr Geist, ihr sanftes Benehmen ließen ihn erkennen, wie glücklich sein Los sich gestaltet hätte, wenn Toni seine Gattin geworden wäre. —

Toni entschädigte ihn durch ihre Freundschaft, ihre Anhänglichkeit, ihre Theilnahme und, verfiel Raimund zu Zeiten seinen hipochondrischen Anfällen, so verscheuchte sie seinen Trübsinn und erheiterte ihn durch ihre gesunden Anschauungen der Zeitverhältnisse, und der Menschen, welche Raimund umgaben.

Toni war sein Seelenarzt und mit Innigkeit hing er an ihr.

Am 10. Jänner 1833 betrat er endlich als Wurzel im „Bauer als Millionär" das Josefstädter-Theater unter Stögers Direktion.

Stöger setzte dieses Stück mit außerordentlicher Pracht in die Szene.

Es erschien dem Publikum wie ein neues Stück; der Beifall, den es wiederholt erntete, war so rauschend, so enthusiastisch, wie an jenem Tage, an welchem es zum ersten Male auf der Leopoldstädter Bühne zur Aufführung kam.

Denselben günstigen Erfolg fanden auch Raimunds übrigen Stücke, welche, besonders „der Alpenkönig," mit wahrer Munifizenz von Seite Stögers zur Darstellung gebracht wurden.

Die Aufnahme und der Antheil, welchen Raimund als Schauspieler und Dichter erhielt, übertraf seine kühnsten Erwartungen und begeisterten ihn dergestalt, daß er ein neues Stück schrieb: „Der Verschwender," welches am 20. Februar 1834 zum ersten Male, zur Aufführung kam.

Der „Verschwender" war sein Schwanengesang.

Welchen Eindruck dieses Stück gemacht, welche Würdigung es in allen Ständen gefunden, wie hoch es den Enthusiasmus für Raimund steigerte, davon war ganz Wien Zeuge.

Es gehörte selbst noch bei der dreißigsten Vorstellung, eine Art Protektion dazu, am Tage der Vorstellung eine Loge zu erhalten. Für zwanzig Vorstellungen waren die Sperrsitze immerfort pränumerirt. Man behauptete damals, daß der Logenmeister des Josefstädter Theaters, bei dem Logen- und Sperrsitz-Verkauf, einen größeren Gewinn gehabt, als Direktor Stöger.

Dieser Logenmeister war eine eigene Erscheinung.

Grob, wie nicht bald Jemand in einer untergeord-

neten Stellung, roh und ungeschliffen gegen das Publikum, das er so zu sagen brandschatzte, und keck, selbst gegen Personen von Ansehen.

Und Alles ließen sich die Leute gefallen, wenn sie nur Raimunds „Verschwender" sehen konnten.

Eines Tages kam ein Gesandtschaftsrath zu diesem ungehobelten, interessirten Menschen.

„Sie haben mir seit acht Tagen eine Loge zugesagt. Kann ich sie endlich haben?" fragte der Gesandtschaftsrath.

„Es ist keine da!" schnarchte der brutale Patron den Rath an.

Ich weiß, mein Herr, versetzte dieser, daß man Ihnen mehr bezahlen muß als der Preis ist. Wie viel muß man Ihnen bezahlen, wenn man endlich eine Loge erhalten will?

Das weiß ich nicht! das müssen Sie wissen, erwiederte der Logenmeister, wo möglich noch ungeberdiger.

Sind fünf Gulden als Douceur genug?

Fünf Gulden? — Ich hätte heute schon zehn Gulden mehr für eine Loge haben können — ich war nicht zu Haus'! (Das heißt, ich ging nicht darauf ein.)

Sie sollen fünfzehn Gulden als Geschenk erhalten. Ist das genug?

Kommen Sie in acht Tagen wieder! Vielleicht habe ich eine Loge für Sie!

In dieser Weise ging der Logenmeister mit dem Publikum um.

Man hätte für den Mann fürchten sollen, daß seine Schmutzereien ihn um den Platz als Logenmeister bringen würden; es war auch einige Male nahe daran; Direktor Stöger wollte ihn, als er diese freche Uibervortheilung des Publikums erfuhr, fortjagen; aber da kamen sogleich wieder gutmüthige Personen, die um Gnade für ihn baten, welche dem her-

zensguten Director vorstellten, sein Logenmeister sei Familienvater, er möchte ihn doch nicht verstoßen; selbst Raimund legte zu des verhaßten Mannes Gunsten Fürbitte ein, und so blieb der Logenmeister immer wieder, und blieb der plumpe, grobe, ungehobelte Mann wie vorher.

Am Ende wußte sich Stöger nicht anders zu helfen, als daß er die Vormerkungen für Logen und Sperrsitze durch seine Theaterkanzlei überwachen ließ, da hörte der Wucher mit Theaterplätzen auf, aber es mußte zu diesem Zwecke eine eigene Ankündigung erlassen werden.

Das gab bei den Vorstellungen des „Verschwenders" zu anderen Uibervortheilungen Anlaß.

Allerlei Spekulanten schufen sich eine eigene Erwerbsquelle.

Es fanden sich Leute, welche sich mit den größten Beschwerlichkeiten bei der Eröffnung der Theaterkassa Eintrittskarten verschafften, welche sie sodann um das Dreifache verkauften. Dadurch wurde der „Verschwender" auf dem Theater, so wie mancher Verschwender im Leben, eine Erwerbsquelle für Viele.

Die Journale lobten Raimunds neuestes Werk einstimmig.

Es mochte dasselbe hier und da fast überschwenglich gelobt worden sein, aber dort, wo das Publikum so enthusiastisch sich zeigte, war es nicht gerathen, gegen den Strom zu schwimmen.

Dies hinderte indeß einen unbefangenen und dabei geistvollen Kritiker (Braun von Braunthal) nicht, ein unparteiisches Urtheil abzugeben.

Man las in den „Feierstunden" am 4. April 18 34 Folgendes:

Auch ein Wort über Raimunds „Verschwender.“
Von Braun von Braunthal.

„Es hat Alles zwei Seiten, warum nicht auch ein „Theaterstück? — Was unter der Sonne wandelt, „hat seine Licht- und Schattenpartien, warum „nicht auch ein Theaterdichter? — Fehlt es einem „Goethe nicht an Fehlern, ginge man nicht fehl, „wenn man einen Raimund für unfehlbar hielt? — „Unfehlbar! —

„Die Lichtseite der letzten dramatischen Arbeit un- „sers beliebten Komikers ist unmittelbar nach ihrer Er- „scheinung so emporgehoben und vorgeschoben worden, „daß dem Publikum die Augen übergingen vor Glanz „und Herrlichkeit; jetzt aber, nachdem sich das allge- „meine Urtheil zu klären angefangen, bin ich so frei, „auch die Schattenseiten dieses Produkts ins rechte „Licht zu stellen; denn, was will die Lampenbe- „leuchtung sagen, die Alles in rosigem Schimmer „zeigt? —

„Mir ist leid, daß inmitten der Enthusiasten ein Ta- „lent steht, wie Raimund, den ich als Autodi- „daktor, als Naturdichter liebe und gerne scho- „nen möchte; allein, das ist nun schon nicht anders; „der Wetterstrahl, der eine ganze Landschaft wolthä- „tig erschüttert, entzündet oft die kleine Habe des Ein- „zelnen und verarmt ihn; nach jenem ewigen Natur- „gesetze, das in alle ungeregelten Strömungen und „Schwingungen zuletzt Gleichgewicht bringt und pri- „mitive Ordnung.

„Enthusiasmus, du verderblichster aller „Schmeichler, weil du der beredteste bist! was „willst du mit Raimund, auf dessen Haupte ohne- „dieß der Bann „Ingenium sine arte“ schmerzlich la- „stet, willst du ihn verblenden? — Hat er es, in „seinem liebenswürdigen Eifer, mit seinen kindlichen

„Kunstbestrebungen verdient, durch deine Extravaganzen ein Gegenstand öffentlichen Gespöttes zu werden? — Muß der Stern, unter dessen Einfluß du raisonnirst, ihm ein feindlicher werden? — Wenn seine Muse, eine sonnige Alpenhöhe bewohnt, ist diese schon einer der Gipfel vom „Himmalaia-Gebirge“ paradiesischer Kunst? — Weißt du, Süßzunge, daß du Raimund schon geschadet hast? — Dies, sein neuestes Stück mag es beweisen, sowol der Idee als der Form nach. —

„Dieses Produkt ist ein Stillstand, folglich ein Rückschritt.

„Der „Verschwender“ ist sein „Bauer als Millionär“ en fraque, nichts sonst; nur ein Seitentableau zu diesem, ohne demselben an intensiver und extensiver Kraft, d. i., weder durch Weltanschauung und Charakteristik, noch an poetischer Wirkung gleich zu kommen. Wie der Bauer seine gute Zeit, vergeudet der Verschwender sein gutes Geld; dem Bauer fällt das Alter mit der Thür' ins Haus, dem Verschwender die Armuth: derselbe Ideengang!

„Dies von der Idee im Allgemeinen.

„Aber man nenne mir im „Verschwender“ eine Szene, die jener an Schönheit und Eindruck nur nahe käme, da den Bauer „Brüderlein fein“ die Jugend verläßt, oder wie er als Aschenmann von der Eitelkeit alles Irdischen singt?

„Zudem ist der Gedanke, den Verschwender nicht untergehen zu lassen, ein schwächlicher. — Daß Raimund für einen eigenen Kreis von Zuschauern gearbeitet, rechtfertigt Gemüthsschwäche nicht: der Dichter sei ein Richter, das Gedicht, ein Gericht! — Dieser Verschwender muß zu Grunde gehen, und seine moralische Stellung allein

„wäre in Bezug auf theatralische Gerechtigkeit genü„gend gewesen. — Das Fantom des Bettlers „endlich zerstört durch sein materielles Eingreifen „in die Speichen des Schicksalrades, den geistigen Ne„xus zwischen Ursache und Wirkung, ja lähmt so„gar die Gewalt der Ahnung und macht nüchtern. —

„Fehlt es der Idee, wie ich hier gesagt, an Neuheit, „an Originalität (den einzigen wahren Kennzeichen „des Genies), so ist die Form dieses Stückes ganz ver„altet. Steht nicht der ganze Inhalt dieses Dramas „auf dem Theaterzettel? Man lese doch! Wer schürzte „und löſ'te da nicht im Voraus den Knoten der ganzen „Handlung? —

„Ja bequem ist eine solche Arbeit freilich!

„Erste — zweite — dritte Abtheilung (gleichwie in „„Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers“); in „der ersten jung, in der zweiten von besten Jahren, in „der dritten alt; — Nr. I reich; Nr. II herabkom„mend, Nr. III herabgekommen und — wieder em„porkommend, und wodurch, weßwegen? — Von „Feen wegen! —

„Saubere Moral noch obendrein: daß man, bei „halbwegs gut erhaltenem Herzensgute, am Ende doch „noch gut fahren könne, wäre man mit seinem Gelde „noch so übel gefahren!

„Ist ein Stück schon moralisch, wenn es nur „keine Zoten enthält? — Wem endlich leuchtet es nicht „ein, wie ein leichtes Stück Arbeit ein Stück sei, in „welchem Alles Stück ist und kein Ganzes? — Oder „macht der glänzende Goldramen der Zauberei „allein das Bild aus? — Ein gutes Bild bedarf gar „keines Namens. —

„Genug! —

„Raimund überschätze sich nicht, und wir werden „ihn schätzen. —

„Er reiße sich endlich ein Mal los von „diesem geschmacklosen, abgedroschenen „Genre, verlasse dieses flachgetretene Feld, das nur „Mohnblumen trägt, und wende sich dem eigent„lichen „Volksleben" zu, wie es ist, welches „in aller Einfachheit unendliche Mannigfaltigkeit der „Auffassung und Darstellung zuläßt, und wofür ihn „die Natur begabt zu haben scheint.

„Ich aber habe es gewagt, in den „Augias„Stall" der Kritik wieder einmal den Strom des „unbefangenen Urtheils zu leiten."

Raimund las diese Kritik.

Sie traf ihn hart.

Er fühlte die großen Wahrheiten, die sie enthielt, tief und mächtig.

Allein seine wahnsinnigen Uiberschätzer drängten sich jetzt mehr als je an ihn, und verwischten durch ihren unsinnigen Lobqualm bald die Eindrücke, welche Braunthals geistvolles Urtheil auf Raimund hervorgebracht hatte.

Es regnete alsobald in den Wiener Journalen Antikritiken, immer eine alberner als die andere; auch das Lied „von dem neuen Shakespeare" wurde wieder angestimmt. Nur eine der vielen Debatten zu Gunsten Raimunds und seines Verschwenders von Dr. Sigmund Schlesinger war würdig, unbefangen, ohne Kriecherei vor dem Tagesgötzen, geschrieben; sie erschien in derselben Zeitschrift (am 14. April 1834).

Diese Debatte gefiel sogar den Gegnern Raimunds. Sie schloß mit den Worten:

„Daß der „Verschwender„ auch fühlbare Mängel „habe, ist nicht zu läugnen. Die fremdartige Gestalt „des Bettlers, (welcher Raimundschen Eigen-

„thümlichkeit zu Liebe) noch obendrein wie ein voll-
„kommener Doppelgänger des Bettlers Flott-
„well aussehen muß, ist eine mißlungene Erscheinung;
„ein treuer Freund, oder eine Geliebte, hätten diesel-
„ben Dienste, und obendrein noch effektvoller leisten
„können. Noch Manches ist nicht, wie es sein könnte,
„aber das Ganze ist hinreißend schön, und ich möchte
„es nicht verantworten, einen Dichter zu ähnlichen
„Schöpfungen entmuthigt zu haben."

Indeß wurde der „Verschwender" immer fort und fort mit gleichem, ungewöhnlichem Zulaufe gegeben.

Eine Apotheose seines Stückes erlebte Raimund leider nicht. Man kann die Besetzung der Hauptrollen des „Verschwenders" durch den k. k. Hofschauspieler Löwe, welcher den Flottwell, und die k. k. Hofschauspielerin Wildauer, welche die Gattin des Tischlers, zu einem wohlthätigen Zwecke, im Jahre 1844 am 18. April, als eine förmliche Todtenfeier des unvergeßlichen Dichters auf dem Josefstädter Theater darstellten, wol so benennen. —

Hätte Raimund diese Freude erlebt, so würde er wol Alles verschmerzt haben, was über sein Lieblingsstück Ungünstiges, mündlich und in Journalen gedruckt, verlautbart wurde.

An jenem Abende stellte Herr Wallner die Rolle Raimunds dar. — Derselbe legte, nach der Melodie des Hobelliedes, rührende Strophen auf den tiefbetrauerten Liebling des Wiener Publikums ein. Löwe, die Wildauer und Wallner spielten so wunderschön, daß die Erinnerungen an jenen herrlichen Abend noch für alle Jene, welche Zeuge davon waren, zu den schönsten gehört, welche Raimunds Genius geboten.

32. Das Haus Raimunds.

Raimunds Vorliebe für das schöne Thal in Gutenstein zog ihn, so oft er sich von Wien fortbegeben konnte, dahin.

Im August wollte er von einer Reise von Maria-Zell, wo er zur Zeit der Wallfahrten Toni mit ihrer Familie traf, in Gesellschaft derselben über Gutenstein nach Wien zurückkehren.

Zwischen Gutenstein und Pernitz liegt die schöne Besitzung, welche Raimund so wol gefiel.

Der Dichter konnte nicht vorüber, ohne hier einzutreten. Wie der Leser weiß, gehörte diese schöne Besitzung einem Herrn Trappl, der sich in der Geschichte mit Lawinger (welcher mittlerweile zu einer wiederholten Zuchthausstrafe verurtheilt wurde) so freundschaftlich um Raimund angenommen. Raimund wünschte daher Herrn Trappl wieder zu sehen, um ihm seinen Dank für seinen ritterlichen Beistand noch einmal auszudrücken.

Allein Herr Trappl war gestorben. Seine Witwe kam Raimund und Toni, und ihren Eltern mit Thränen in den Augen entgegen.

Sie meldete ihnen den Tod des theueren Hingeschiedenen.

Sie haben, Herr Raimund, fuhr Frau Trappl fort, nachdem sie die Beileidsbezeigungen empfangen hatte, einige Male den Wunsch geäußert, dieses Haus, sammt Allem, was dazu gehört, mit Wiesen, Waldungen und anderen Grundstücken, zu kaufen. Wenn Sie hiezu noch Lust haben, so biete ich Ihnen mein Besitzthum an. Ich kann nicht länger hier bleiben, denn jedes Zimmer, das ich betrete, jeder Strauch,

den ich betrachte, jede Blume, die ich in unserem Gärtchen erblicke, erinnert mich an ihn. — Ich will mit meinen Kindern nach Wien und dieses Haus für immer meiden.

Raimund, dessen Herz an diesem Besitzthume hing, besah dasselbe noch ein Mal.

Hinter dem Hause, führte ein Pfad nach einem bewaldeten Berge. Raimund lud Toni ein, mit ihm diesen Berg zu besteigen. Raimund besah die ganze Besitzung an der Hand der geliebten Freundin, und als er mit Toni zu Frau Trappl zurückkehrte, rief er:

Es bleibt schon dabei! Ich kaufe dieses Haus. Ich bezahle es baar. Ich eile nur nach Wien um Geld zu holen. Ich hoffe, über den Preis werden wir uns einigen.

Der Hauskauf fand statt.

Am 5. September 1834, drei Viertel nach drei Uhr nachmittags, also an demselben Tage und in derselben Stunde, in welcher Raimund zwei Jahre später, in der Nähe seiner Besitzung verschied, zahlte er der Frau Trappl den Kaufschilling baar aus.

Wer hätte damals ahnen können, daß dieses Haus, das ihm so wohl gefiel, das er so lieb gewann, das er sein Asil, sein Sanssouci nannte — die indirekte Veranlassung seines Todes werden würde! —

In dieses Haus wollte er sich im späteren Alter, in stiller Zurückgezogenheit begeben; hier wollte er sich von den Mühen seines Lebens erholen; das „Thal der Zufriedenheit" finden, das er in seinem „Mädchen aus der Feenwelt" so poetisch beschrieben; — welch ein Thal und welch eine Besitzung wäre hiezu geeigneter gewesen, als diese! —

Die romantische Lage des Hauses, die steilen Berge rings umher; das üppige Grün der Wiesen, der spie-

gelklare Bach, der dort die Fluren in runden Strömungen durchschneidet; die reine stärkende Luft; Alles vereinigte sich hier, diesen Aufenthalt zum reizendsten zu erheben. Maler und Dichter, Hand in Hand, könnten kein schöneres Tempe erfinden. —

Hier wollte Raimund mit seiner ewig blühenden Fantasie, noch viele, viele schöne Schöpfungen seines reichen Geistes ins Leben rufen; — das Schicksal wollte es anders. Dieses Thal gab gewissermaßen Veranlassung zu seinem Tode, in diesem Thale befindet sich sein Grab.

Als Frau Trappl, Raimund die Schlüssel zu seinem Besitzthum übergab, sagte sie, in Gegenwart von Toni und ihren Eltern, welchen es Freude gewährte, den neuen Hausherrn gewissermaßen zu installiren:

„Was Sie hier sehen, ist Ihr Eigenthum; das Haus sammt allen Einrichtungsstücken, der Garten, die Felder und Wiesen, das Gehölz, der kleine Wald — Alles habe ich Ihnen verkauft, nur Eines nicht, den getreuen Haushund an der Kette. — Ich habe nicht gewagt, Ihnen ein Hausthier, von dem ich nicht voraussetzen kann, daß Sie es als nützlich anerkennen werden, aufzudringen. — Ich wäre aber beinahe versucht, Ihnen diesen Hund zu empfehlen. Er wird seine Fütterung verdienen. Er ist wachsam, und wenn Sie ihn nachts von der Kette loslassen, so bin ich überzeugt, daß Sie keinen besseren Vertheidiger Ihrer Habe finden können als Hektor, dies ist sein Name."

Einen Hund muß ich haben! erwiederte Raimund. Die Gegend ist einsam, in der Nacht durchziehen sie Gauner. In Pernitz wurde erst neulich im Gasthause eingebrochen; hätte der Wirth einen tüchtigen Fanghund gehabt, so würde er nicht beraubt worden sein! — Ist der Hund böse?

Sehr böse, erwiederte Toni. Wenn meine Mutter, als sie vor einer Stunde, an der Hundshütte zufällig vorüberging, sich von ihm nicht so schnell entfernt hätte, oder wäre die Kette, an welche der Hund angehängt ist, nicht so kurz, so würde meine Mutter gewiß irgend eine bedeutende Verletzung davon getragen haben.

Es sind eben nur die neuen Gesichter, die ihn böse machen, erwiederte Frau Trappl. Wenn er Sie öfters sieht, so ist er der zuthunlichste Hund, den es gibt.

Ich würde ihn immer fürchten, äußerte sich Toni.

Frau Trappl nahm Raimund am Arme.

Ich werde Sie dem Hektor sogleich aufführen, sagte sie scherzweise. Kommen Sie, Fräulein Toni, mit uns! Hektor wird bald Ihr intimster Freund werden.

Frau Trappl rief Hektor.

Der Hund kam aus seiner Behausung hervor.

Hektor! sagte Frau Trappl, gib diesem Herrn deine Pfote, und dem Fräulein hier, küsse die Hand.

Der Hund that, wie ihm geheißen wurde.

Wir wollen ihn einige Male selbst füttern, sagte Raimund zu Toni und ihn recht kajoliren, dann wird er uns schon zugethan werden. Und Ihre Mutter und Ihre Geschwister müssen dem Hunde auch schön thun, wendete sich Raimund an Toni, dann wird er sich schon an sie gewöhnen, damit, wenn Ihre Familie einmal mit Ihnen auf einige Tage, zu mir hieher kommt, Sie auch bei diesem Hausgenossen eine gute Aufnahme finden.

Raimund ging mit Toni und ihren Eltern nach Wien zurück. Er traf sogleich Vorkehrungen, sein Besitzthum recht komfortabel einzurichten.

Er ließ in seinem Hause, von außen und innen Alles renoviren, sendete neue, schöne Meubles dahin, bereicherte seinen Speisesaal mit vortrefflichen Stahl-

stichen, behing sein Arbeitszimmer mit Künstlerportraits, schaffte schöne Lusters und Kandelabers an, ließ den Garten erweitern, die Zufahrt bequemer machen, kurz, er that Alles, sich seinen Landsitz recht anziehend umzugestalten.

Er bewohnte sodann, nachdem alle seine Wünsche realisirt wurden, sein Haus bis zum 15. October 1834.

Vom 23. Oktober 1834 bis Ende April 1835, erschien Raimund wieder als Gast auf dem Leopoldstädter Theater.

Er trat auf demselben 96 Mal in allen seinen und andern beliebten Stücken bei übergroßem Zulauf und stürmischem Beifalle auf. Im „Verschwender" allein spielte er 45 Mal.

Bei diesen Gastrollen geschah es, daß Raimund und Schuster zum ersten Male in einem Stücke zusammen auftraten. Es wurde „der Diamant des Geisterkönigs" gegeben. Ignaz Schuster spielte Korntheuers Rolle, den Longimanus und Raimund den Florian. — Der alte Direktor (Sartory) und der frühere Eigenthümer des Leopoldstädter Theaters, Steinkeller, hatten keinen Einfluß mehr; die Gegner Schusters waren besonnener geworden, und so bot denn diese Vorstellung einen eigenen Reiz, und verschaffte der Theater-Kassa eine enorme Einnahme.

Hierauf reiste Raimund zum dritten Male nach München. Er brachte seinen „Verschwender" auch dort zur Aufführung, und gastirte in München abermals an acht und zwanzig Abenden mit rauschendem Beifalle.

Von München nach Wien zurück gekehrt, spielte Raimund im Jänner 1836 zehn Mal als Gast auf der Leopoldstädter Bühne.

Bald hierauf reiste Raimund nach Prag, in

welcher Stadt er einen solchen Beifallssturm erntete, daß sich kein Bewohner daselbst, an brillantere Erfolge, die ein dramatischer Künstler dort je gehabt, erinnern konnte.

Hatte sich schon einmal unter Stögers Direktion (als er noch in Wien dem Josefstädter Theater vorstand), der Fall ereignet, daß mit dem Verkaufe von Logen und Sperrsitzen, ein ungebührlicher Handel getrieben wurde, so erneuerte sich dieser, unter denselben Umständen in Prag noch auffallender.

Abermals mußte Stöger gegen den unstatthaften Verkauf seiner Kassen-Anweisungen öffentlich einschreiten.

Wie sehr dies beweiset, daß Raimund sich in allen Städten, in welchen er gastirte, und seine Stücke zur Aufführung brachte, aller Klassen von Zuschauern bemächtigte, bedarf wohl keiner Versicherung.

Als Raimund zum letzten Mal das Prager Theater betrat, war er über die außerordentlichen Beweise von Liebe und Wolwollen jenes Publikums, das sonst nicht so freigebig mit seinem Enthusiasmus ist, und ein sehr feines Urtheil zu fällen im Stande ist, tief bewegt.

Als die Gastrollen in Prag, zu Ende gespielt waren, machte Raimund bei Stöger seinen Abschiedsbesuch.

Ich habe, äußerte sich Raimund gegen Stöger, sowol in Wien als auf meinen Reisen, viele Bühnenvorstände kennen gelernt, aber gewiß keinen, der mich mit größerer Liebe und freundschaftlicher Zuvorkommenheit behandelt hätte wie Sie. — Ich bringe Ihnen meinen Dank, meinen herzlichen Dank dar! Das vortreffliche, eben so hochgebildete, als geistvolle Publikum Prags und der biedere Direktor Stöger werden mir unvergeßlich bleiben! —

Noch in Prag erging an Raimund eine erneuerte Einladung für einen dritten Gastrollen-Ziklus von dem Stadttheater in Hamburg.

Raimund reiste deshalb von Prag direkte nach Hamburg.

Er trat neuerdings sechzehn Mal auf dem Hamburger Theater auf, und setzte seinen „Verschwender" auch dort in Szene. Die Aufnahme dieses Stückes war so glänzend, der Beifall, den Raimund erhielt, eben so stürmisch als in Wien.

Hamburg sah am 10. Mai 1836 Raimund zum **letzten Mal** spielen. Das Publikum Hamburgs hörte das **allerletzte Wort Raimunds**, welches er auf der Bühne sprach.

Wie von einer traurigen Vorahnung ergriffen, sang er die Strofe des Liedes

„So leg' ich denn den Hobel hin
„Und sag' der Welt Ade!"

mit Thränen in den Augen.

Das Publikum gerieth durch die tiefe Wehmuth Raimunds in eine eben so trübsinnige Stimmung, die sich noch steigerte, als Raimund am Schlusse gerufen, wiederholte:

„So leg' ich denn den Hobel hin
„Und sag' der Welt Ade!"

* * *

Als Raimund von Hamburg nach Wien zurückkehrte, beschäftigte er sich mit der Abfassung seines Testamentes.

„Ich weiß nicht, äußerte er sich gegen seine Freunde, welche bange Gefühle mich beschleichen! — Es ist mir, als ob eine innere Stimme mich mahne, an meinen Tod zu denken, der mich gewiß früher als meine Lebenskraft erschöpft ist, erreichen wird."

„Als ich schnell nacheinander, den Hintritt Wenzel

Müllers (am 3. August 1835), und den Tod Ignaz Schusters (6. Nov. 1835) erfuhr, welche der Johanna Huber, der Therese Krones und dem Josef Korntheuer überraschend früh folgten, da war es mir, als ob auch ich, der siebente im Bunde von Jenen, welche die Leopoldstädter Bühne, in den vordersten Reihen zum Vergnügen des Publikums wirken sah, folgen müsse. Ich sterbe noch in diesem Jahre, versicherte er seine Freunde; — Ihr werdet Euch überzeugen, daß meine bangen Ahnungen in Erfüllung gehen!"

D. Lichtenfels, welcher von diesem neuen Anfalle schwarzer Melancholie seines Freundes erfuhr, bot Alles auf, ihn von seinen trüben Gedanken zu befreien. — Da Raimund den Vorstellungen seines Arztes kein Gehör schenkte, verfügte sich Doktor Lichtenfels zu Tonis Familie, und bat diese, sich, welche ohnehin alljährig einige Monate auf dem Lande zubrachte, mit Raimund auf seine Besitzung bei Gutenstein zu begeben, und ihn der Einsamkeit, die ihn dort noch hipochondrischer machen würde, zu entreißen.

Dies geschah.

Am 20. Mai fuhr Raimund mit dieser vortrefflichen Familie auf seinen Landsitz.

Als er dort abstieg, kam ihm seine Haushälterin, die, den Lesern wohl bekannte Frau Susanna, welche auch im Winter Raimunds Besitzthum überwachte, mit den Worten entgegen:

Sie kommen wie gerufen, Herr Raimund!

Gräfin Emmi und ihr Gemal sind hier und wollen Ihre Besitzung sehen!

„Da steige ich gar nicht ab! antwortete Raimund. Ich will mit Emmi und ihrem Gemale in keine Verbindung mehr kommen!"

„Ei! So seien Sie doch nicht so feindselig! rief Emmi, welche Raimund mit ihrem Gemale entge-

gen kam. Endlich könnten Sie doch Ihren Unwillen gegen mich unterdrückt haben! Indem Sie mir grollen, grollen Sie auch meinem Albert, der sich unglücklich fühlt, wenn er sich dem Manne nicht mehr nähern darf, welchem er zu so großem Danke verpflichtet ist.

Raimund führte den Grafen und seine Gemalin in sein Haus.

Toni, ihre Mutter und Schwestern folgten.

„Wenn wir hätten ahnen können, sagte Emmi, daß Sie heute schon, Ihren schönen Landsitz besuchen würden, so hätten wir es nicht gewagt, hieher zu kommen. — Wir waren in der „Reichenau," waren in den „Atlitz-Graben," besuchten die Veste Klamm und geriethen nach Gutenstein. — Daß keiner der Bewohner Wiens hieher kommt, ohne Raimunds Haus zu besichtigen, ist Ihnen zu wol bekannt; vergönnen Sie also auch uns die Freude, Ihr Tempe zu besehen. Wenn wir Ihnen aber unangenehm sind, wollen wir uns augenblicklich wieder entfernen.

Schöne Gräfin, erwiederte Raimund, Ihnen, in Ihrem gegenwärtigen Zustande, etwas zu versagen, wäre eine Sünde. Besehen Sie mein Haus, verweilen Sie hier so lange Sie wollen. Es kann mir nur zur Ehre gereichen, wenn Sie selbst den ganzen Sommer hier bleiben. Wenn ich die Uiberzeugung erhalte, daß Sie kein Gedächtniß für das Vergangene mehr haben, und daß Ihr Herr Gemal mich nicht mit Mißtrauen betrachtet, wenn er der Uiberzeugung sich hingeben kann, daß ich kein hinterlistiger Freund bin, der heimlich nach seinem kostbarsten Gute Verlangen trägt, so kann mich Ihre und des Herrn Grafen Gesellschaft, nur beglücken. Ich bitte Sie daher, an einen baldigen Aufbruch von hier, nicht zu denken.

Der Graf reichte Raimund die Hand und drückte sie.

Und nun fuhr Raimund fort, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine Familie vorstelle, welche mich wie einen Sohn und wie einen Bruder behandelt. —

Er stellte Toni und ihre Angehörigen der Gräfin und dem Grafen vor.

Hier sagte Raimund, Fräulein Toni, ein eben so geistvolles als fein fühlendes Wesen; hier ihre Mutter, ihre Fräulein Schwestern, die sich für mich opfern wollen in dieser Einsamkeit, die sich gelobten, mich von meiner schwarzen Hipochondrie zu heilen, welche mich schon wieder befallen hat, und welche mich jetzt weit mehr noch quält als in meinem ganzen Leben.

Wie kommen Sie dazu, jetzt noch der Hipochondrie zu verfallen, fragte der Graf. Reisen sind sonst das beste Mittel gegen Gemüthskrankheiten. —

Und sind noch Reisen wahre Triumfzüge, wie die Ihrigen, setzte Emmi bei, so sollte Ihnen ja das Leben rosenfarb statt schwarz erscheinen.

Wenn Sie hier verweilen, Frau Gräfin und Herr Graf, erwiederte Raimund galant, so werden gewiß die trüben Tage, die mich ängstigen, sich bald in helle und sonnige verwandeln. — Und nun erlauben Sie mir darauf zu rechnen, daß Sie meine Gäste bleiben. Wo sind Sie abgestiegen?

In Pernitz.

Ich werde sogleich Ihren Wagen, Ihre Pferde, Ihre Dienerschaft, und was Sie für Ihre Reise mit genommen, hieher bringen lassen und Toni und ihre lieben Schwestern, welche mit freundlicher Fürsorge die Hauswirthinnen hier vorstellen, werden Ihnen ein paar Zimmer öffnen, in welchen Sie mehr Bequemlichkeit finden sollen als in allen Gasthöfen von Gloggnitz bis Wien.

Toni fühlte sich glücklich, daß dies so gekommen.

Er wird sich zerstreuen, sagte sie ihrer Mutter. Ich danke dem Himmel, daß er den Grafen und die Gräfin hieher geführt!

Sie werden Raimunds bester Arzt sein, Frau Gräfin, fuhr sie fort. Schon jetzt zeigt Raimunds Auge, daß sein Gemüth sich erheitert. O wie danke ich Ihnen!

Erlauben Sie, daß ich sogleich die geschäftige Hausfrau vorstelle und vor Allem für die Tafel sorge. So eben fährt der Wagen in Raimunds Haus, der uns von Baden das überbringt, was Gutenstein nicht bietet. Nehmen Sie vorlieb, Frau Gräfin und Herr Graf, bedenken Sie, daß Sie auf dem Lande sind!

Ei! versetzte Raimund, so gut wie an der gräflichen Tafel werden Sie bei mir nicht speisen, aber es wird gerade auch nicht schlecht sein! — Was eben ein armer Schauspieler und ein noch ärmerer Dichter zu bieten vermag, werde ich bieten. Mehr als satt sollen Sie werden! Ja, ich wünsche sogar, daß sich Graf und Gräfin überessen möchten. Da könnte ich denn ein eigenes Experiment zeigen. Wenn man nämlich hier so viel speiset, daß man sich kaum mehr bewegen kann, so macht man in meinem Speisesaale nur die Fenster auf, da strömt die Gutensteiner Luft herein; die zehrt so, daß man augenblicklich wieder hungrig wird, und vom neuen essen kann. — Kommen Sie, Frau Gräfin, kommen Sie, Herr Graf, ich führe Sie vor Allem in mein Tuskulum. Wenn Gott mir den Wolkenschleier von meinem Haupte nimmt, so schreibe ich hier ein Stück, dessen Plan ich schon fertig habe „der Spiegel der Zukunft“ soll es heißen. Leider wird es wieder ein Zauberstück, ob es den Herrn Braunthal in Wien und Herrn Lotz in Hamburg recht

ist oder nicht; ich kann ihnen nicht helfen! Ich werde schon einmal auch Etwas Anderes schreiben.

Raimund führte seine Gäste in seiner kleinen Besitzung umher, und wurde immer heiterer.

Als der Graf und die Gräfin in den Hof des Hauses kamen, sprang der böse Hund wie rasend aus seiner Hütte. Er sprang auf Emmi zu, packte sie am Kleide und riß ein Stück aus demselben. Emmi erschrack so heftig, daß sie einen Schrei ausstieß und sich ängstlich an den Arm des Grafen anklammerte.

Hektor! verfluchte Bestie! rief Raimund. Sogar in meiner Gegenwart unterstehst du dich!

Der Hund kroch scheu in sein Haus zurück.

Ich bitte um Gottes willen um Verzeihung, sagte Raimund. Mein Himmel, Gräfin, Sie werden ja beinahe ohnmächtig! — In diesem Zustande! Mein Gott! mein Gott! — Hektor, dich erschieß ich, verdammtes Thier!

Wir wollen ins Haus! mahnte der Graf, und Emmi sich erholen lassen!

Wasser! Wasser! rief Raimund. Die Gräfin ist mehr todt als lebendig!

Man brachte Emmi in das Zimmer, das zu ihrem Schlafgemache bestimmt war.

Der Graf ließ sie auf einem Ruhebette nieder.

Raimund war in wahrer Verzweiflung.

Tonis Mutter kam mit Wasser, mit englischem Salz und Essig.

Was ist denn geschehen? fragte die alte Frau.

Helfen Sie! helfen Sie! — Der Hektor, die Bestie! Wo ist denn Frau Sandel? — Am Ende brauchen wir wol gar eine Hebamme! Und in ganz Gutenstein und Pernitz ist keine zu finden. Alle Frauen, welche in dieser Gegend eine solche Doktorin

nöthig haben, müssen ein paar Monat vorher, nach Neustadt oder Baden wandern.

Emmi erholte sich.

Der Beistand, den sie erhielt, war von den besten Folgen.

Hoffen wir, daß es vorübergehen werde! sagte der Graf. —

Ich fahre in die Oed', sagte Raimund; ich jage ein paar Pferde todt, ich hole einen Arzt! Es fällt mir so eben ein, daß sich dort Doktor Meyer befindet, dieser hilft allen Frauen weit und breit. —

Es ist mir besser! sagte Emmi mit schwacher Stimme.

Ich gehe hinaus! erwiederte Raimund, es schickt sich nicht, daß ich hier bleibe. Ich schieße indeß den Hektor todt.

Raimund nahm ein Gewehr aus einem Schranke.

Um Gottes willen! rief der Graf, keinen neuen Schreck.

Raimund hing das Gewehr wieder in den Schrank und schlich sich zur Thüre hinaus.

Wie befinden Sie sich jetzt, Frau Gräfin? fragte Tonis Mutter.

Emmi! wünschest Du die Hilfe eines Arztes?

Nein, nein, versetzte Emmi. Ich fühle es, die Gefahr geht vorüber! Wo ist Herr Raimund? — Ich will nicht, daß er seinem Hunde etwas zu Leide thue! — Was kann ein so armes Thier dafür, daß ich, eine Fremde, ihm zu nahe gekommen. Der Hund hat mir ja auch nichts zugefügt! Er hat mir das Kleid zerrissen, das ist Alles. Ich erschrack nur heftig.

Ja, das ist aber eben das Gefährliche! sagte Tonis Mutter.

Der Graf fragte die Gräfin ganz leise über Etwas.

Nein, antwortete die Gräfin.

Gewiß nicht?

Nein, wiederholte sie.

Willst Du Dich zu Bette legen?

Die Gastbetten in diesem Hause sind vortrefflich, meldete Tonis Mutter. Raimund setzt seinen Ehrgeiz darein, daß alle, die er hier aufnimmt, besser bedacht werden, als er selbst.

Es ist mir schon wieder so wol, daß ich augenblicklich eine Promenade machen könnte, versicherte Emmi.

Warum nicht gar! entgegnete der Graf. Du bedarfst noch immer der Ruhe.

Laß mich nur an dieses Fenster gehen! Ich will mich auf jenen Stuhl setzen, die Aussicht ist zu himmlisch!

Der Graf führte seine Frau ans Fenster.

Emmi sah aus dem Fenster.

Herr Raimund, rief sie, der unter dem Fenster ängstlich horchte, mir ist schon wieder wol!

Gott sei Dank! entgegnete Raimund, und mit einem Satze sprang er durch das offene Fenster ins Zimmer.

Emmi mußte lachen.

Ach, sagte Tonis Mutter. Sie sind doch gar zu heftig! Jetzt hätte die Gräfin wieder erschrecken können.

Gott bewahre! versetzte Raimund. Glauben Sie, die Gräfin habe hier nichts zu thun, als zu erschrekken? — Jetzt gehen wir in den Speisesaal. Es wird bald aufgetragen werden. Toni kocht ja so schnell, wie eine Feenköchin! Gräfin, verzeihen Sie mir den Schreck! Morgen kommt der Abdecker und holt den Hektor!

Emmi nahm den Arm Raimunds an, den er ihr

bot, hing sich dann auch in den Arm ihres Gatten, und wurde zur Tafel geführt.

Toni und ihre Schwestern hatten eine vortreffliche Mahlzeit bereitet.

Emmi, welche sich ganz erholt hatte, belobte den guten Tisch.

Auf das Wol der schönen Feen-Köchin! rief der Graf.

Toni mußte den Dank des Grafen und der Gräfin annehmen.

Die Freuden der Tafel steigerten sich immer mehr.

Raimund wurde so aufgeweckt, daß Toni freudig ausrief:

Noch acht solche Tage, versteht sich mit Ausnahme des Ungemachs, das der verehrten Frau Gräfin zugefügt wurde, und Raimund ist von seinem Trübsinn geheilt!

Seien Sie mein Arzt, Frau Gräfin, bat Raimund; bleiben Sie die acht Tage, welche, wie Toni bemerkte, mich von meiner Melancholie heilen können hier. Gott wird es Ihnen lohnen, wenn ich durch Sie meine Gemüthsruhe wieder erhalte!

Wir fürchten, Ihnen beschwerlich zu werden! erwiederte der Graf.

Beschwerlich mir? versetzte Raimund; bleiben Sie jahrelang in meinem Hause, Sie machen mich glücklich!

33. Der Hund Raimunds.

Raimunds Wunsch ging in Erfüllung.

Emmi und ihr Gemal blieben wirklich acht Tage seine Gäste.

Die Stunden flogen wie Sekunden hin.

Für Emmi und Raimund waren diese acht Tage höchst wolthätig. Emmi erholte sich vollkommen und Raimund gewann seine Heiterkeit wieder.

Als das gräfliche Paar von der Villa Raimunds Abschied nahm, um nach Wien zu reisen, mußte dasselbe das Versprechen geben, nach der Genesung Emmis, wieder bei Raimund einzutreffen und in Gutenstein bis Ende Oktober zu verweilen.

Raimund blieb einige Wochen noch in seiner Villa, machte später noch einige Fußwanderungen in die Gebirge, bestieg den Schneeberg, schrieb mehrere Gedichte, sah Freunde aus Wien, bewirthete sie, machte Ausflüge nach Wien, Baden, Neustadt und Gloggnitz, bereiste Steiermark und erwartete mit jedem Tage die Ankunft des Grafen und der Gräfin, welche letztere bereits eines Knaben genesen war.

Gräfin Emmi erholte sich jedoch nicht so schnell von ihrem Wochenbette und ihr Gemal theilte Raimund brieflich mit, daß er vor Ende August nicht reisen könne, daß aber, da seine Gemalin sich bei ihrer Entbindung nach Maria-Zell verlobte, sie sich jedenfalls früher an diesen „Gnadenort" begeben würde um nach erfülltem Gelöbniß, in Gutenstein einzutreffen. Er lud Raimund ein, nach Maria-Zell zu kommen und im Posthause Quartier zu bestellen.

Raimund ersuchte nun Toni und ihre Familie, ihn nach Maria-Zell zu begleiten, und da den Grafen und die Gräfin zu erwarten.

Die Zeit wurde hiezu festgesetzt, der Tag rückte heran.

Die neue Reise Raimunds konvenirte jedoch seiner alten Haushälterin durchaus nicht.

Frau Sandel war mürrisch geworden, sie ennuyirte sich und wollte auf keinen Fall mehr einen Winter in Gutenstein zubringen.

Sie wurde immer unverträglicher und eines Tages äußerte sie sich gegen Raimund ganz unverholen:

Sie fliegen also wieder aus, sagte sie, unterhalten sich und lassen mich allein in diesem langweiligen Neste! Ich danke Ihnen und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich den nächsten Winter nicht mehr hier bleibe. Der Schnee liegt in diesem Thale mannshoch; man kann keinen Fuß vor die Thüre setzen, und hat man sich nicht hinlänglich mit Proviant versehen, so riskirt man, wie ein Lebendigbegrabener, auf die elendeste Weise umzukommen.

Hat es Ihnen je an Etwas gefehlt? fragte sie Raimund. Sorge ich nicht für Sie wie für eine Mutter? Bezahle ich Sie nicht gut? Und vergelte ich Ihnen nicht jeden kleinen Dienst, den Sie mir erzeigen insbesondere. Endlich wissen Sie ja recht gut, daß ich Sie in meinem Testamente bedacht habe, und Sie durch meine Anordnungen versorgt bleiben, so lange Ihre Augen offen stehen.

Wenn Sie nur von Ihrem Testamente nicht sprechen wollten, entgegnete Frau Sandel; Sie leben ja zehn Mal länger als ich! — Auch handelt es sich nicht darum, was mein Schicksal sein wird, sobald Sie gestorben sind, sondern was mit mir geschieht, so lange Sie leben. Jetzt will ich besser bedacht sein! Ich will nicht immer leben wie eine Abgeschiedene. Der „Einsiedler von Täufing" hat es besser als ich; der bringt alle Winter in Graz zu, indeß ich hier zu einem Eiszapfen zusammen friere, und vor langer Weile häufig mit selbstmörderischen Gedanken umgehe.

Ich kann Ihnen nur Brod geben, wenn Sie mein Haus auch im Winter bewohnen. Uibrigens stehen Sie hier nicht einsam. Der Bauer Klaus mit Weib und Kinder leisten Ihnen Gesellschaft, der Wirth in Pernitz läßt jeden Tag nachfragen, ob Ihnen nichts

zugestossen, ob Sie keinen Wunsch haben; ich selbst komme im Winter einige Male hieher. Sie können sich also nicht beklagen.

Haha! lachte die Alte. — Um mich nicht zu beklagen, müssen Sie mich nach Wien mitnehmen, Wien ist der Ort, wo ich mich wol befinde, und dies müssen Sie mir zugestehen, sonst laufe ich Ihnen, während Sie in Maria-Zell sind, auf und davon.

Diese schonungslose Art, sich auszudrücken, dann die große Undankbarkeit von einer Person, für welche Raimund so sehr besorgt war, daß er ihr sogar nach seinem Tode, eine anständige Pension in seinem Testamente ausgesetzt hatte, kränkte ihn sehr.

Er würde ihr die Indiskretion sehr zu Gemüthe geführt haben, aber es kamen wieder einige Fremde nach Gutenstein, wünschten Raimund und seinen Sommeraufenthalt kennen zu lernen, und Raimund war gefällig genug, die Fremden freundlich zu empfangen, und sie in seinem kleinen Lustschlosse herum zu führen.

Da geschah es, daß abermals eine Dame, welche dem Haushunde zu nahe kam, von demselben ergriffen und niedergeworfen wurde.

Zum Glücke wurde auch sie von dem heimtückischen Thiere nicht verletzt, aber desto größer war ihr Schreck, und sie vermochte sich kaum von der ausgestandenen Gefahr zu erholen.

Da gerieth Raimund außer sich. Er erfaßte mit der einen Hand, den im Hofe neben der Hundshütte liegenden Prügel, griff mit der andern Hand nach dem Hunde, um ihn aus der Hütte, in welche er sich wieder verkrochen hatte, hervorzuziehen und ihn derb zu züchtigen. Das häßliche Thier fletschte jedoch die Zähne und als Raimund es am Halsbande ergreifen wollte, schnappte es nach Raimunds Hand, welche dieser

aber sehr schnell zurück zog, nicht sogleich bemerkend, daß sie heftig blute.

Da haben wir's! sagte Frau Sandel, welche herzu gekommen war, ganz schadenfroh, der Hektor hat Sie gebissen! Das haben Sie davon, daß Sie die Bestie nicht, wie Sie sich doch vorgenommen hatten, dem Abdecker überließen.

Gebissen, hat er mich nicht! versetzte Raimund, und betrachtete seine Hand, ich muß mich an einem Splitter der Hundshütte verletzt haben! —

Das ist ein Biß! versicherte Frau Sandel, diese Wunde rührt von dem scharfen Zahn der Bestie her! Ich bringe Ihnen sogleich Wasser, reinigen Sie die Wunde und verbinden Sie sie. In ein paar Tagen ist wol Alles gut, aber jetzt müssen Sie mit Wasser und Arnika bei der Hand sein, sonst schwürt der Biß des Hundszahn, und Sie können den Arm wochenlang in der Binde tragen.

Die Fremden, nachdem die Dame sich von ihrem Unwolsein erholt hatte, verließen mittlerweile die Villa Raimund, herzlich bedauernd, daß der „giftige Hund" solches Unheil angerichtet hatte.

Raimund badete seine Hand in Wasser und Arnika; Frau Sandel verband bald darauf die Wunde, und Raimund reiste mit Toni und ihrer Familie in nicht geringer Bestürzung nach Maria-Zell ab.

In ein paar Tagen heilte die Wunde, und Raimund dachte nicht weiter daran.

In Maria-Zell wartete Raimund vergebens auf den Grafen und seine Gemalin.

Plötzlich kam ein Brief aus Wien an Raimund in das Posthaus nach Maria-Zell, in welchem der Graf meldete, daß seine Frau neuerdings unwol geworden, daß das Kind gestorben und daß der Arzt glaube, der Schreck, welchen seine Gemalin in Rai-

munds Haus durch den „bissigen Hund" ausgestanden, habe sowol auf den Tod des Kindes als auf die Nerven der Mutter Einfluß geübt.

Bei den Worten „bissiger Hund" fiel Raimund seine eigene Verwundung aufs Herz.

Wenn er mich doch in die Hand gebissen hätte! sagte Raimund. Wenn er wüthend wäre, da er alle Menschen anfiel, und sogar gegen mich seine Wuth ausließ — — — seine **Wuth!** wiederholte er, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne.

Er theilte Toni, ihrer Mutter und ihren Schwestern seine schrecklichen Besorgnisse mit, aber Toni erwiederte:

Wir haben ja selbst die Verletzung gesehen! So sieht der Biß eines Hundes nicht aus! An einem Splitter der Hütte haben Sie sich verletzt; fallen Sie nur nicht, wie schon einmal, Ihrer verzweiflungsvollen kranken Einbildung zum Opfer! — Und wenn Sie der Hund selbst geritzt hätte, so ist er nicht wüthend; er verschlang das Trink-Wasser, das ihm täglich gereicht wurde, mit wahrer Gier. Sie können sich hievon ja leicht überzeugen! Wir reisen nach Gutenstein so schnell als möglich zurück, Sie lassen den Abdecker kommen, den Hund untersuchen, und alsobald werden Sie sich überzeugen, daß Ihre Furcht ungegründet ist.

So schnell als die Equipage Raimunds von Maria-Zell nach Gutenstein fuhr, ist noch kein Kourierwagen gefahren.

Raimund kam mit seiner Gesellschaft in Gutenstein an.

Er sprang aus dem Wagen.

Frau Susanna kam ihm entgegen.

Wo ist der Hund? rief er ihr zu.

Dieses niederträchtige Thier, antwortete sie, es

hat abermals ein Mädchen gebissen. Das Vieh war wüthend, ich habe es müssen erschießen lassen!

Heiliger Gott! schrie Raimund, und stürzte, wie vom Blitze getroffen, an der Pforte seines Hauses nieder.

Man brachte ihn zu sich.

Man führte ihn in seine Wohnung.

Er erholte sich, dann fragte er:

Wer hat es behauptet, daß der Hund wüthend war?

Der Jäger, der ihn erschossen, wird es doch wol beurtheilen können?

Hat er ihn untersucht?

Gott bewahre! Wer wird ein so gefährliches Vieh anrühren! Der Jäger hat ihn nur von ferne betrachtet, dann hat er ausgerufen: Der Hund ist toll! Hierauf hat er seine Flinte von der Schulter genommen, und in einigen Sekunden war kein Hektor mehr!

Was ist hierauf geschehen?

Als der Hund todt war, hat ihn der Jäger von der Kette gelöset, bei den hinteren Füßen genommen und in den Wald geschleppt, dort hat er ihn in ein tiefes Loch verscharrt. Mehr weiß ich nicht.

Raimund schickte sogleich nach dem Jäger.

Dieser wiederholte die Aussage der Haushälterin, aber die Stätte, wo er den Hund verscharrte, fand er nicht mehr; man konnte den Kadaver nicht mehr erhalten.

Nun gab Raimund jede Hoffnung auf.

Meine Todesahnung wird erfüllt! sprach er. Aus ist es mit mir, und ich werde an der entsetzlichsten Krankheit sterben, welche je über einen Menschen gekommen ist!

Fassung! Fassung! bat Toni, eilen wir augenblicklich nach Wien. In Wien gibt es die geschicktesten Aerzte. Im Kaiserlichen Universal-Spitale wurden

schon Hunderte gerettet, welche wirklich von wasserscheuen Thieren gebissen waren, und Hektor war nicht wasserscheu, hat Sie auch nicht gebissen; Sie haben sich an einem Holzsplitter gerizt, schaffen Sie sich doch nicht muthwillig solche entsetzliche Qualen!

Fort! Fort! rief Raimund, aber nicht ins Spital sondern zu Doktor Lichtenfels fahren wir!

Lorenz! rief er seinem Kutscher: Einspannen! Wir eilen sogleich nach Wien.

Mit denselben Pferden? Unmöglich! erwiederte der Kutscher. Ich muß dem Himmel danken, wenn heute Nacht keines über das beispiellos schnelle Fahren, von Maria-Zell bis hieher, verendet.

So schaff' andere! Der Wirth oder der Schmied in Pernitz werden Dir Pferde geben. Hundert Gulden bezahle ich für die Pferde nach Wien:

Aber bei diesem entsetzlichen Gewitter! entgegnete der Kutscher. Es blitzt ja und der Donner rollt, daß die Berge zittern; wir können ja das gräßlichste Unglück haben, wenn die Pferde scheu werden!

Kein größeres als hier! sagte Raimund. Mach fort oder ich kutschire selbst! Nach Wien muß ich, und wenn Millionen Blitze einschlagen.

Inzwischen wurde der Verwalter gebeten, auf Raimunds Kosten, dem Jäger durch Bauern bei dem Nachsuchen nach dem Leichname des Hundes, beizustehen, und würde der Hund gefunden, denselben ärztlich untersuchen zu lassen, ob er an der Wasserscheu erkrankt gewesen oder nicht.

34. Die Fahrt nach Pottenstein.

Der Wagen erschien vor Raimunds Hause. Raimund begab sich hastig in denselben.

Toni und die Ihrigen setzten sich zu ihm.

Das Gewitter wurde immer heftiger.

Die Dämmerung nahm immer mehr zu.

Fürchterliche Blitze durchkreuzten das Firmament.

Die Pferde fuhren bei jedem Wetterstrahle scheu empor. Der Kutscher mußte absteigen und die Pferde am Zügel führen.

„In diesem engen Wagen wird es mir zu ängstlich!“ sagte Raimund. „Ich setze mich auf den Bock!“

Das können Sie nicht! bat Toni. Es regnet in Strömen.

Schon recht! erwiederte Raimund, da kann ich am besten beobachten, wenn bei mir die Wasserscheu ausbricht.

Raimund kroch aus der Kalesche, welche mit schweren Lederdecken, des Regens wegen, verschlossen war.

Der Wagen kam an den Berg „Hals.“

Der Kutscher stieg ab, um den Pferden bei der Bergfahrt die Last zu erleichtern.

Raimund brach in Verwünschungen aus.

Jetzt steigt der Kerl ab! tobte Raimund. Wenn er neben dem Wagen hergeht, kommen wir gar nicht weiter!

Es fuhr gerade ein Blitz in einen Baum, daß dieser entzwei borst. Ein gräßlicher Donnerschlag begleitete ihn.

Die Pferde zitterten vor Angst. Sie blieben wie eingewurzelt stehen. Ihre Mähnen sträubten sich, als witterten sie Wölfe.

Steig' auf! rief Raimund dem Kutscher zu, und treibe die Mähren mit der Peitsche an; Du siehst ja, daß sie nicht von der Stelle wollen.

Es geht den Pferden wie mir, entgegnete der Kutscher. Ich will auch nicht weiter!

Also sollen wir hier anhalten, bis das Gewitter vorüber?

Umkehren sollen wir! antwortete der Kutscher. Nach Hause fahren müssen wir! Bei diesen Höllenblitzen und Donnerschlägen bring' ich die Pferde nicht über den hohen Berg!

Sie müssen hinüber! das will ich doch sehen!

Raimund sprang vom Bocke und ergriff das Sattelpferd.

Führe Du das Handpferd! herrschte er dem Kutscher zu. Gib mir die Peitsche! Ich werde die faulen Thiere sogleich antreiben.

Raimund und Lorenz führten die Pferde.

Es ging aber nur Schritt für Schritt.

Ein neuer entsetzlicherer Blitz fuhr hernieder und noch eine Unzahl ähnlicher folgten rasch. Die ganze Atmosfäre schien brennenden Schwefel zu athmen. Der Donner raste.

Die Pferde schnaubten.

Als Raimund die Peitsche zu Hülfe nahm, fingen sie an, heftig auszuschlagen. Dadurch erlitt der Wagen eine so gewaltige Erschütterung, daß die Frauen in demselben vor Angst aufschrieen.

Um Gottes willen! hörte man Tonis Mutter rufen. Die Pferde werden noch scheu werden und uns in einen Abgrund ziehen!

Toni und ihre Schwestern beteten und weinten laut.

Raimund beachtete dies nicht. Er und der Kutscher packten die Rosse neuerdings und trieben sie an.

Es ging vorwärts, aber höchst langsam.

Raimund und sein Kutscher wurde von dem heftigen Regen so durchweicht, besonders Raimund, der weder Mantel noch Ueberrock angezogen hatte, daß ihm Lorenz zurief: Nehmen Sie meinen Mantel, Sie

werden ja auf den Tod krank, Sie bekommen ein Nervenfieber!

Vorwärts! fluchte Raimund, den Gipfel des Halses werden wir sogleich erreicht haben!

Er wäre wol bald erreicht und auch überschritten worden, wenn das heillose Unwetter nur etwas nachgelassen. Noch ist keine Hoffnung, daß es zu rasen aufhören werde.

Es zerschmetterte fast jeder Blitzstrahl einen oder mehrere Bäume; das Echo der Berge gab die Donnerschläge hundertfach zurück.

Die Pferde bäumten sich.

Der Kutscher klammerte sich an sie an, um sie zu halten, dann warf er ihnen seinen Mantel um die Köpfe, damit sie die entsetzlichen Blitze nicht sehen sollten.

Endlich wurde die Spitze des Berges erreicht.

Setzen Sie sich auf, Herr Raimund, sagte der Kutscher, ich setze mich ebenfalls auf. Es geht bergab. Ich bekomme auf dem Bocke die Pferde besser in die Hand! — Wenn nur die Teufelsblitze aufhörten, die Pferde sind gewiß blind geworden!

Nach langen, und eben so bangen Anstrengungen wurde der entsetzliche Weg über den „Hals" zurückgelegt.

Potenstein war erreicht.

Hier ging beinahe ein Wolkenbruch nieder.

Die Blitze formirten sich zu einem völligen Feuerregen. — Der Donner raste so schauerlich, als sollte er das Ende der Welt verkünden.

„Keinen Schritt fahre ich weiter!" rief der Kutscher. Das ist ja eine Nacht, als hätte sich der Himmel in die Hölle verwandelt! — Hier im Wirthshaus zum „Hirschen" kehre ich ein, und Sie, Herr Rai-

mund, lassen sich mit den Frauen ein paar Zimmer aufsperren. —

Um keinen Preis! lärmte Raimund. Nach Wien! nach Wien! Um Gottes und aller Heiligen willen, nach Wien!

Sie bringen die Roß' nicht bis Baden! bemerkte der Kutscher. Die Roß' bleiben auf der Straße liegen!

Geben Sie doch nach! bat Tonis Mutter. Wir schwimmen ja in der Kalesche! Der Regen ist von allen Seiten eingedrungen! Erbarmt Ihnen denn Toni nicht?

Die wenigen Stunden, fuhr der Kutscher fort, welche Sie hier verweilen, bringen wir morgen doppelt ein. Sie und die Frauen brauchen Ruhe; die Pferde brauchen Ruhe. Sie, Herr Raimund, und die Frauen müssen Ihre nassen Kleider vom Leibe bringen; aus Ihrem Rock strömt ja der Regen wie aus einer Dachrinne, und ich tropfe wie ein Schleifstein!

Lorenz hat vollkommen Recht! rief Toni aus dem Wagen. Wir sitzen hier wie in einer Badwanne.

Wer heute bei Ihnen auf eine Antwort warten wollte, versetzte der Kutscher, müßte auf die Ewigkeit warten! — Ich thue, was ich nicht lassen kann.

Lorenz lenkte in das Thor des Wirthshauses zum „Hirschen" ein.

Jetzt erst erwachte Raimund aus seinem starren Hinbrüten.

Raimund sprang vom Bocke, und half seinen Damen aus dem Wagen.

Der Wirth lief geschäftig herzu.

Gerechter Himmel! Herr Raimund, sagte der Wirth, wie konnten Sie denn in dieser Nacht von Pernitz herüber kommen! Seit Menschengedenken hat es noch keine solchen Gewitter gegeben. Das kommt

vom Semmering herüber! Die Steirer haben unsern Herr Gott einmal wieder recht bös' gemacht! — Und Sie sind vom Hause weggefahren! Warum denn?

Sperren Sie uns drei Zimmer auf! bat Tonis Mutter.

Der Wirth leuchtete nach dem ersten Stocke.

Raimund und die Damen folgten.

Die Zimmer wurden aufgesperrt.

Lichter wurden gebracht.

Raimund erblickte zwei große Wasserflaschen.

Er fiel darüber her.

Er goß das Wasser in sich mit einer Gier, als wolle er sich ersäufen.

Ziehen Sie sich doch um! mahnte Tonis Mutter. Im Koffer sind andere Kleider.

Der Hausknecht brachte den Koffer.

Tonis Mutter nahm Raimunds Kleider heraus, und versorgte ihn mit Wäsche.

Wir wollen uns zurückziehen und ebenfalls umkleiden, sagte Toni. Man könnte den Tod von dieser Sündfluth haben!

Die Frauen packten ihre Kleider aus, und entfernten sich damit.

Und ich werde Ihren Kammerdiener machen! versetzte der Wirth, und zog Raimund den Rock vom Leibe.

Sie „schnappern" ja, als wenn Sie aus einer Eisgrube kämen! Herr Raimund, ich lasse Ihnen Kamillen-Thee machen, oder verlangen Sie ein Glas Punsch?

Nur frisches Wasser! rief Raimund.

Dem Hausknecht wurde befohlen, Wasser zu bringen.

Das Gewitter fing neuerdings zu toben an.

Es war diese Nacht im Wirthshause zu Pottenstein so schrecklich, der Aufruhr in der Natur so

grauenvoll, die Luft so drückend und erstickend, daß Personen, welche vom 28. auf den 29. August 1836 in diesem Hause, sich befanden, noch heute mit Entsetzen an die hier verlebten Stunden denken.

So erzält ein Geistlicher, dem würdigen Orden der Piaristen angehörig, welcher Raimund kannte, und in jener Nacht, das Zimmer neben Raimund bewohnte, Folgendes:

35. Die Nacht in Pottenstein. Raimunds Tod und Testament.

„Ich schlief bereits, aber ein Donnerschlag, wie ich noch keinen gehört, weckte mich. — Ich meinte, in dem Wirthshause müsse es eingeschlagen haben. — Ich horchte. — Ich fürchtete, Feuerlärm zu vernehmen, aber ich hörte nur aus dem Erdgeschosse herauf das Geschrei eines Rasenden.

Es befand sich in der Gaststube ein betrunkener Mann, der mit Mordgedanken umging, und unabläßig schrie:

„Ein Messer! gebt mir ein Messer, damit ich es dem Schurken ins Herz stosse!"

Dabei vernahm ich in dem Zimmer nebenan Jemanden in größter Aufregung.

Dies Alles hörte ich unter unaufhörlichen Blitzen und betäubenden Donnerschlägen.

Der Kerl im Erdgeschosse wurde immer schrecklicher durch seine Drohungen. Seine Mordgedanken steigerten sich. — Er alarmirte das ganze Haus. — Endlich kam der Wirth. — Der Mann, welcher die Mordgedanken ausstieß, wurde gebändigt und entweder auf die Straße

geworfen oder fortgeführt, dies konnte ich, des allzugroßen Tumultes wegen, nicht erkennen.

Die heftigen Reden meines Nachbars, der noch immer mit hastigen Schritten in seinem Zimmer herumging und das laute Weinen eines Frauenzimmers lenkten meine Aufmerksamkeit dahin.

Sie werden sich überzeugen, sagte der Mann, der so unruhig und aufgeregt war und den ich alsobald an seiner Stimme als den berühmten Schauspieler Raimund erkannte; Sie werden sich überzeugen, noch eher als der Morgen anbricht, überfällt mich die Wasserscheu; ich nehme schon alle Anzeichen derselben wahr; diese fliegenden Hitzen, dann der unheimliche Frost, der mich überfällt, endlich fängt das Wasser an, mir ekelhaft zu werden!

Das will ich glauben, erwiederte das Frauenzimmer, welches Raimund, Toni nannte. Wissen Sie, fuhr Toni fort, das dies die eilfte Flasche ist, welche Sie vor sich haben? — Ich bin dem verdächtigen Hunde nicht in die Nähe gekommen, ich fühle nicht die Angst, welche Sie quält, würde aber Abscheu vor jedem Tropfen empfinden, den ich über zwei Flaschen zu mir nehmen müßte.

Und ich, sprach eine andere Stimme, die einer ältlichen Frau anzugehören schien, würde todtkrank werden, wenn ich mir den Magen so überschwemmt hätte wie Sie!

Begeben Sie sich zur Ruhe mit Ihren Töchtern, versetzte Raimund, ich beschwöre Sie darum! Sie machen mich noch ängstlicher! — Es wird mir gewiß leichter um's Herz, wenn ich allein bin.

Ich weiche nicht von Ihnen, versicherte Toni.

Die ältliche Frau, und wie ich glaube, noch zwei Damen, entfernten sich.

Raimund schenkte sich noch ein Glas mit Wasser voll und leerte es.

Trinken Sie nicht so entsetzlich viel!

Davon können Sie mich nicht abhalten, bemerkte Raimund, Wasser kann man eimerweise trinken, wenn man nicht wasserscheu ist. Lichtenfels hat einen Branntweinsäufer bloß durch die Wasserkur geheilt; dieser mußte täglich 20 Maß trinken. Der Kerl verschlang sie mit dem größten Behagen.

Während Raimund so sprach, stürzte er wieder einige Gläser hinunter.

Brr! wie friert mich jetzt! Dabei toben meine Pulse! Mein Gott, mein Gott! — Jetzt kommen diese unausstehlichen Hitzen wieder. Ich fühle es, wie das Hundegift sich allen meinen Blutgefäßen mittheilt! — Allmächtiger Gott! Laß' mich an einem Schlagfluße sterben, ehe die Wuth bei mir ausbricht!

Raimund betete laut.

Toni wußte sich nicht zu helfen.

Sie redete ihm zu.

Sie beschwor ihn, zu bedenken, daß er sich schon einmal, eben so grundlos, geängstigt habe. —

Ach! erwiederte er, das war damals ein ganz anderer Fall! Ich aß nur ein Stück Semmel, das ein wüthender Hund im Maule gehabt, mein Magen verdaute das Gift, das auf solchem Wege nicht gefährlich ist, aber diesmal, diesmal drang der Geifer der tollen Bestie gerade ins Blut. — Ich fühle es, wie Tropfen für Tropfen in mir vergiftet wird — dann wird die Wuth mir ins Gehirn dringen; ich werde wahnsinnig; die gräßlichsten Konvulsionen werden mich ergreifen. — Ich werde in der entsetzlichsten Raserei vielleicht noch drei Tage leben, und dann sterben, den gräßlichsten Tod sterben, den es gibt. Nein, nein,

diesen Jammer werde ich nicht abwarten, ich will früher ein Ende machen!

Ich will ein Fenster öffnen, sprach Toni, es ist so schwül im Zimmer. Auch das entsetzliche Unwetter wirkt nachtheilig auf Sie. Ihre Einbildung steigert sich. Sie stacheln Sie durch ihre kranke Fantasie immer mehr auf.

Raimund hatte indeß wieder einige Gläser Wasser geleert.

Sie überzeugen sich ja, beschwichtigte Toni, daß Ihnen das Wasser nicht zuwider wird.

So scheint es Ihnen, weil ich mich hiezu zwinge.

Zwingen Sie sich lieber, Ihrem Wahne nicht nachzuhängen! Morgen Mittags sind wir in Wien, morgen haben Sie bereits die Uiberzeugung, daß Ihre schreckliche Selbstquälerei so unnütz war, wie auf jener Reise nach Salzburg. — Ferdinand, bei Allem, was Ihnen auf dieser Welt heilig ist, bei Ihrem Ruhme, bei der Beliebtheit, welcher Sie sich im In- und Auslande erfreuen, bei Ihrem Ehrgeize, bei Ihrem Talente, bei der Achtung des Publikums beschwöre ich Sie: nur für einige Stunden gönnen Sie sich Ruhe! Entschlagen Sie sich Ihrer übertriebenen Angst! Suchen Sie zu schlafen; ein erquickender Schlaf wird Ihre fürchterlichen Besorgnisse verscheuchen. —

Ich? Schlafen? — Vermögen Sie zu schlafen, wenn Sie wie ein „Ausgesetzter" leiden? — Was sage ich! — Ein Ausgesetzter ist ein Glücklicher gegen mich! Ein Ausgesetzter kann noch begnadigt, er kann noch gerettet werden, wenn ihn der Scharfrichter bereits unter den Händen hat — mich aber begnadigt Niemand, mich rettet Niemand; — der Kaiser bei all seiner Macht und Hoheit, kann mir nicht helfen!

Aber Gott kann Ihnen helfen, und Gott wird Ihnen helfen, wenn Sie durch Ihre Verzweiflung seinen göttlichen Rathschlüssen nicht zuwiderhandeln!

Was wird die Welt dazu sagen? fuhr Raimund auf. Was werden die Bonmotisten in Wien für Witze reißen, wenn ich an der Wuth sterbe! Und meine Feinde, meine zahllosen Widersacher! — O, ich höre sie schon! Wüthend ist Raimund plötzlich geworden? wird man fragen; — das war er ja schon lange, wird man antworten! „Uibergeschnappt" ist er von dem Augenblicke, als er Stücke geschrieben, wird Meisl behaupten, und gebissen hat er ja bei jeder Probe, werden die Schauspieler beisetzen! O es wird so boshafte Bemerkungen, so niederträchtige Sarkasmen regnen, daß jeder dieser Giftpfeile hinreichend sein würde, mich toll zu machen.

Sie sind erfinderisch in der Selbstqual!

Ich werde allen diesen fürchterlichen Aeußerungen zuvorkommen!

Ja, Sie werden sich morgen durch Ihren Arzt überzeugen, daß Sie einem lächerlichen Wahne verfielen! — Jetzt hat das entsetzliche Ungewitter nachgelassen; der Sturm in der Natur hat ausgetobt — endigen Sie nun auch den Sturm, der in Ihrem Innern tobt.

Toni, bat Raimund. Ich habe nicht einen Tropfen Wasser mehr! — Seien Sie so gütig, und bringen Sie mir aus dem Zimmer Ihrer Mutter eine Flasche mit Wasser. Ich will die Leute im Hause nicht mehr alarmiren.

Toni ging zu ihrer Mutter nebenan.

In diesem Augenblicke fiel ein Schuß.

„Ich sprang aus meinem Bette," erzälte der Priester, „warf mich in meine Kleider, und lief in das Zimmer Raimunds.

Das ganze Haus gerieth in Alarm.

Der Wirth und die Hausleute eilten herbei.

Toni war, als sie von dem Schusse aufgeschreckt, zurückeilte und wahrgenommen hatte, was geschehen, am Bette Raimunds wie todt hingestürzt.

Raimund saß auf dem Bette.

Er sprach noch.

Das ist ein Unglück! waren seine Worte. **Hierauf sank er um.**

Ein Strom von Blut bedeckte ihn.

Raimund hatte sich mittelst eines Terzerols, deren er immer zwei bei sich trug, eine Kugel ins Gehirn gejagt.

Das Terzerol hielt er noch krampfhaft in der Hand.

Man schickte sogleich nach Aerzten.

Bald erschien auch der Pfarrer von Pottenstein.

Man versah den Unglücklichen mit den Sakramenten der Sterbenden.

Toni wurde endlich wieder zur Besinnung gebracht.

Ich fürchtete für ihren Verstand.

Ihre Mutter und Schwestern wollten sie aus Raimunds Nähe bringen, allein Toni klammerte sich fest an Raimund und wich nicht von seiner Seite. Ihr Weheklagen war herzzerreißend."

Soweit die Mittheilungen des Geistlichen, welcher in jener Nacht neben Raimund im Wirthshause in Pottenstein wohnte.

Raimund hatte sich, wie bemerkt, mittels des Terzerols zu tödten versucht; er schoß sich durch den Mund, aber die Ladung war zu schwach, die Kugel drang nicht durch, sie blieb im Hintertheil des Kopfes stecken.

Raimund lebte noch sieben Tage.

Ein unerhörter Fall!

Man ließ aus der nahen Stadt Baden den berühmten Arzt D. Rollet rufen.

Rollet wendete augenblicklich das Zweckdienlichste an.

Die häufigen Eisumschläge wirkten am meisten.

Raimund erhielt seine Besinnung wieder.

Er war auf der rechten Seite gelähmt. Er versuchte zu sprechen, aber man verstand ihn nicht. Er begehrte Feder, Tinte und Papier. Hierauf schrieb er mit der linken Hand:

„Bei Gott für mich beten!"

Am andern Mittage kam der Verwalter von Gutenstein, und brachte die Meldung:

„Der Hund ist aufgefunden worden. In Gegenwart des Kreiswundarztes wurde er von dem Abdecker untersucht. Es fand sich keine Spur von Wasserscheu. Auch das Mädchen, das er wirklich gebissen, befindet sich vollkommen wol."

(Dieses Mädchen, jetzt eine Frau, Klara Wernfloth, existirt noch (1855). Sie hatte nie die entfernteste Mahnung von Tollheit.

Raimund lebte wie bemerkt, noch sieben Tage.

Er hatte Tage, an welchen er sich so erholte, daß er scherzte.

Am 1. September 1836 besuchte ihn der Schriftsteller D. Weidmann aus Wien.

Raimund reichte ihm die Hand und sagte, freilich etwas unverständlich: „Sei mir willkommen!"

Hierauf wollte er sich in seinem Bette erheben. Er bat Toni, ihm hiezu die Hand zu reichen. Sie verstand ihn nicht sogleich, und Raimund raffte sich ohne Hülfe rasch auf.

Darüber erschrack Toni.

Raimund lachte.

Ein leicht zu erschreckendes Kind, die Toni! sagte er. Wie sie zusammen gefahren ist!

Der Arzt hoffte immer die Kugel werde sich, nachdem sie sich gesenkt hatte, so glücklich wenden, daß er ihr hätte beikommen können. Dies war nicht der Fall.

Am 4. September fing Raimund an zu fantasiren.

Die Hoffnung ihn zu retten, wurde gleich anfangs aufgegeben.

Am 5. September 1836 um drei Viertel auf drei Uhr Nachmittags starb er.

* * *

Emmi und ihr Gemal begaben sich, als sie die erschütternde Nachricht erfuhren, nach Pottenstein.

Am Leben fanden sie den unglücklichen Dichter nicht mehr, aber sie hörten aus Tonis Munde, treuer, umständlicher, verläßlicher, als dies irgend Jemand zu geben vermocht hätte, die Schilderungen der letzten Tage des armen Mannes mit dem reichen Geiste, mit dem edlen Herzen, welcher einem Wahne, einem entsetzlichen Wahne zum Opfer fiel.

Daß Toni nicht schwer erkrankte, nicht ihrer Sinne beraubt wurde, hat Gott gnädig gefügt.

Was die theilnehmende Freundin in den letzten sieben Tagen seines Lebens, gelitten, geduldet, fisisch und moralisch ertragen, beschreibt keine Feder.

Raimund mußte mit dem Entschluße sich zu tödten, schon von seiner Besitzung abgereist sein.

Man fand sein Testament in der Brusttasche seines Frackes.

Er hatte dasselbe nicht, wie es anfänglich hieß, in Gutenstein, sondern bei seiner Erkrankung in München in gehöriger Form abgefaßt.

Uiberschrieben ist es:

Raimunds Testament.

„Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit!

„In der Uiberzeugung, daß das Ende unseres „irdischen Lebens, den göttlichen Rathschlüssen heim-

„gegeben ist und um für diesen Fall alle meine welt-„lichen Angelegenheiten vollkommen geordnet zu wis-„sen, habe ich **Ferdinand Raimund** aus **Wien**, „dermalen mich zu München in Baiern aufhaltend, „beschlossen, meinen letzten Willen, und zwar nach „dem, der Stadt München, hinsichtlich den Te-„staments-Gezeugen, zustehenden, altherkömmlichen „Privilegio und mit der ausdrücklichen Anordnung „zu verfassen, daß derjenige oder diejenige, welche „in diesem Testamente lukrativ bedacht ist, und da-„gegen irgend einen Streit, eine Beanständigung „oder ein Hinderniß zu erheben, gewillt sind, ohne „weiteres dessen, womit sie bedacht gewesen wären, „ein für allemal beraubt und verlustig sein sollen.

„Ich verordne demnach aus meinem freien, voll-„kommenen, selbsteigenen Willen und bei vollkom-„men ungehindertem Gebrauche meiner Vernunft „und meines Gemüthes wie folgt:

„**Erstens**: Ich will, daß man meinen Leib drei „Tage nach meinem Hinscheiden, nach den Gebräu-„chen meiner Kirche, der römisch-katholischen, ein-„fach, ohne Gepränge zur Erde bestatte.

„**Zweitens**: Ich will, daß mein Erbe, das heißt „meine Erbin an die Armen der Stadt Wien ein „Legat ausbezahle von Ein Hundert Gulden „Wiener Währung.

„**Drittens**: Was die Erbeinsetzung, als die „Hauptsache meines Testaments betrifft, ernenne ich „hiermit zu meiner Haupt- und Universal-„erbin, klar und ausdrücklich, die Demoiselle „**Antonia Wagner**, eheliche Tochter des wohllöb-„lichen Kaffetier, Wagner und dessen Ehegattin „Theresia Wagner in Wien in der Leo-„poldstadt, nächst der Schlagbrücke, in deren ei-„genen Behausung wohnhaft, und will, daß besagte

„Erbin, diesen, meinen letzten Willen, in allen Punk-
„ten getreu und redlich vollziehe.

„Viertens trage ich besagter Haupt- und Uni-
„versal-Erbin hiermit auf, daß dieselbe pünktlich
„und unverkürzt ausbezahle die nachfolgenden Lega-
„te als, nämlich:"

„Erstens, meiner von mir gerichtlich getrenn-
„ten Ehefrau: „**Louise Raimund**, geborne
„**Gleich**, ein Legat von **fünf Hundert Gulden**
„**Conventions-Münze**, welches ich ihr als **ein**
„**Andenken** hinterlasse.

„Zweitens soll mein Schwager, der bürgerli-
„che Schneidermeister **Benesch** in **Wien**, welcher
„meine verstorbene Schwester, **Nannette Rai-**
„**mund** zur Ehefrau genommen, ein Legat haben
„von **drei Hundert Gulden Conventions-**
„**Münze** und eben so sollen:

„Drittens: **Den Kindern**, welche der eben
„benannte **Benesch**, während seiner Ehe mit
„meiner Schwester, erzeugt hat, ein Legat von
„**fünf Hundert Gulden Conventions-Münze**,
„und **zwar jedes derselben, eine solche Sum-**
„**me** ausbezahlt, erhalten.

„Viertens befehle ich meiner Haupt- und
„Universal-Erbin, daß sie auf die Lebensdauer
„der Witwe des bürgl. Friseurs **Anna Räuschl** *),
„dieselbe zum Zeichen meiner Dankbar-
„keit mit Wohnung, Kleidung und Er-
„nährung wohl versorge, und derselben
„nebstbei noch ein Legat von **drei Hundert**
„**Gulden Conventions-Münze** ausbezahle.

„Ich habe diesen, **meinen letzten Willen** salvo
„clausula codizillari eigenhändig geschrieben, unter-

*) Kommt im Roman als Frau Susanne vor.

„schreibe diesen eigenhändig und habe als Testa„ments-Gezeugen, nach Münchener Stadtrecht und „mit dem Eröffnen des Gegenwärtigen, meinen „wahren und unumstößlichen letzten Wil„len enthaltend, eigens erbeten, den königlich baie„rischen Oekonomie-Rath und Ritter des Zivil„Verdienstordens der baierischen Krone, dann Lizen„tiaten beider Rechte, Herrn Heinrich Spengel, „so wie Doktor beider Rechte und Fiskal der könig„lichen Ludwig Maximilian-Universität zu München, „Herrn Simon Heinrich von Spengel, und habe „von besagten Gezeugen gegenwärtiges Testament, „in meiner Gegenwart eigenhändig unterschreiben „lassen."

„So geschehen zu München in Baiern am 8. „Monatstage Dezember des Jahres nach Christi „Geburt Ein Tausend acht hundert und ein und „dreißig." „**Ferdinand Raimund** m. p."

„Als eigens erbethener „Testaments-Gezeuge und „unterrichtet, daß Gegen„wärtiges des Herrn Fer„dinand Raimund aus „Wien, wahren und letz„ten Willen enthalte."
Datum wie Oben.
(L. S.)
F. L. von Spengel m. p.

„Als eigens erbethener „Testaments-Gezeuge und „unterrichtet, daß Gegen„wärtiges des Herrn Fer„dinand Raimund aus „Wien, wahren und letz„ten Willen enthalte."
Datum wie Oben.
Dr. S. H. Spengel m. p.

„Dieses, von Herrn Dr. Bach senior, Johann „Ritter von Katharin und Theresia Wagner, „heute in einem versiegelten Umschlag zu Gericht „gebrachte und sogleich kundgemachte Testament auf„zubehalten und auf Verlangen, Abschriften zu er„theilen." Vom Wiener Magistrate

Wien, am 9. September 1836.

Weixelbaum.

36. Das Leichenbegängniß Raimunds.

Als die Nachricht von dem Unglücke Raimunds nach Wien kam, wurde sie nicht geglaubt.

Erst als mehrere Wiener, welche eigens nach Pottenstein gefahren waren, und sich von der Wahrheit des betrübenden Gerüchtes überzeugt hatten, als D. Lichtenfels, D. und Professor von Wattmann, D. Seipert, die nach Pottenstein berufen wurden, und tiefbetrübt zurückkehrten, da sie dem Aermsten keine Hilfe gewähren konnten, als die „Wiener Theaterzeitung" den ersten umständlichen und verläßlichen Bericht von D. Weidmann, brachte, da zweifelte niemand mehr an dem erschütternden Ereigniß, und die Trauer um den guten, ehrlichen, trefflichen Raimund war allgemein.

Marinelli, Direktor des Theaters in der Leopoldstadt, wollte an dem Tage, an welchem die Nachricht von dem Hinscheiden Raimunds nach Wien gelangte, keine Vorstellung geben, aber es war gerade das Benefiz eines Schauspielers angekündigt, und so wurde das Theater nicht geschlossen.

Für den 8. September wurde Raimunds Leichenbegängniß festgesetzt.

Wien stellte sein Kontingent, aber sonderbar! von all den Enthusiasten Raimunds, von all den Laffen und lächerlichen Vergötterern, die ihm durch ihre wahnsinnigen Lobhudeleien nur geschadet nie genützt hatten, von all den Kaffeehaus-Gönnern vom Petersplatze, von den albernen Vivatschreiern aus Jünglings Kaffeehause u. s. w., welche mit fanatischer Wuth jeden verfolgten, der nicht vor dem zweiten Shakespeare in die Knie gesunken wäre, fand sich kein Einziger ein.

Es war dies auch sehr weise! Welche Rolle hätten diese Laffen denn bei einem so feierlichen Akte spielen sollen; ein „Jux“ wäre ja nicht mehr zu machen gewesen; Ignaz Schuster war schon gestorben; wem hätten sie also noch beleidigen und zu Gunsten Raimunds beschimpfen sollen!

Die „Spaßmacher bei der Leiche,“ wie solche Leute in Wien sehr bezeichnend titulirt werden, fehlten; — lauten Dank noch heute dafür!

Aus Wien, Baden, Neustadt und der Umgebung von Gutenstein fanden sich in Pottenstein wohl mehrere Tausend Personen ein.

Raimunds echte, wahre Freunde, die ihn aufrichtig liebten, die ihn achteten, sein Talent wahrhaft würdigten, fehlten nicht.

Der k. k. Hofschauspieler Ludwig Löwe, einer der wärmsten, innigsten Schätzer Raimunds, war Einer der ersten am Sarge des tief Betrauerten.

Da lag er im Gasthofe in Pottenstein, der Sargdeckel noch nicht zugemacht, in seinem schwarzen Kleide, aufgebahrt.

Der Verfasser dieser Schilderung trat mit Löwe gleichzeitig ein.

Noch einmal wollten sie den trefflichen Raimund sehen.

Sie wollten die theueren Gesichtszüge noch ein Mal betrachten; doch was erblickten sie? —

Raimund lag ohne sein Hinterhaupt im Sarge! Die Hälfte des Kopfes fehlte.

Löwe und der Verfasser dieser Mittheilungen, stießen einen Schrei des Entsetzens aus.

Was ist hier geschehen? Wer hat diesen Frevel begangen? Wer hat die Leiche auf solche Weise verstümmelt und beraubt?

Niemand konnte Auskunft geben. Nicht einmal

Toni wußte hievon! Sie, die Beklagenswerthe, welche ohnehin so viel gelitten, mußte auch diesen Schlag noch erleben! Während sich Toni, die letzten ergreifenden Eindrücke bei dem Anblick des geliebten Todten zu ersparen, in ihr Zimmer zurückgezogen, ihrem Schmerze beinahe erlag, und sich in Thränen auflöste, die peinlichsten Anordnungen ihren Verwandten überlassend, stahl man Raimund das Hinterhaupt, und wie man später erfuhr, der Seltenheit wegen, um in Spiritus „das Gehirn aufzubewahren, in welches eine Kugel eingedrungen war und den Tod nicht augenblicklich, sondern erst nach sieben Tagen veranlaßte!“

Es hieß: Im Interesse der Wissenschaft hätte man Raimunds Haupt geplündert, und der Herr Doktor von Baden hätte sich das erlaubt. Raimunds Gehirn sei jedoch gut aufgehoben, es hinge bereits seit 48 Stunden in einem Glasgefäße mit Spiritus!!

Es wurde augenblicklich nach Baden ein Bote gesendet und der Herr Doktor aufgefordert, herauszugeben, was dem Grabe angehöre, allein der Herr Doktor verstand sich nicht dazu.

Es mußte eine förmliche Klage bei dem k. k. Kreisamte eingereicht werden; das Kreisamt mußte den Herrn Doktor zur Verantwortung ziehen und befehlen, Raimunds Gehirn auszuliefern. Als dies geschehen, welches aber am Begräbnißtage nicht möglich war, wurde der Grabdeckel von Raimunds Gruft wieder gehoben, und sein Hinterhaupt versenkt.

Anfänglich glaubte man, ein Freund Raimunds hätte sich diese Eigenmächtigkeit gestattet; der Dichter Wiest, der ebenfalls in Pottenstein am 8. September anwesend war, behauptete, Marinelli habe das Gehirn Raimunds stehlen lassen, um viel-

leicht aus demselben noch einige der geistvollen Gedanken für sein Volkstheater zu erbeuten — doch, wie gesagt, nichts von allem Dem, ein Herr Doktor spielte den Leichenräuber!

Die Entrüstung über diesen Frevel sprach sich unter den Leidtragenden unverholen aus.

Man entriß zum Glücke bald den Verehrern Raimunds den entsetzlichen Anblick.

Um halb zwölf Uhr wurde der Sarg geschlossen, und in der Kirche zu Pottenstein feierlich eingesegnet.

Hierauf bewegte sich der Trauerwagen, mit vier Pferden bespannt und von mehr denn Einhundert Wagen gefolgt, von all den theilnehmenden Freunden und Kunstgenossen (der Direktor des Leopoldstädter Theaters erschien dabei mit seiner gesammten Schauspieler-Gesellschaft, aus 200 Personen bestehend), über den ziemlich steilen Berg „Hals."

Auf dem Gipfel des Berges bot sich ein Anblick dar, wie ihn noch kein Leichenzug geboten.

Der Weg über den Berg, um ihn minder steil zu machen, windet sich bekanntlich in bequemen Abschnitten. Wenn man nun vom Gipfel herabblickte, so sah man die sämmtlichen Trauerwagen wie eine lebendige Guirlande um den Berg sich schlingen. Eine schwarze Boa um den grünen „Hals!"

In Pernitz, bei der dortigen Pfarrkirche, wurde Raimunds Leichnam von der Geistlichkeit empfangen und noch ein Mal eingesegnet.

Von da ging der Zug durch das arkadische Thal nach Gutenstein.

Hier wurde der Sarg bei der Kapelle vom Wagen gehoben, die ehrwürdigen Väter aus dem Orden der Servitten, ihr achtzigjähriger Prior an der Spitze, vom „Mariahilfer-Berge" herabkommend, verfügten sich zum Leichenbegängnisse, an das sich die sämmtlichen

Schauspieler des k. k. priv. Theaters in der Leopoldstadt mit ihrem Direktor, Herrn Franz Edlen von Marinelli, dann mehrere Künstler der übrigen Theater in Wien und die Mitglieder des Theaters in Baden, sodann eine Unzahl von Freunden und Verehrern des so frühe aus dieser Welt gegangenen Dichters, endlich eine unabsehbare Menge von Landleuten anschlossen, welchen letzteren der Hingeschiedene oft als ein wahrer Retter in großer Noth erschien, da viele aus ihnen von ihm die reichsten Wohlthaten empfangen hatten.

Es ist nicht möglich, daß irgendwie ein Trauergeleite einen rührenderen, ergreifenderen Eindruck zu machen im Stande gewesen wäre.

Die Ruhe des Feiertages, die Stille der Landschaft, der mit Wolken umschleierte Himmel, die feierlichen Anzüge der Leidtragenden, der Sonntagsstaat der Thalbewohner, die Wehmuth in allen Mienen der Sargbegleiter, der ergreifende Trauergesang der Bauernmädchen von sanfter Musik begleitet, das fahle Licht von tausend fackelnden Kerzen, der dumpfe Klang der Kirchenglocken; — es hätte ein Herz von Stein sein müssen, wenn es hier nicht bewegt worden wäre.

Rührung und Schmerz zeigten sich auch allenthalben.

Ganz fremde Menschen, welche aus den Thälern um Gutenstein herbeigekommen waren, selbst die Kinder der Fabriksarbeiter, der Taglöhner und der Bauern, die sich hier einfanden, Alles schien in Thränen aufgelöst.

Der Zug wallte zur Kirche.

Hier wurde das Todtenamt feierlich abgehalten.

Von da bewegte sich das Leichenbegängniß zu dem auf einem ziemlich hohen Bergabsprung liegenden Friedhofe, in welchem das ausgemauerte Grab den Tiefbeweinten erwartete.

Der k. k. Hofschauspieler, Ludwig Löwe, wollte, da der Sarg in die Erde gesenkt wurde, dem Andenken

seines Freundes eine Rede der Liebe und Verehrung widmen, allein vom Schmerze so ergriffen, daß er vor Schluchzen kaum sprechen konnte, vermochte er nur zu sagen:

„Ferdinand Raimund, den wir Alle so „innig geliebt, der als Künstler und Mensch im „In- und Auslande die höchste Achtung genossen, „Du, der Du nach dem Kranze der Anerkennung „im Leben so oft gestrebt, empfange ihn hier im „Tode!"

Als er diese Worte gesprochen, legte er einen Kranz auf Raimunds Sarg, mußte sich aber einem Nebenstehenden vor Wehmuth in die Arme werfen, so ergriffen war Löwe.

Emmi und ihr Gemal standen am nächsten.

Emmi beherrschte sich anfänglich sehr, aber als sie Löwe dem Eindrucke des Grames gleichsam erliegen sah, wandelte sie eine Ohnmacht an. Man brachte sie aus dem Gedränge.

In diesem Augenblicke stimmte der Sänger-Chor des k. k. priv. Theaters in der Leopoldstadt eine, vom Herrn Theaterdirektor von Marinelli in Musik gesetzte Himne an, und die von den Thränen der Leidtragenden befeuchtete Erde, rollte auf den Sarg, welcher die theueren Ueberreste in sich schloß.

Ein Jahr nach seinem Tode, am 8. September 1837, konnte erst sein Monument gesetzt werden. Die Künstler, welche es anfertigten, vermochten es nicht früher zu vollenden.

Toni (Antonia Wagner) ließ es auf großartige Weise errichten.

Raimunds Büste (von Dialer, akademischen Künstler, der Guß derselben aus Kanonen-Metall, von Köhler), mit der Unterschrift:

FERDINAND RAIMUND,
dramatischer Dichter und Schauspieler,
geboren den 1. Juni 1790,
gestorben den 5. September 1836.
Von seiner Freundin A. W.
(Antonie Wagner.)

ziert es.

In Gutenstein befindet sich sein Grab, wie er es gewünscht, denn in seinem „Gedicht an Gutenstein," geschrieben am 1. Mai 1827, heißt es ausdrücklich:

— — — — — — — —
— — — — — — — —

„Und schließt mich einst die Kunst aus ihrem Tempel aus,
„Verbirg mein graues Haupt in deinem grünen Haus,
„Dann mag sich meine Lebenssonne neigen,
„Dann will ich in dein kühles Brautbett steigen,
„In deinem Schoose ruhe mein Gebein
„Mein Grabmal sei in Gutenstein!"

Zum Schlusse unseres Romanes, in welchem wir auch den Charakter, die Eigenthümlichkeiten, die Begegnisse des vielbewunderten Dichters und Schauspielers mit großer Treue und Wahrheit zu schildern bemüht waren, führen wir noch an, was einer seiner besten Beurtheiler im „Morgenblatte" Dr. Vogl über ihn geschrieben. Dort heißt es:

Solche Menschen, wie Raimund war, dürfen nicht mit dem Zollstabe der Alltäglichkeit gemessen werden, und kein Filister hat das Recht, seine winzige Individualität als Tipus für die Menschheit aufzustellen. Wenn wir übrigens mit wehmüthiger Rührung Raimunds freudenleeres Leben, sein Dulden und Kämpfen betrachten, müssen wir uns doch damit trösten, daß wir vielleicht gerade diesen Duldungen und Leiden

die Entstehung seiner herrlichen Dichtungen verdanken, denn v. Holtei singt eben so schön als wahr:

Wie aus der Muschel, wo sie leidet
Tief in des Meeres Thränenschoos
Sich die begehrte Perle scheidet,
Macht sich das Lied vom Dichter los,
In wunder Brust empfangen,
Von Thränen angeschwellt;
Dann täuscht's mit rothen Wangen
Entzückend alle Welt!

Ende des Romans.

[illegible] Umschauung höherer, herrlicher Dichtungen verban-
[illegible] mag eben so schön als wahr:

[illegible] aus der Muschel, wo sie schlief,
[illegible] in des Meeres [illegible]
Sich die [illegible] Perle [illegible],
Macht sich [illegible] Lied vom Dichter los,
In wunder Brust empfangen,
Von Thränen umgeschwellt;
Dann schmückt's mit rothen Wangen
Entzückend alle Welt.

[illegible]

Ende des Bandes.

[illegible]